

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben

— von der —

Allgemeinen Ev. Luth. Synode von Wisconsin, Minnesota,
Michigan u. a. St.

Redigiert von der Fakultät des Ev. Luth. Seminars
zu Waunatosa, Wis.

Motto: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede,
so seid ihr meine rechten Jünger, und
werdet die Wahrheit erkennen, und die
Wahrheit wird euch frei machen.“
Joh 8, 31-32.

Preis per Jahrgang \$1.00.

Jahrgang 12.

1915.

Inhaltsverzeichnis zum 12. Jahrgang.

Seite.

Abhandlungen.

Gottes Wille und Befehl. J. Schaller.....	1
Gesellig Wesen unter uns. J. Ph. Köhler.....	24, 97, 147
Schrift und Vernunft. Aug. Pieper.....	42, 109
Der eine große Gedanke Gottes. Aug. Pieper.....	227
Die Versammlung der Norwegischen Synode. J. Schaller.....	73
Daß uns die Lehre vom Glauben rein bleibe. F. Uplegger.....	169
Joh. 5, 17—47. J. Höneß.....	188, 244

Verchiedenes.

Die seltsamste Bibliothek.....	63
Die Jesuiten.....	64
Uberglauben.....	65
Angst vor der Bibel.....	65
Verzeichnis aller Lehrverhandlungen der Wisconsin-Synode von 1868—1914.....	209
Skizzen zu Adventspredigten.....	267
Hirtengedanken. Von E. Frommel.....	273

Büchertisch.

Jesus, his Words and his Works, etc.....	65
The Bible: A general Introduction.....	69
Concordia-Bibelklasse.....	70
A Treatise on Freemasonry.....	70
Luthergiri.....	71
Neuheiten aus dem Concordia-Verlag.....	72, 279
Corrigendum.....	129
Ausgewählte Psalmen. Dr. G. Stöckhardt.....	129
The Eisenach Epistle Selection.....	130
Lenten Outlines and Sermons.....	132
Daily Exercises unto Godliness.....	133
Daily Devotions.....	134
School Carols.....	134
Briefe von C. F. Walthers.....	135
Beichtreden über alt- und neutest. Texte.....	139
Unser Erlöser. Predigten über die Leidensgeschichte.....	143
Keuschheit und Zucht. Von P. Arzmann.....	144
Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!.....	144
Annual Reports of the General Council.....	145
Flugblätterchen.....	146
Works of Martin Luther.....	220
Why the Congregational Meeting?.....	222, 281

Ein Blättchen mit zwei Liedern.....	222
Chorstück für gemischten Chor. F. Reuter.....	222
Fifty Reasons, Copernicus or the Bible?.....	224
Predigten über alttestamentliche Texte. Von R. Pieper.....	275
Sermons on the Catechism, by C. Abbtmeyer, J. Hucht- hausen and J. Plocher.....	276
Religion and Drink, by E. A. Watson.....	276
Register zum Magazin für ev.-luth. Homiletik und Pastoral- theologie. Jahrg. 1—38.....	279
Essay of Revelation 20, by F. Schumm.....	280
Reformationskatechese.	280
Enchiridion.	280
Synodalberichte der Miss. Synode für 1915.....	280
Schriften der sächs. Freikirche.....	281
Luther and our Fourth of July.....	281
Predigten von den Pastoren G. F. Bergemann und C. Gaujeviß. Kirche, Volk und Staat vom Standpunkt der evangel. Kirche aus betrachtet.....	282
Zeitfaden für den Konf. Unterricht.....	283
Caspari, Geistliches und Weltliches.....	283
Der Krieg im Lichte der christl. Ethik.....	284
Die Psalmen Israels	284
Ewiges Leben? Seeberg.....	235
A Grammar of the Greek New Testament in the light of historical research	290



Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 12.

Januar 1915.

Nummer 1.

Gottes Wille und Befehl.

Bei der folgenden Erörterung soll es sich nicht um den Willen Gottes als eine göttliche Eigenschaft handeln, sondern um den Willen Gottes, der uns Menschen in der heiligen Schrift als Befehl entgegentritt. Wir lassen uns also hier nicht ein auf den Grundirrtum des Calvinismus, der in der falschen Betonung des souveränen Willens Gottes die Lösung für alle theologischen Schwierigkeiten sucht und angeblich findet. Auch die mancherlei Unterscheidungen, die dem Dogmatiker zur Klarstellung der Lehre vom Willen Gottes nötig erscheinen, lassen wir beiseite; es liegt jetzt grade keine besondere Veranlassung vor, über die Unterscheidung der *voluntas antecedens et consequens*, *vol. necessaria et libera*, *vol. beneplaciti et signi*, *vol. arcana et revelata* eine Untersuchung anzustellen. Wir beschränken uns vielmehr für diesmal auf die Besprechung solcher Schriftstellen, in denen zum Ausdruck kommt, welche Einwirkung der ausgesprochene oder angedeutete Wille Gottes auf das Verhalten der Kreatur hat. Dabei schalten wir weiter nicht nur diejenigen Ausagen aus, die vom Zusammentreffen des Willens der Engel mit dem Willen Gottes handeln, sondern auch diejenigen, in denen die Bestimmung der seelenlosen Kreatur durch den Willen Gottes dargestellt wird. Es handelt sich hier um denjenigen Willen Gottes, der den Menschen als vernünftige Kreatur angeht, dessen Offenbarung bei dem Menschen eine gewisse Willensrichtung sofort findet oder hervorrufen soll, dessen Ausführung also eine gewisse Tätigkeit oder wenigstens gewisse Herzenszustände beim Menschen voraussetzt. Und um das Gebiet noch ein wenig weiter zu begrenzen, stellen wir keine Erwägung über das moralische Verhältnis zwischen Gott und den Menschen im Allgemeinen an, sondern beschränken uns auf Gottes Willen und Befehl, sofern er dem Christen, dem Kinde Gottes bewußt

wird und von ihm ausgeführt wird, oder doch ausgeführt werden sollte.

Als einschlägige Stellen haben wir also gewiß alle Ausführungen der Schrift über den gottgefälligen Lebenswandel der Christen anzusehen, wie er in den Bahnen des allen Menschen gemeinsamer Moralfgesetzes verlaufen soll. Es darf unter uns wohl auch auf ernstliche Beschäftigung mit der Frage hingearbeitet werden, wie der Christ als Kind Gottes zu dem sogenannten G e s e z z willen Gottes steht. Trotz aller richtigen Redensarten hierüber, die bei uns geführt werden, sind wir noch weit davon entfernt, daß die richtige Anschauungsweise hierüber unsere ganze Darstellung in der öffentlichen Predigt wirklich beherrscht. Vor allem aber muß uns daran liegen, die Natur derjenigen Befehle und Gebote Gottes zu erkennen, die mit dem Evangelium unmittelbar zusammenhängen. Es ist offenbar Jesu Wille und Befehl, daß wir sein Abendmahl feiern, daß wir taufen, daß wir Mission treiben, indem wir öffentlich und sonderlich sein Wort verkündigen oder verkündigen lassen. Wir haben ferner reichlich Stellen, in denen den Menschen befohlen wird, Buße zu tun, an Christum zu glauben, sich zu befehlen, und auch das sind Gebote Gottes, die nicht nur dem Unwiedergeborenen, sondern auch dem gläubigen Christen gesagt sein können. Gehören nun derartige Befehle Gottes in dieselbe Kategorie mit den Befehlen, die er z. B. in den zehn Geboten ausgesprochen hat? Wenn nicht, wo liegt dann der Unterschied? Es wird uns im Laufe der Erörterung immer deutlicher entgegengetreten, wie sehr die richtige Beantwortung dieser Fragen von dem richtigen Verständnisse des Evangeliums abhängt, so daß unsere Ergebnisse tatsächlich als Beitrag zur rechten Unterscheidung des Gesetzes und Evangeliums dastehen werden — falls sie schriftgemäß sind.

Wer die Befehle Gottes richtig verstehen will, durch die er uns seinen Willen kund gibt, muß vor allen Dingen bedenken, daß Gott seine Gedanken zum Zweck der Mitteilung an uns in die menschliche Sprache einkleiden mußte. Wenn wir ihn auch nur einigermaßen verstehen sollen, muß er so mit uns reden, wie wir zueinander zu reden pflegen. Empfinden wir nun schon fortwährend im Umgang mit andern Menschen, daß wir unsere Meinungen mit unsrer Sprache je und je unvollständig ausdrücken und gar nicht erwarten dürfen, daß man aus unsrer Rede den vollen Inhalt unsrer Gedanken mit

all ihren weitgehenden Zusammenhängen vernehmen werde, so muß es uns schon a priori gewiß sein, daß wir die Gedanken Gottes, die wir in der unvollkommenen Form der menschlichen Rede empfangen, niemals ganz erfassen können. Wer nun die Befehle Gottes in der Schrift genau bezieht, d. h. im Lichte der Erkenntnis Gottes, die das Evangelium schenkt, wird bald bemerken, daß unsrer Menschen- sprache das Vermögen abgeht, in der äußerlichen Form der Darstel- lung zu unterscheiden zwischen einem Befehle Gottes, den wir ausführen sollen und einem seiner Befehle, der nichts von uns fordert, sondern als wirkende Kraft das in und an uns erzeugt, was Gott will. Wir haben für beide Arten des Willens Gottes in der Menschen- sprache nur eine Ausdrucksform, den Imperativ. Wenn Gott uns mittheilen will, daß seiner Heiligkeit entsprechend unser Herz auch gegen Feinde von Liebe erfüllt sein muß, so spricht er das durch den Imperativ aus: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Als Jesus dem Jüngling zu Nain und dem Lazarus im Grabe das Leben wiedergeben wollte, drückt er seinen effektiven Willen wieder durch den Imperativ aus: Jüngling, steh auf — Lazare, komm heraus! Die beiden Arten des Imperativs sehen sprachlich völlig gleich aus, und doch stehen sie für Willenausdrücke ganz verschiedener Art. Sagt Gott dem Sünder auch noch so kategorisch: Liebe deine Feinde, so wissen wir aus Schrift und Erfahrung, daß mit dem Imperativ der Erfolg noch lange nicht gesichert ist. Ob der Angeredete seinen Feind nun auch wirklich liebt oder nicht, hängt von etwas ganz Andre- m ab als von dem Gebote, dem Ausdruck des göttlichen Willens, dem Befehle. Solche Befehle wirken an und für sich dasjenige nicht, was sie als den Willen Gottes bezeichnen. Aber sobald dem Jüngling zu Nain und dem Lazarus im Grabe der Befehl zuging, die Fesseln des Todes abzustreifen und sich als lebende Menschen zu betätigen, konnte es gar nicht in Frage kommen, ob das auch geschehen würde. Die Ausfüh- rung dieser Befehle hing nicht von allerhand andern Umständen ab, am wenigsten von der Entscheidung der beiden Toten, sondern der Wille Gottes setzte durch den Imperativ den Erfolg: die Toten stan- den auf, weil Gott es so wollte. Hier trägt also der Befehl in sich selbst die Kraft, das Befohlene auszurichten. Ob- schon der Jüngling und Lazarus bei der Ausführung des Befehls stark beteiligt waren, ob- schon der Eine den energischen Willen in sich fand, sich aufzurichten

und zu reden, und der Andre ganz entschieden aus der Grabeshöhle herauseilen wollte, war es doch nicht im geringsten ihr Werk, daß sie diese Entschlüsse faßten, sondern die Entschlüsse wurden durch den Befehl Gottes selbst bewirkt. Wir erkennen hier also zwei verschiedene Imperative. Die ein Art bringt lediglich zum Ausdruck, was nach Gottes Willen geschehen sollte, ohne daß damit das Geschehen garantiert würde. Die andre Art drückt einen Schöpferwillen Gottes aus und ist das bewirkende Wort Gottes selbst, dem die Kraft innewohnt, zu setzen, zu machen, zu schaffen, was der Imperativ als Willen Gottes kennzeichnet.

Es möchte nun scheinen, als seien die angeführten Beispiele insofern ungenügend für unseren Zweck, als sie von Vorgängen auf ganz verschiedenen Gebieten handeln. Das Gebot der Feindesliebe richtet sich an die moralische Seite der menschlichen Persönlichkeit, während die Befehle, die Lazarus und der Jüngling bekamen, das physische, materielle Leben betrafen. Der Einwand übersteht aber doch die unleugbare Tatsache, daß der lebengebende Befehl Christi direkt an die Persönlichkeiten jener Toten erging, nicht an ihre materielle Seite allein, und daß sie dem Wortlaut nach eine ganz bestimmte Willenstätigkeit forderten. Wenn wir uns vorstellen könnten, daß die beiden Toten zu dem Entschlusse gekommen wären, dem Befehle nicht zu gehorchen und im Todeszustand zu bleiben, so würden wir eine derartige Weigerung sofort als eine Verfündigung gegen den Willen des Schöpfers erkennen. Dieser Gedanke ist auch durchaus nicht ohne biblische Analogie. Des Elisa Befehl an Naemann, sich wegen seines Auswases im Jordan zu waschen, lag genau auf derselben Linie, wie Jesu Befehl an jene Toten, und die unwillige Weigerung des Syrers, den Befehl auszuführen, war doch gewiß eine Sünde gegen Gott, der ihm Heilung schaffen wollte. Die Schrift schildert uns ferner den Seelenzustand derer, die in ihren Sünden von Gottes Strafgerichten übereilt werden. Sie haben in Wahrheit keine Wahl, denn die strafende Hand des göttlichen Richters liegt zwingend auf ihnen. Daß sie aber in ihrem Herzen der gerechten Strafe widerstreben und verzweifelnd schreien: Ihr Berge, fallt über uns usw., ist doch nicht eine moralisch indifferente Handlungsweise, sondern ebenso eine Sünde wie alles sonstige Widerstreben gegen Gottes Willen. Es ändert darum nichts an der Richtigkeit des Arguments von den beiden Arten des Imperativs, daß die oben

angeführten Beispiele scheinbar in verschiedene Kategorien des Handelns fallen. Sie genügen völlig für den Nachweis, daß gewisse Aeußerungen des Willen Gottes, die uns als Imperative entgegen-treten, wegen der Beschaffenheit derer, an die sie sich richten, wirkungslos bleiben, während andre Willensäußerungen Gottes, die der sprachlichen Form nach auch nichts andres als Imperative sind, die Kraft in sich tragen, das zu bewirken, was Gott als seinen Willen bezeichnet.

Wir werden aber leicht erkennen, daß diese Unterscheidung auch dann zutrifft, wenn wir Befehle Gottes nebeneinanderstellen, die wirklich menschliche Handlungen ähnlicher Art zum Ziele haben. Vergleichen wir z. B. miteinander die beiden Befehle: Liebet eure Feinde, und: Predigt das Evangelium! Diese beiden Befehle sind ihrem Wesen nach gleich; sie betreffen das moralisch-religiöse Gebiet. Denn ob schon das Moralgesetz in seiner ursprünglichen Gestalt von dem Evangelium nichts weiß, so hat doch Gott seinen Heilandsnamen Jehova selbst in die mosaische Fassung des zweiten Gebotes aufgenommen und damit gelehrt, daß allerdings die Verkündigung seiner Heilandsliebe mit zum rechten Gebrauche seines Namens gehört. Die Predigt des Evangeliums Christi gehört also in besonders hervorragender Weise zu den moralischen Handlungen, durch deren Ausführung der Wille Gottes erfüllt wird, wie er im zweiten Gebote zum Ausdruck kommt. Demnach ist dieser Befehl Gottes wesentlich nicht verschieden von dem Gebot der Feindesliebe; denn der Unterschied der ersten und zweiten Tafel des Gesetzes kommt ja für uns hier nicht weiter in betracht. Aber nun beachten wir, was die Schrift selbst von den Geboten sagt. Befehle Gottes, die wie das Gebot der Feindesliebe im Moralgesetz direkt und allen Menschen sofort verständlich vorliegen, tragen in sich keine Kraft, das Verlangte zu bewirken. So lehrt Paulus deutlich, Rö. 7. Das Gesetz ist ja heilig, und das Gebot ist heilig, recht und gut. Dennoch bringt dies Gebot, dieser ausgesprochene Wille Gottes, kein Leben und keine Lebensäußerung hervor: vielmehr erregt es die Sünde, macht sie lebendig und tötet so den Menschen. Ja, diese Befehle Gottes, die der Mensch von Natur noch teilweise kennt, haben nach Gottes Absicht gar nicht den Zweck, dem Menschen zum Leben zu verhelfen. Da der Mensch von Natur im sündlichen Verderben liegt, soll Gottes Wille und Befehl im Gesetz nach Gottes Willen den Menschen nur tiefer

ins Verderben hineinstürzen. „Aber die Sünde, daß sie erscheine, wie sie Sünde ist, hat sie mir durch das Gute den Tod gewirkt, auch daß die Sünde würde überaus sündig durchs Gebot“! (V, 13). Ganz anders steht es dagegen mit dem Heilandsbefehl: Predigt das Evangelium! Das ist auch ein kategorischer Imperativ, der äußeren Form nach nicht verschieden von dem Gebot der Feindesliebe. Aber hier ist von vornherein nicht Gottes Absicht, daß durch diesen Befehl der Tod, also das Gegenteil des ausgesprochenen Zieles gewirkt werde, sondern Gott will grade durch dies Wort schaffen und bewirken, was das Wort besagt. Indem er spricht: Predigt das Evangelium, setzt er eben durch diesen Befehl die Tätigkeit der Evangeliums predigt in Gang. Das Evangelium erschallt in aller Welt, weil Gott es so will und seinen Willen durchsetzt. Durch den Befehl beeinflusst Gott den Willen der Menschen, die in betracht kommen, so daß die Tätigkeit, die er haben will, von ihnen als ihre eigene und doch als die seine ausgeführt wird. Sie wollen, weil er will, daß sie wollen!

Das selbe gilt ganz in derselben Weise von den Befehlen Gottes, die wir als Institution oder Einsetzung der Sakramente bezeichnen: Taufet — Solches tut! Es steht uns allen von Jugend auf fest, daß die Sakramente nichts andres sind als eine besondre Einkleidung des Evangeliums. Da Gott an beide die Verheißung der Sündenvergebung geknüpft hat, so ist zwischen ihnen und der sonstigen mündlichen Predigt des Evangeliums kein Unterschied, der hier in betracht kommen könnte. Der angehängte Imperativ zeigt den Willen Gottes an, daß diese Handlungen für alle Zeiten als Gnadenmittel dienen sollen, und autorisiert den dauernden Gebrauch beider Sakramente. Aber der Imperativ ist nicht der des Moralgesetzes, sondern auch hier haben wir ein schöpferisches Wort Gottes, durch das er bewirken will, was er will. Dadurch daß Gott befohlen hat, zu taufen und das Gedächtnis seiner Erlösung im Abendmahl zu begehen, bestimmt er den Willen der Menschen, die in betracht kommen, so daß sie diese Einsetzung Gottes beachten. Sie handeln dann die Sakramente nicht mechanisch als äußerliche Zeremonien, sondern eben mit der Absicht, die Gott hat, daß nämlich denen, die an den Sakramenten teilnehmen, dadurch Vergebung der Sünden mitgeteilt werde. So wird durch den Befehl der Wille solcher Menschen identisch mit dem Willen Gottes. Pastor und Gemeinde wollen, daß dem

Täufeling in der Taufe das ewige Leben als Gottes Gabe zugesprochen, daß den Kommunikanten im Abendmahl das von Christo erworbene Heil gegeben und versiegelt werde.

Im Vorübergehen mag hier darauf hingewiesen werden, daß durch diese drei Befehle, den von der Evangeliumspredigt überhaupt, den von der Taufe und den vom Abendmahl, alle Tätigkeiten gewirkt werden, die die Gemeinde Jesu Christi als solche je und je ausgeführt hat. In bezug auf die Sakramentsverwaltung ist der Wille der Gemeinde durch die klaren Einsetzungsworte bestimmt; sie maßt sich kein Recht an, die äußerliche Form dieser heiligen Handlungen irgendwie zu verändern, ja, das kann ihr gar nicht in den Sinn kommen, weil sie bei diesen Dingen keinen andern Willen hat, als den, den Jesus in der Einsetzung ausgesprochen. Für die sonstige Predigt des Evangeliums jedoch kennt sie keine formbestimmende, also beschränkende Vorschrift. Da kommt es ihr wie ihrem Herrn nur darauf an, daß das Wort der Gnade reichlich erschalle; darum gestaltet sie hierin ihre Maßnahmen je nach den Umständen in völliger Freiheit, nur durch den Willen ihres Herrn beeinflusst. Sie gesteht keinem Menschen, keiner Gruppe von Menschen, ja überhaupt keiner Kreatur (*ne angelus quidem*, sagt das lutherische Bekenntnis) das Recht zu, ihr eine äußerliche Ordnung der Evangeliumspredigt als göttliche Ordnung aufzuhalten, weil ihr Herr in dieser Sache keinen besonderen Willen geäußert hat.

Genau so wie mit diesen Befehlen, in denen Gott eine ganze Gemeinschaft unter den Menschen anredet, steht es mit den Befehlen, die nur den Einzelnen betreffen. Johannes und Jesus beginnen die neutestamentliche Verkündigung mit dem Rufe: Tut Buße und glaubet an das Evangelium. Jesus redet vielfach davon, daß die Menschen den Willen Gottes tun müssen, wenn sie ins Himmelreich kommen wollen, und meint damit die gläubige Annahme des Evangeliums. Ganz in derselben Weise ermahnt Petrus seine Zuhörer: Lasset euch helfen von diesen unartigen Leuten (Act 2, 41), und Paulus: Glaube an den Herrn Jesum (Act 16, 31); Gott gebeut allen Menschen an allen Orten, Buße zu tun (Act 17, 3). Wer diese Imperative als reine Moralgebote ansieht, in denen Gott gewisse Leistungen, Tätigkeiten, Herzenszustände vom Menschen fordert, verfällt rettungslos dem Synergismus in irgend einer Form. Man schließt: Wenn Gott dem Menschen befiehlt, Buße zu tun, so muß

doch die Kraft zu der Handlung im Menschen stecken, sonst wäre die Forderung ungerecht. Das ist aber eben so unrichtig geschlossen, als wenn jemand aus den Befehlen, die Jesus an den Jüngling zu Nain und an Lazarus richtete, schließen wollte, die beiden hätten in sich Kraft gehabt, eine Auferstehung in Szene zu setzen. Gerade diese Analogie gebraucht der heilige Geist ja so oft, wenn er den Kindern Gottes bezeugt, daß sie aus dem Tode ins Leben gekommen sind. Alle die angeführten Befehle Gottes, die es mit der Veränderung des subjektiven Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschen zu tun haben, sind nicht Imperative, wie das Moralgesetz sie hat, sondern sie drücken den schaffenden Willen Gottes aus und tragen die Kraft in sich, zu verwirklichen, was sie vom Menschen zu fordern scheinen. Für diese Wahrheit sind uns reichlich Schriftzeugnisse zur Hand. Das Wort „tut Buße“ heißt ja eigentlich „ändert eure Gesinnung“, und dies ist wiederum nur ein anderer Ausdruck dafür, daß der Mensch sein ganzes Herz, seine Persönlichkeit in ihrem innersten Kern umkrempeeln, neu machen soll. „Tut Buße“ heißt genau so viel, als wenn da stünde: Ich will, daß ihr ein neues Herz haben sollt. Das meint Gott aber nun durchaus nicht in dem Sinne, als ob es dem Menschen überlassen bleibe, diese umfassende Aenderung an sich zu vollziehen; vielmehr hat er diesen Befehl ausdrücklich so erklärt: Ich will euch ein neu Herz und einen neuen Geist geben; ich will das steinerne Herz aus eurem Leibe wegnehmen und euch ein fleischern Herz geben (Hes. 36, 26; 11, 19). Dieselbe Forderung spricht scheinbar Christus aus, da er zu Nikodemus sagt: Ihr müisset von neuem geboren werden. Der Pharisäer staunt; ihm kommt diese Forderung unsinnig vor, weil sie unausführbar ist. Aber Jesus macht ihm sofort klar, daß es sich hier um etwas handelt, das der Mensch selbst schlechthin nicht leisten kann, das aber Gott ohne Zutun des Menschen durch seinen Geist schaffen, bewirken will. Als ferner der Kerkermeister von Paulus die Antwort erhielt: Glaube an den Herrn Jesus, so sollte er damit keineswegs vor die Alternative gestellt werden, Jesum gläubig anzunehmen oder zu verwerfen, sondern das Wort des Apostels war der rettende Heilandsbefehl, der in sich selbst die Kraft trug, den Glauben zu wirken.

Wer diese Wahrheit erkannt hat, dem machen auch die Reden Jesu von dem Willen seines himmlischen Vaters keine Schwierigkeiten mehr. Hierher gehören vornehmlich die beiden Stellen: Ins Himmel-

reich kommt, wer den Willen meines Vaters im Himmel tut (Mt. 7, 21); so jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei (Joh. 7, 17). Es fällt sofort in die Augen, daß diese beiden Aussprüche nicht denselben Skopus haben. In der Matthäusstelle macht Jesus den Eintritt ins Reich Gottes davon abhängig, daß man den Willen Gottes tut, während nach der Johannisstelle das Tun des Willens Gottes zu besserem Verständnisse der Lehre Jesu führen soll. Aber eben so offenbar ist der Wille Gottes, von dem geredet wird, in beiden Fällen derselbe. Was für ein Wille Gottes ist dies? Die Antwort, die auf diese Frage gegeben wird, lautet gewöhnlich durchaus gesetzlich. Sie kommt aus der Ansicht, daß Jesus von gewissen Leistungen rede, die der Mensch fertig bringen müsse, ehe er ins Reich Gottes kommen oder tieferer Erkenntnis der Lehre Jesu gewürdigt werden könne. Nun bezeugt ja der Herr gewiß klar genug, daß in den Menschen, von denen er spricht, ein bewußter Wille vorhanden sei, Gottes Willen zu tun. Aber wir beachten auch sofort, daß er in diesen Aussprüchen nicht eine Silbe davon sagt, wie der Mensch dazu komme, diesen Willen zu haben und so Gottes Willen zu tun. Wer also hier einen gesetzlichen Willen Gottes gemeint findet, fälscht den Gedanken, den Jesus ausspricht. Dagegen wird man nicht einmal dadurch sicher geschützt, daß man gelernt hat, den Willen Gottes tun heiße hier an Jesum Christum glauben. Die gesetzliche Auffassung tritt zutage, wenn etwa der Prediger auf der Kanzel, nachdem er die Gnade Gottes in Christo herrlich dargestellt und die Herzen froh gemacht hat, auf einmal ein sehr ernstes Gesicht aufsetzt und allen Trost wieder wegnimmt, indem er fortfährt: **Aber** — um das alles zu haben, mußt du nun freilich glauben. Dann schwingt er in der weiteren Ausführung eifrig die Geißel des Gesetzes, damit ja nicht etwa ein Unwürdiger die Gnade Gottes sich aneigne, und weil er fortwährend vom Glauben redet, meint er recht evangelisch und lutherisch gepredigt zu haben, während er doch in Wahrheit den Glauben als etwas hingestellt hat, das der Mensch leisten müsse, ehe die Gnade für ihn da sei. Tatsächlich heißt nämlich jenes **Aber**: Allerdings ist Vergebung der Sünden vorhanden, aber ihr müßt nun auch das Gute tun, sie zu erlangen — ihr müßt glauben, denn das ist der Wille Gottes. Wer so denkt und predigt, kann sich nicht rühmen, im Geiste Christi zu reden. Der Wille Gottes, von dem Jesus redet, ist nicht ein fordernder Wille, nicht der Gesetzeswille, sondern

der gebende, schaffende Wille, der Wille des Evangeliums. Die Form, in der dieser Wille Gottes dem Menschen bekannt wird, ist irgend einer der oben besprochenen Imperative: Tut Buße, befehrt euch, glaubet an Christum. Darum heißt Joh. 7, 17, offenbar: So jemand durch Gottes Kraft den Willen hat, Gottes Willen zu tun. Aber auch in Mt. 7, 21, wird der Zusammenhang der Gedanken mit einem Schlage klar. Eben den Leuten, die da meinen, sie müßten etwas leisten, um in den Himmel zu kommen, erklärt der Herr, es komme gar nicht auf irgend eine Leistung ihrerseits an, sondern darauf, daß Gott den Glauben im Herzen wirkt. Gerade und genau dies Verständnis des Wortes Jesu verbürgt uns Paulus als das richtige, indem er Eph. 1, 11, bezeugt, daß Gott alle Dinge wirkt nach dem Rat seines Willens. Für ihn wie für Christus ist es ohne weitere Worte selbstverständlich, daß dieser rettende Wille Gottes nicht ein frommer Wunsch ist, dessen Erfüllung von der freien Entscheidung des Menschen abhängt, sondern eben die wirkende Kraft Gottes selbst; denn nach B. 19 ff. gehört ja auch grade das zur rechtschaffenen Erkenntnis Gottes, daß man wahrnimmt die Größe seiner Kraft an uns, die wir glauben nach der Wirkung seiner herrlichen Stärke, die er in der Auferweckung und Verherrlichung Christi gewirkt hat.

Von dieser Erkenntnis aus treten endlich auch die Stellen ins rechte Licht, die von der Erfüllung des Gesetzeswillens Gottes durch die Gläubigen handeln. Paulus schreibt: Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung (1. Theß. 4, 3), und ermahnt uns zu prüfen, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille (Rö. 12, 2). Petrus gründet seine Ermahnung zur Heiligung auf das uralte Wort: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig (1. Pet. 1, 16) und bezeichnet die Wirkung der guten Werke der Gläubigen auf die Ungläubigen gradezu als Absicht, als Willen Gottes (2, 15). Dazu kommen alle Ermahnungen zu bestimmten guten Werken, sowohl in den Reden Christi wie seiner Apostel, die überall auf dem Gedanken ruhen, daß Gott diese Werke will. In all diesen Stellen hat es die Schrift ausschließlich mit solchen Personen zu tun, die bereits durch den schaffenden Willen Gottes zu seinen Kindern gemacht worden sind, die also nicht etwas tun müssen, um etwas zu sein, sondern die etwas tun können und tun, weil sie etwas sind. Wenn ihnen vorgetragen werden soll, was Gottes Wille ist, so kann wieder-

um der Imperativ nicht entbehrt werden, um so weniger, weil alle Vorschriften zum heiligen Lebenswandel naturgemäß in die Worte des göttlichen Gesetzes gekleidet werden müssen, in denen sie den Menschen ursprünglich mitgeteilt worden sind. Aber hier gilt es zunächst einmal, die Erkenntnis zu gewinnen und durchweg anzuwenden, die Paulus in die Worte gekleidet hat: Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben (1. Tim. 1, 9). Für die Kinder Gottes ist auch der mosaische Imperativ kein Gesetz mehr, sondern eben ein Ausdruck des Willens ihres Herrn Jehovah, ihres Heilands und Erretters, dem sie ganz angehören und angehören wollen. Sie brauchen seinen Willen nicht erst durch Entschluß zu dem ihrigen zu machen. Sobald sie erst überlegen, ob sie nach einem klaren Worte Gottes handeln wollen oder nicht, denken sie schon nicht als Kinder Gottes; denn diese haben ihrer neugeschaffenen Art nach denselben Willen wie Gott und brauchen der göttlichen Gedanken nur inne zu werden, um sofort zu wissen, was sie selbst wollen. Die zehn Gebote Gottes, die alles decken, was Gott von Menschen fordert, müssen den Christen freilich fortwährend erklärt und in ihrer Anwendung auf die verschiedenen Verhältnisse des menschlichen Lebens zum Bewußtsein gebracht werden, aber nur, weil ihre Erkenntnis immer unvollkommen bleibt und durch die anhaftende Sünde immer wieder getrübt wird, keineswegs deshalb, weil sie eines Müßens bewußt gemacht werden sollen. In Gottes Himmelreich gibts kein Müßen; da will man den Willen Gottes und sonst nichts. Aber freilich liegt in solchen Erklärungen und Anwendungen des Gesetzes auch keine bewirkende Kraft. Der Wille, den Willen Gottes zu tun, kommt nicht aus der Erkenntnis des Gesetzeswillens Gottes, sondern ist schon vorher vorhanden. Für den wiedergeborenen Menschen typisch ist die Frage des eben bekehrten Paulus: Herr, was willst du, das ich tun soll? (Act 9, 6). Der Wille zur Heiligung des Lebens, der Wille zur Ausführung alles Willens Gottes entsteht lediglich durch die Kraft des lebensschaffenden Willen Gottes, der Evangelium heißt. Darum redet derjenige nicht als Stellvertreter Jesu Christi, der den Christen mit mosaischen Imperativen entgegentritt, ihnen fortwährend Pflichten vorzuhalten hat und sie durch das ewige „du sollst“ zu guten Werken schrecken will. So hat kein Apostel operiert. Paulus hängt seine allgemeine Beschreibung der Heiligung Rö. 6 an die Predigt von der Kraft des Todes und der Auferstehung Christi, und ehe er Rö. 12 auf einzelne Stücke

des Christenwandels eingeht, faßt er die Gedanken des Evangeliums, sofern sie hier in betracht kommen, in die Worte zusammen: Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes. So macht er nicht die drohende Gerechtigkeit Gottes, sondern die Gnade zum Motiv der Heiligung auch im Einzelnen. Petrus zitiert zwar ein Wort, das Sünder schrecken kann: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig (1. Pet. 1, 16); aber nicht nur wußte jeder auserwählte Fremdling, den Petrus anredete, daß Gott selbst diese Ermahnung auf seine Jehovahherrlichkeit gegründet hatte (ich bin heilig, Jehovah, euer Gott, Lev. 19, 2), sondern der Apostel geht zu der Ermahnung über, nachdem er in dem ganzen vorhergehenden Zusammenhang von der Erlösungsgnade gepredigt hatte, und schließt fast unmittelbar an dies Zitat das bekannte, wunderbare Wort von der Erlösung durch das Blut Jesu Christi an. Ja, diese Ermahnung ist für ihn so in das Evangelium eingewickelt, daß sie selbst den Charakter einer Ermahnung verliert und reine evangelische Belehrung wird. Es ist also nicht bloße Redensart, wenn Paulus schreibt: Es ist (in der Gemeinde) ein Gott, der da wirket Alles in Allen (1. Kor. 12, 6), noch darf man diese Worte beschränken auf die Werke, die direkt zur Erbauung der Gemeinde Gottes dienen, sondern Paulus wendet eine allgemeine Wahrheit hier auf den besondern Fall an, von dem er grade handelt. Tatsächlich wirkt Gott alle guten Werke, alle Heiligkeit und Frömmigkeit in allen Einzelnerweisen in allen seinen Kindern, nur eben nicht durch den kategorischen Imperativ des Gesetzes, sondern durch den Gnadenwillen, der im Evangelium verkündigt wird und der wegen der Unvollkommenheit der Menschensprache eben auch mit dem Imperativ ausgesprochen werden muß.

Es bedarf nun keiner längeren Auseinandersetzung darüber, daß diese Erkenntnis des Willens und Befehls Gottes ein Stück der Unterscheidung des Gesetzes und Evangeliums ist. Wer das Evangelium gar nicht oder nicht recht erkannt hat, wird mit diesen Imperativen schlechterdings nicht zurechtkommen, weil er sie einfach niemals auseinanderkennt. Man könnte deshalb wohl gradezu behaupten, an der Handhabung der betreffenden Schriftworte komme es unfehlbar zum Ausdruck, ob jemand im Evangelium lebt oder nicht. Die gänzliche Verwerfung des Evangeliums im Papsttum brachte es mit sich, daß überhaupt keine Unterscheidung der verschiedenen Imperative in der Schrift möglich war. Daraus folgte ganz von selbst, daß man

das Ziel auch aller Aufforderungen zur Buße, zum Glauben usw. völlig veräußerlichte und sowohl Buße als Glauben zu äußerlichen Werken machte, die ausgeführt werden müßten, wenn jemand die Anerkennung der Kirche genießen wolle. In der reformierten Kirche hat man von jeher bei aller Anerkennung des Verdienstes und der Vergebung Christi die äußerliche Beteiligung der Christen an der Erfüllung des Gesetzes stark in den Mittelpunkt geschoben und dadurch das Evangelium verdunkelt. Daher finden wir hier z. B. neben Zeugnung der Wahrheit, daß die Sakramente Gnadenmittel sind, zugleich die Auffassung, daß sie als äußerliche Stiftungen des Herrn beobachtet werden müssen — eine Rückkehr zum *opus operatum*, dessen Züge nur wenig verfeinert sind. Ferner finden wir da ganz allgemein das überzeugte Bestreben, durch gesetzliche Vorschriften unverhülltesten Charakters der Menschen Christentum heizubringen oder ihr Christentum zu fördern; christlicher Lebenswandel ist da nicht sowohl Wirkung des Evangeliums, als vielmehr Bedingung für die Zuwendung der Gnade Gottes. Darum durchzieht auch die ganze reformierte Literatur mehr oder weniger auffällig der pelagianisierende Gedanke, daß in jedem Menschen etwas Gutes wohnt, das man erfolgreich durch Befehle in der rechten Richtung bestimmen könne. In den pietistischen Kreisen der Reformierten, wie bei den Methodisten, kennt man nur die eine Befehrungsweise, daß man mit dem Befehl zu Buße und Befehrung an den Sünder herantritt als mit einer berechtigten Forderung und ihn solange mit diesen angeblichen Forderungen Gottes bearbeitet, bis er klein beigibt und dem Befehle folgt. Aber auch der Besitz der reinen, klaren Lehre des Evangeliums, in sorgfältig ausgearbeiteten Lehrsätzen dem Gedächtnisse eingeprägt, sichert noch nicht gegen Mißverstand göttlicher Imperative. Wenn das Evangelium nicht wirklich im ganzen Seelenleben des Christen zur Herrschaft gekommen ist und die Gedanken aller Art fortwährend kontrolliert, kommt es auch unter Lutheranern zu papistischen und andern gesetzlichen Anwendungen der evangelischen Imperative. Symptomatisch ist hier die Furcht, man möchte es einem Sünder etwa zu leicht machen, ins Himmelreich zu kommen; der Versuch, durch eine Drohung am Schluß der Predigt die Unbußfertigen von der Aneignung der Gnade abzuschrecken; die mannigfachen gesetzlichen Weisen, den Beichtkinder die Beteiligung am Sakrament möglichst schwer und gefährlich zu machen; die niemals verschwindende Bemühung, Beobachtung

der Gebote Gottes und besonders Beteiligung an den Werken der Gemeinde durch scharfe Betonung der *Pflichten* eines Christen zu erzielen.

Alle diese Erscheinungen sind ja sehr erklärlich. Der Mensch steht von Natur unter dem Gesetz, wie Paulus Gal. 4, 3, mit ebenso vielen Worten sagt. Damit will er nicht nur die Tatsache aussprechen, daß alle Menschen unter dem Fluche stehen, den das Gesetz über Sünder ausspricht, sondern genau dies, daß die Menschen im natürlichen Zustande vom Gesetze kontrolliert werden. Wie Sklaven sind sie unter das Gesetz verkauft, so daß der Sohn Gottes kommen und sie loskaufen mußte. Wie die weiteren Ausführungen des Galaterbriefs zeigen, geht die Sklaverei so weit, daß der Mensch überhaupt nur in Formen des Gesetzes denken kann, sobald sein Verhältnis zu Gott und zum Nächsten in Frage kommt. Mag er innerlich den unerbittlichen Ernst des göttlichen Gesetzes noch so sehr verfluchen und sich dagegen auflehnen, das ändert nichts an der Tatsache, daß er alle Antworten auf moralische und religiöse Fragen im Gesetz sucht, und daß er alles, was er da findet oder zu finden meint, sofort auch als kategorischen Imperativ empfindet, mit dem er sich irgendwie auseinandersetzen muß. Weil er von Natur nur in *terminis legis* denken kann, gehört auch die Sprache des Gesetzes zu seiner natürlichen Ausstattung, und die Gedanken der Heiden, die sich untereinander verklagen und entschuldigen (Röm. 2, 15), die ihnen naturgemäß *φυσικῶς* eigen sind, reden durchweg die Sprache des Gesetzes. Das ist darum auch die einzige Sprache, die der Mensch von Natur versteht; er kann sich nicht einmal vorstellen, daß Gott auch noch eine andre Sprache mit Menschen führt, und wenn er diese andre Sprache hört, so bleibt sie ihm schlechterdings unverständlich, wie einem Deutschen, der nach Tibet verschlagen wird, die Sprache der Tibetaner. Die heimliche, verborgene Weisheit Gottes, von der das Evangelium kündigt, muß ja notgedrungen in diejenigen Sprachformen gekleidet werden, die der Mensch kennt; aber weil die Dinge, von denen Gott da redet, von der Art sind, daß kein Auge sie gesehen, kein Ohr sie gehört hat und sie in keines Menschen Herz gekommen sind, klingt dem natürlichen Menschen alles unverständlich. Er vernimmt die Worte, aber er vernimmt nicht den Sinn des Geistes, er kann es nicht greifen, nicht mit seinem Geiste fassen (1. Kor. 2, 14). Da geht es ihm dann mit dieser Sprache des gnädigen Gottes ähnlich

wie dem Ungebildeten, der eine ihm unbekannte Menschensprache reden hört. Das meiste versteht er überhaupt nicht, aber hie und da hört er ein Wort, das ihm gerade so klingt, wie ein Wort seiner Muttersprache. Nun meint er wenigstens, dies einzelne Wort verstanden zu haben; aber sobald er versucht, nach dieser vermeintlichen Erkenntnis zu handeln, trifft er etwa das grade Gegenteil dessen, das der Redner erzielen wollte. So geht es dem natürlichen Menschen mit der ganzen Sprache des Evangeliums. Die eigentlichen Dinge des Geistes, auf die alles ankommt, kann er überhaupt nicht erfassen; das Wort vom Kreuz wird ihm sofort zum Aergernis oder zur Torheit. Aber dann hört er auch Dinge, die er zu verstehen meint. Imperative schlagen an sein Ohr, und mit Imperativen hat er sich zeit- lebens abzufinden gehabt. Er hört Gottes Willen und Befehl, daß er Buße tun, sich bekehren, an Jesum Christum glauben soll. Er vernimmt Aufträge, sich taufen zu lassen, das Sakrament des Altars zu feiern, Evangelium zu predigen. Das Alles meint er zu verstehen, weil da im Imperativ geredet wird. Aber nicht nur bleibt ihm der eigentliche Gedankeninhalt dieser Befehle Gottes unfaßlich, sondern er merkt auch nicht, das hier ein Imperativ ihm völlig unbekannter Art vorliegt. Darum erweckt auch die imperativische Form in ihm nur falsche Vorstellungen. Er hält diese Befehle für neue Forderungen von der Art, die ihn von jeher nur geplagt und unglücklich gemacht haben, und weil ihm scheinbar die Freiheit der Entscheidung zusteht, stellt er sich in Gegensatz zu diesen Forderungen und formuliert mehr oder weniger klar die Weigerung, darauf einzugehen.

Was aber bei dem Unwiedergeborenen seiner ganzen Natur und Beschaffenheit entspricht, das klebt auch dem Wiedergeborenen noch an, weil er neben dem neuen Menschen noch die alte Art an sich trägt. Während seine Ohren und Augen aufgetan sind, daß er die Wunder der Gnade sieht und das Wort vom Kreuz zu seiner Rettung versteht, auch seinen Glauben auf dies Wort baut, hat er das doch alles als eine neue Sprache gelernt, die er sich nur allmählig ganz aneignet, und seine Gedanken bewegen sich immer mehr oder weniger unbeholfen in dem neuen Vorstellungskreise. Das ist nur eine andre Darstellung des uns allgemein geläufigen Gedankens, daß kein Mensch jemals den ganzen Reichtum des Evangeliums beherrscht und die Fülle seiner Gedanken sich aneignet. Dazu kommt noch, daß ein Wiedergeborener in der gedächtnismäßigen Aneignung der ebange-

lischen Verkündigung im Wort große Fortschritte gemacht haben und die Sprachformen der neuen Weisheit recht geläufig mag gebrauchen können, ohne daß diese Weisheit nun auch gleich seinen ganzen Gedankenkreis beherrschend durchleuchtet und durchdrungen hätte. Bei jedem Christen bleibt tatsächlich meist ein ziemlich großer Rest gesetlicher Denkweise übrig; ja die neue Denkweise geht ihm so wenig vollständig in Fleisch und Blut über, daß wir ganz unversehens auf Gedankenwegen, die uns längst keine Mühe mehr machen sollten, in gesetzliche Pfade geraten und ihnen folgen, bis wir zu unserm Schrecken die Verirrung gewahr werden. So wird es uns verständlich, warum nicht nur in der reformierten Kirche, sondern auch unter den Lutheranern je und je viel gesetzliche Auffassung und Anwendung des Wortes Gottes zutage getreten ist. Da wirken wieder die mißverstandenen Imperative. Statt sie durch den neuen, vom Gesetz befreiten Menschen zu verstehen, fällt man zurück in die Denkweise des alten Menschen und macht aus den evangelischen, schöpferischen Befehlen Gottes moralische Vorschriften, deren Erfüllung die göttliche Gerechtigkeit erheischt. Da ist man z. B. viel mehr darum besorgt, daß kein unwürdiger Gast zum h. Abendmahl komme, als darum, daß doch ja der unvergleichliche Trost des Sakraments wirklich auch allen armen Sündern zuteil werde. Man betont die Pflicht der Christen, das Sakrament nach dem Befehl des Herrn oft zu genießen, anstatt es drauf anzulegen, allen Beichtkindern die große Gabe dieses Gnadenmittels lieb und teuer zu machen. Und das kommt uns dann so selbstverständlich vor, daß wir dem, der den freieren Blick festhält, wohl gar Mangel an rechtem christlichem Ernst vorwerfen und Bedenken tragen, ihn noch unter die wahren Jünger Jesu zu zählen.

Es würde ja zu weit führen, wenn wir versuchen wollten, einen vollständigen historischen Nachweis aller gesetzlichen Verirrungen anzutreten, die auf den Mißverstand der evangelischen Befehle Gottes zurückgeführt werden können. Die oben angeführten Schriftgedanken lassen sich auch leicht als Prüfstein für jeden einzelnen Fall verwerten, so daß die Einzeldarstellung hier nicht unbedingt erforderlich ist. Aber unsere Zeitverhältnisse legen es doch nahe, eine gewisse gesetzliche Lehrverirrung unter diesen Gesichtspunkt zu stellen. Der sog. Gnadenwahlstreit, der bis heute noch nicht zur Ruhe gekommen ist, verdankt nachweisbar seinen Ursprung einem Mangel an evangelischem

Verständnisse des Willens und Befehls Gottes. Es ergab sich bald, daß die eigentliche Differenz nicht im Lehrpunkte der Prädestination lag, sondern vielmehr in der Lehre von der Befehrung des Sünders zu Gott. Daß unsre Gegner unsre Gnadenwahllehre nicht als schriftgemäß erkennen, kommt daher, daß das Evangelium, das ihnen gewiß persönliche Herzenssache geworden ist, doch ihren Gedankenkreis nicht so beherrscht, wie es zum rechten Verständnisse der biblischen Lehre von der Befehrung notwendig ist. Die Lehre, daß der Mensch sich für oder wider die Gnade entscheiden müsse, daß es also bei der Befehrung nicht allein auf Gottes Gnade, sondern auch auf das Verhalten des Menschen ankomme, hätte in lutherischen Kreisen gar nicht aufkommen, jedenfalls ihr Leben nicht lange fristen können, wenn man nicht bei aller theoretischen Betonung des *sola gratia* nicht doch zugleich festgehalten hätte an dem Gedanken: Weil Gott die Befehrung befiehlt, weil er dem Menschen hier mit einem Imperativ entgegentritt, so muß die Entscheidung notwendigerweise vom Menschen geleistet werden. Die Ausführung, daß dies durch mitgeteilte Gnadenkräfte geschehe, ist lediglich Verbrämung, mit der man sich und Andern den nackten Zusammenhang der Gedanken verdeckt. Verstände man das Evangelium als Kraft Gottes zur Rettung (Rö. 1, 16), und zwar extensiv zur vollständigen Rettung vom ersten Augenblick an bis zum letzten, machte man also wirklich Ernst mit dem Sage, daß das Heil des Sünders lediglich von Gott kommt und auf der Kraft des göttlichen Gnadenwillens beruht, so könnte es gar nicht in Frage kommen, ob der Mensch etwa die Hauptsache, die Entscheidung, selbst leistet, ob es also bei der Befehrung auf sein Verhalten ankomme, sondern es müßte einstimmig das Bekenntnis erfolgen, daß die Entscheidung des Menschen für Annahme des Evangeliums ganz und gar eine Handlung Gottes ist. Wenn Gott will, wird der Mensch befehrt, und zwar durch die Kraft des Gnadenwillens Gottes, der die Umwandlung schafft. Freilich sagen wir dann auch mit der Schrift, der Mensch habe sich befehrt; aber das ist nur eine Bezeichnung der selbstverständlichen Tatsache, daß im Moment, da Gott den Menschen entscheidet, der Wille des Menschen eben durch die Entscheidungskraft des göttlichen Gnadenwillens denselben Entschluß faßt. Der mißverstandene Imperativ hat dann auch die Annahme erzeugt, das Geheimnis *cur alii prae aliis* sei ein psychologisches, insofern es räthselhaft bleibe, warum derselbe Befehl bei

dem Einen wirksam werde, bei dem Andern nicht, während doch die Voraussetzungen auf Seiten Gottes in beiden Fällen gleich seien. Richtig verstanden läßt der Imperativ, der hier in Frage kommt, eine solche Lösung nicht zu. Die Schrift statuiert zwar die Möglichkeit, daß ein geistlich Toter sich weigern kann, dem lebengebenden Rufe des Heilandes Folge zu leisten; aber sie nennt anderseits die Befehrung eben deshalb eine Auferweckung vom Tode, um zu bezeugen, daß das Leben, wo es entsteht, nur durch die Kraft des göttlichen Gnadenbefehls entsteht, ohne irgendwelche Beteiligung des Toten. Freilich müssen wir uns dann bescheiden und demütig zugeben, daß wir so wenig wie Paulus Auskunft geben können *cur alii prae aliis*; der Apostel hat das Geheimnis in Gott gelegt: So erbarmet er sich, welches er will, und verstocket, welchen er will (Rö. 9, 18). Doch das ist ein anderes Kapitel, das nicht hierher gehört.

In der bisherigen Besprechung haben wir von Gottes Willen geredet, der in Befehlsform an den Menschen herantritt. Abgesehen von den Moralvorschriften, die für alle Menschen zu allen Zeiten die gleichen sind, haben wir als neutestamentliche, evangelische Befehle drei Institutionen in betracht gezogen: Predigt das Evangelium — taufet — solches tut zu meinem Gedächtnis, in deren Ausführung dann die andern Befehle zur Geltung kommen: Tut Buße — befehrt euch — glaubet. Die letzten beiden Gruppen gehören aufs engste zusammen, als solche, die es mit der Rettung des Sünders aus seinem Verderben zu tun haben. Sie sind die spezifisch evangelischen Befehle, durch die Gott alles Gute auf Erden schafft. Es ist nun wohl zu beachten, daß sie auch die einzigen Befehle Gottes an seine Christen sind. Wenn wir daher aus der Darstellung der Schrift erkennen, daß noch andre Dinge auf Grund göttlichen Willens und durch ihn geschehen, so dürfen wir nicht den Fehler machen, den erkennbaren Willen Gottes in einen besonderen Befehl an die Christen umzusetzen. Wenn man so operiert, tritt ein gesetzlicher Zug zutage, der nur dazu führen kann, und dazu geführt hat, daß man einen förmlichen Gesetzeskodex herausgearbeitet hat, der speziell für die Kirche des Neuen Testaments bestimmt sein soll. So ist es ganz unzweifelhaft Gottes Wille, daß die Kinder Gottes nicht getrennt ihre Wege gehen, sondern auch äußerlich zusammentreten und sichtbare Gemeinschaften bilden. Nach dem Berichte der Schrift ist das Resultat der Apostelpredigt überall zuerst Befehrung der Einzelnen, aber

dann auch sofort Bildung sichtbarer Gemeinschaften, und das wird überall als etwas selbstverständliches behandelt, mit dem man sicher rechnen darf. Da erkennt man klar den Plan, die Absicht Gottes und sagt mit Recht: Das ist der Wille Gottes. Aber man mag hinzuhorchen, wo man will, nirgends tritt uns dieser Wille Gottes in einem klaren Imperativ entgegen, so daß wir sagen könnten: Hier hat Gott die christliche Gemeinschaft als Institut eingesetzt und befohlen, daß seine Christen so zusammentreten. Vielmehr stellt sich überall heraus, daß solche Gemeindebildung ohne weiteres mit zu den sichereren Wirkungen des Evangeliums gehört. Sobald jemand zum Glauben gekommen ist, braucht man ihm nicht erst zu sagen, daß er sich zu andern Bekennern Jesu halten müsse. Es gehört zu den Aeußerungen des Glaubens, die seiner Natur entsprechen, daß die Gläubigen sich zueinander bekennen. Und das ist das Wesen der Gemeindebildung in diesem Sinne des Wortes. Wo das geschieht, ist sofort die christliche Gemeinschaft als solche erkennbar, denn die Predigt des Evangeliums (in irgend einer Weise) ist die eigentliche *nota ecclesiae*. So wird jedem gläubigen Herzen in der Entstehung der äußeren Christengemeinschaft Gottes Wille offenbar; diese Gemeinschaft entsteht, weil Gott sie durch seinen Willen setzt. Nun darf man aber nicht ohne weiteres schließen: Also haben die Christen **B e f e h l**, Gemeinden zu bilden. Will man Christen als solchen irgend etwas als Gottes Befehl vortragen, so muß man den Finger auf das Wort legen können, in dem der Befehl als Imperativ eben so klar ausgesprochen ist, wie der Befehl zur Predigt des Evangeliums und zur Verwaltung der Sakramente. Wo aber *verba institutionis* fehlen, soll man sie nicht durch noch so glänzende Schlußfolgerungen supplieren wollen. Ebenso steht es, wie wir neuerdings öfter ausgeführt haben, mit der öffentlichen Verkündigung des Wortes durch gewisse Persönlichkeiten. Daß solche besondern Diener nach **G o t t e s W i l l e n** in den Gemeinden arbeiten, sagt die Schrift deutlich genug. Sie erklärt, daß sie vom h. Geist gesetzt sind, daß der erhöhte Christus sie seiner Kirche gibt und setzt. Ausdrücklich führt Paulus an zwei Stellen aus, daß Gott diese Diener in mannigfacher Verschiedenheit der Ausstattung als Gaben in die Gemeinde hineinschickt. Das ist darum den Aposteln so selbstverständlich, daß sie nicht nur persönlich sich damit befaßten, die entstandenen Gemeinden mit solchen Dienern zu versorgen, sondern auch ihren Gehilfen in der Auswahl der Perso-

nen, die man so an die Spitze der Gemeinden stellte, die höchste Sorgfalt anempfohlen. Aber vergeblich sucht man nach förmlichen Einsetzungsworten, in denen genau und unmißverständlich ausgesagt würde, daß und wie dieser Dienst von den Gemeinden eingerichtet und ausgestaltet werden solle. Ueberall tritt uns auch diese Sache als eine selbstverständliche, weil von Gott gewollte Frucht des Evangeliums entgegen. Gott schafft für die Gemeinde und in die Gemeinde hinein Personen, die zu solchen Dingen tüchtig sind. Sie sind immer vorhanden, wo Gott seine Kirche hat, und da kommen sie auch überall zu dem Dienst, den ihnen Gott zugedacht hat. Es sind nicht nur ausdrücklich berufene Apostel, Propheten, Hirten, Episkopen, Presbyter, Pastoren, Pfarrer, die die Gemeinde Gottes durch Predigt des Evangeliums erbauen und so an dem von Gott gewollten Dienste teilnehmen. Nur deshalb, weil solche Gaben Gottes wegen der unvollkommenen Heiligung der Christen auch recht unordentlich und darum für den äußeren Wohlstand der Gemeinde schädigend zur Geltung kommen können, wie das in Korinth geschah, und weil aus demselben Grunde manche sich zu besonderen Diensten berufen hielten, die nicht dazu taugten, mußte der hl. Geist durch den Apostel zeigen, welche Kennzeichen die Männer haben mußten, die Gott seiner Gemeinde als Gaben für besondre Dienste gegeben hat, und wie diese Gaben zur Erbauung der Gemeinde ordentlich zur Geltung kommen können. Aber während Gott auf diese Weise klar zu erkennen gibt, daß seine Gemeinde allezeit rechtschaffene Lehrer haben solle, steht nirgends ein Imperativ zu lesen, daß jede Gemeinde für die Berufung und Einsetzung solcher Leute sorgen solle. Mit andern Worten: Es fehlen die *verba institutionis* sogar für den Episkopat und Presbyterat der apostolischen Zeit, ganz gewiß aber auch für sonstige bestimmte Ausgestaltungen des Gemeindedienstes. Gott schafft durchs Evangelium diesen Dienst immer und überall auf Erden, wo er seine Gemeinde sammelt, und führt seine Gemeinde immer so, daß sie ihren jeweiligen Verhältnissen entsprechend die Personen, die er schenkt, verwertet. Hier liegt wieder Gottes schaffender Wille klar vor Augen, aber er hat ihn nicht in Befehlsform gefaßt.

Nun noch ein Punkt. Wenn wir von Gottes Willen und Befehl reden, so dürfen wir dabei nicht aus den Augen lassen, daß er sich damit nur an seine Kinder als solche richtet, an die Christen

als Christen, an die Gläubigen als Gläubige. Den alten Adam der Christen gehen diese Befehle gar nichts an; sie sind auch seiner Natur fremd, und er hat mit ihrem Inhalte nichts gemein. Darum kann er sie auch nicht verstehen. Ihm sind, wie schon oben ausgeführt, nur gesetzliche Imperative bekannt, deshalb hört er auch nur gesetzliche Imperative, wenn ihm die evangelischen Befehle Gottes ans Ohr dringen. Seiner bösen Art nach lehnt er sich dann auch gegen diese Befehle auf. Er will nicht Evangelium predigen, auch keine Werke tun, die zur Ausführung dieses Gnadenwillens Gottes notwendig sind. Auch will er nicht selbst das Evangelium hören; der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, der Gebrauch des Wortes Gottes im Hause ist ihm eine widerliche Last. Die Taufe hat für ihn keine Bedeutung, und wenn es irgendwie mit Schwierigkeiten verbunden ist, ein Kindlein taufen zu lassen, so will er den Schwierigkeiten sofort das Feld räumen. Noch viel weniger hat er Lust zum Gebrauch des h. Abendmahls. Gerade wenn ihm der Befehl Christi zum fleißigen Gebrauch des Sakraments vorgestellt wird, widersetzt er sich dem Zwang, der ihm, wie er meint, dadurch auferlegt werden soll. Nur so können wir es verstehen, daß wir bei denen, die wir gerne ihrem Bekenntnisse nach für Christen halten, noch so viel Läufigkeit, ja Widerstreben gegen die Befolgung der Befehle Christi finden. Sie sind eben noch nicht ganz Geist, und während wir mit Sicherheit darauf rechnen können, daß der neue Mensch in ihnen die Befehle Christi als seinem eigenen Trieb und Drang entsprechend empfindet, so müssen wir doch bei uns selbst und Andern damit rechnen, daß der alte Adam diesen Befehlen als gesetzlichen Imperativen widerspricht und ihrer Ausführung Widerstand leistet. Daraus darf nun aber nicht der Schluß gezogen werden, daß diese Befehle wirklich eine gesetzliche Seite an sich haben. Nach dem Zeugnis der Schrift trifft ja das Evangelium überhaupt, also in jeder Form bei dem natürlichen Menschen und beim alten Adam der Christen auf diesen Widerstand. In der Welt geht es allezeit so, daß das Evangelium dem Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem Andern ein Geruch des Todes zum Tode wird. Daran hat das Evangelium nicht schuld, weder in der einen noch in der andern Form. Es verdammt und tötet nie, obgleich sich viele Menschen Tod und Verdammnis daran holen; es ist nie für den Einen anders geartet, als für den Andern. Genau so stellt sich auch das Verhältnis des alten Adam zu den Imperativen,

von denen wir reden. Sie ändern nicht ihre Natur dem alten Adam des Christen gegenüber, sondern das alte Wesen, weil es eben sündlich ist, gebraucht das Evangelium zur Sünde und wird an ihm nur um so sündiger. Und da uns Paulus klar heraus sagt, daß der alte Mensch erfäuft werden und sterben, daß das Fleisch mit seinen Lüsten und Begierden gekreuzigt werden muß, damit der sündliche Leib nach und nach aufhöre, daß wir hinfort der Sünde nicht dienen, so sagen wir ganz im Sinne der Schrift, daß die evangelischen Befehle des HErrn, die als göttliche Kraft den neuem Menschen schaffen und beim Leben erhalten, zugleich dazu dienen, den alten Menschen zu überwinden und zu unterdrücken, ihn in den einzelnen Fällen, wo es Ausführung jener Befehle gilt, aus dem Wege zu räumen. Nicht so steht es also, daß wir den alten Menschen durch Anwendung der evangelischen Befehle zwingen könnten, sie zu befolgen — das hieße ja, daß die Sünde in uns zum guten Werke würde —, sondern so geht es bei den Christen, daß durch die Befehle ihres HErrn der neue Mensch Kraft bekommt, den alten Menschen mit seinen Weigerungen und seinem Widerstreben beiseite zu schieben.

Hierauf mußte schließlich noch hingewiesen werden, damit wir darin ganz klar bleiben, daß Gottes evangelischer Wille und Befehl weder nach seiner Natur noch nach Gottes Absicht etwas gesetzliches an sich hat. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß wir erkennen, wie die einzelnen Ausführungen dieser Befehle von seiten der Kinder Gottes immer auch solche Werke sind, die den höchsten Anforderungen des göttlichen Gesetzes entsprechen. Gott spricht: Glaube an den Herrn Jesum, und wirkt durch dies schöpferische Wort den Glauben, der in seinem Wesen nichts andres ist als das zuversichtliche Vertrauen, das Gott im ersten Gebote fordert; denn der in der mosaischen Gesetzgebung diesem Gebot die uns bekannte Fassung gegeben hat, hat vorausgeschickt, daß er Jehovah, der Heiland der Sünder ist. Gott spricht: Predigt das Evangelium, und wirkt durch diesen schöpferischen Befehl das Bekenntnis, die Predigt von Jesu in jeder Form; aber die Predigt des Evangeliums ist so recht eigentlich der Gebrauch des Namens Gottes Jehovah, der ihn im zweiten Gebot von allen Menschen fordert. Das spricht ja Paulus gradezu aus, wo er von der Beteiligung der Christen am Sakrament redet. Christus spricht: Solches tut zu meinem Gedächtnis, und wirkt durch diesen schöpferischen Befehl, daß seine Gläubigen das Sakrament gebrauchen; darü-

ber sagt dann Paulus: So oft ihr von diesem Brot esset . . . verkündiget ihr den Tod des HErrn — gewiß doch eine herrliche Erfüllung des zweiten Gebots, ein rechter, gottgefälliger Gebrauch seines Namens, den er in diesem Sakrament offenbart hat. Wie ferne müßte aber der vom Verständnisse des Evangeliums sein, der aus diesen Erscheinungen schließen wollte: Weil jene evangelischen Befehle wirken, was das Gesetz fordert, so sind sie selbst gesetzliche Befehle! Das ist Logik des natürlichen Menschen, der nur Gesetz kennt. Paulus hats anders gesagt. Er lehrt, daß es dem Gesetz wegen des Verderbens der menschlichen Natur unmöglich war, irgend eine wahrhaft gute, gottgefällige Regung und Willensäußerung beim Menschen hervorzubringen, daß aber Gott durch Sendung seines Sohnes, deren rettende Kraft im Evangelium fort und fort wirkt, zuwege gebracht hat, daß die Gerechtigkeit, vom Gesetz erfordert, aber nicht erzeugt, in uns erfüllet würde. Die rechte Logik des h. Geistes lehrt uns also vielmehr so schließen: Wenn jemand rechtes Vertrauen zu Gott hat und dessen Namen frei bekennet, die Predigt des Evangeliums lieb hat, sie selbst nicht entbehren mag und auch Andern willig zu deren seligmachendem Gebrauche verhilft, also wenn jemand diese größten und schönsten Werke tut, die ein Mensch überhaupt tun kann, der steht nicht mehr unter dem Gesetz, ist auch nicht durchs Gesetz zu jenen Werken gekommen, sondern er steht unter dem lebengebenden Evangelium, das allein den Menschen zu solchen Werken tüchtig macht und sie in ihm hervorbringt.

J. S c h a l l e r.

Gesetzlich Wesen unter uns. II.

(Fortsetzung.)

In der vorigen Nummer wurde der erste der vier aufgestellten Sätze behandelt: „Gesetzliches Wesen unter Christen besteht darin, daß sie die Antriebe und Formen ihres Handelns aus dem Gesetze nehmen, statt sie sich aus dem Evangelium zufließen zu lassen. Das kommt aus dem Fleische, das diesen Zug in jede Lebensäußerung des Christen einmischet und sie damit veräußert.“ Dem Folgenden liegt der zweite Satz in seinem ersten Teile zu Grunde: „Diese Art äußert sich in der lutherischen Kirche zunächst und vornehmlich durch **Wochen auf Rechtgläubigkeit**.

Die obige Auffassung von Gesetz und Evangelium und das daraus fließende rechte Leben ist nicht ein Monopol der lutherischen Kirche, wie sie sich äußerlich darstellt, sondern es ist die rechte evangelische Grundstellung des Lebens bei allen, die an den Herrn Jesum glauben. Das kann gar nicht anders sein. Der Glaube wird vom heiligen Geist gewirkt. Der wirkt die **Einheit** des Geistes. Das ist etwas Innerliches. Außerlich ist es aber möglich, daß durch allerlei andere Einflüsse eine Verschiedenheit in den intellektuellen Lehrauffassungen entsteht, die dann zur Folge hat, daß die Menschen in verschiedene Glaubensgemeinschaften auseinandergehen. Ja, selbst in den einzelnen Glaubensgemeinschaften herrscht Verschiedenheit der Lehrauffassung. Denn das ist doch nicht die Lehrauffassung, was geschrieben steht oder geredet wird dem äußeren Wortlaut nach, sondern was inwendig in Herz, Gemüt und Gesinnung **aufgefaßt** wird. Darum gibt es auch jetzt nicht eine einzelne wahrhaft geistes-einige, äußere Glaubensgemeinschaft, keine Synode, keine einzelne Gemeinde. Ja, eine **äußere Einheit** der Kirche hat es überhaupt nie gegeben, auch nicht in der altkatholischen Kirche. Dagegen besteht heute noch die innere Einheit des Geistes im Glauben. Alle wahren Gläubigen, die der Herr kennt, stimmen nicht nur im allgemeinen darüber überein, daß Jesus ihr Heiland ist, sondern in einer Weise, die auch der Herr nur kennt, auch in der durch jenen Glauben gewirkten Stellung zu Gesetz und Evangelium. Man kann das auch äußerlich wahrnehmen. Es sind nicht nur Lutheraner, die sich über diese Dinge in Wort und Schrift recht äußern. Ja, man kann selbst bei solchen, die der Theorie nach gesetzlich gerichtet sind, merken, daß sie in ihrem Herzen recht evangelische Christen sind. Das gilt wieder nicht nur von Lutheranern.

Aber wenn wir nun auf die *Lehrstellung* der lutherischen Kirche sehen, wie sie ursprünglich in Luther auftritt, und wie sie im Laufe der Geschichte innerhalb der lutherischen Kirche immer wieder die auftretenden Abweichungen zurechtstellt, so dürfen wir mit Recht sagen, die lutherische Kirche hat hier die rechte Lehre. Wir sagen das dann nicht, um Gott zu danken, daß wir nicht sind wie die anderen Leute, sondern um das Bekenntnis zum Evangelium auszusprechen und die Gnade Gottes zu preisen, die wir erfahren haben. Sehen wir aber auf die lutherische Kirche, wie sie sich mit all ihren Mängeln *äußerlich* darstellt, und vergleichen wir sie mit dem andern Teil der protestantischen Kirche, dem Calvinismus, dann zeigt sich, daß beiden das *gemeinsam* ist, daß gesetzliches Wesen dem Wirken des Evangeliums hindernd in den Weg tritt, doch in *verschiedener Weise*. Man darf sagen, daß beim Calvinismus das gesetzliche Wesen mehr und konsequenter heraustritt als beim Luthertum. Das hat seinen Grund darin, daß sich der typische Unterschied zwischen beiden so stellt: die lutherische Kirche betont mehr die Rechtfertigung und den Glauben, die Reformierten betonen mehr die Heiligung und die Liebe. Infolgedessen bildet sich in der lutherischen Kirche ein „*evangelisches Bewußtsein*“ heraus gegenüber den Reformierten. Und nun gilt es zu verstehen, wie trotz des evangelischen Bewußtseins, oder vielleicht auch *durch* dasselbe, bei uns sich das gesetzliche Wesen des alten Adams breit macht. Wir sagen *durch* dasselbe, weil es auch ein evangelisches Bewußtsein gibt, das eben keins ist, weil es rein im Verstande liegt und da eben so gesetzlich wirkt, wie wenn so etwas wie Evangelium garnicht da wäre. Das wird sich im Folgenden ergeben.

Wegen der lutherischen Betonung der Rechtfertigung und des Glaubens ist es natürlich, daß bei uns die *Lehrdarstellung* zum Zweck der Verkündigung des Evangeliums im Vordergrund steht, während die Reformierten sich in der Ausbildung des äußerlichen Lebens im Kirchenregiment und im gemeinschaftlichen Liebeswerk hervortun. Wir halten mehr auf die Lehre, die Reinheit der Lehre. Das gesetzliche Wesen dringt bei uns hier ein in der Gestalt des *Pochens auf Rechtgläubigkeit*. Darunter verstehe ich dasjenige Halten auf Rechtgläubigkeit, wobei die Betonung von dem *Glauben* auf das *recht* verschoben ist.

Der Leser wolle darauf achten, wie das unmittelbar Folgende dadurch schon gegeben ist. Solch Halten auf Rechtgläubigkeit ist vorwiegend intellektueller Natur und geschieht mit Fordern, und mit einem Beifall von Bewußtsein der eignen Rechtbeschaffenheit. Es nährt sich dies Kochen auf Rechtgläubigkeit aus dem Parteisinn, der dem ökumenischen Sinn entgegensteht. Deshalb hängt es sich an die Rede, statt in den Sachen zu leben. Das Resultat ist der Tradionalismus, der den Geist der Rede, den Geist des Evangeliums verloren hat. Das alles ist gefühllicher Natur und widersteht dem Evangelium und zeigt, daß das Halten auf Rechtgläubigkeit im Verlaufe des Lehrtreits den Boden des Evangeliums verlassen hat.

Daß das Evangelium rein bleiben soll, versteht sich von selbst; denn ohne die Wahrheit des Evangeliums, ohne daß man das Evangelium richtig erkannt hat, kann man nicht glauben, kann man nicht zum Glauben kommen. Aber die Reinerhaltung des Evangeliums ist nicht ein unmittelbares Interesse der evangelischen Verkündigung, sondern das kommt erst in zweiter Linie.

Die evangelische Verkündigung hat als erstes Ziel das Glauben im Auge. Das will sie erzeugen. Das ist aber eine Sache des Herzens. An das Herz wendet sich die Rede. Dadurch wird die Rede ein Verkündigen der wunderbaren evangelischen Wahrheit, ein verwundertes Verkündigen der evangelischen Wahrheit, ein Locken mit der Wahrheit. Hierbei kann sogleich das zweite Ziel ins Auge gefaßt werden, daß man für Reinheit des Evangeliums eintritt, wenn der Andere meine Verkündigung falsch verstanden hat. Das ist dann immer noch evangelische Verkündigung. Und es liegt da gar kein Grund vor für das Kochen. Eine solche Auseinandersetzung kann doch durchaus in der Weise geschehen, daß die Zurechtstellung den Charakter der evangelischen Verkündigung behält. Ja, das ist die einzige Weise, wie sie sich Annahme sichert durch den Glauben, den das Evangelium selbst erzeugt.

Das Bestreben der Reinerhaltung des Evangeliums kann aber zur Heiligungspredigt werden, wenn man nämlich gegenüber der sündlichen Neigung zum Irrtum zur Reinerhaltung der Lehre ermahnen muß. Diese Heiligungspredigt geht aber auch aus dem Evangelium hervor, wenn sie recht geschieht. Sie wird da nie

ein Fochen, ein Fordern, sondern bleibt ein Werben, ein Locken. Sie kann ein Warnen werden, bei dem aber das Liebeswerben des Evangeliums im Vordergrund steht; hat man es beim Lehrstreit doch mit Leuten zu tun, von denen man voraussetzt, daß sie an den Herrn Jesum glauben. Die Ermahnung, die das neue Leben positiv fördern will, richtet sich auch hier an den Geist, nicht an das Fleisch. Dem Geist gilt aber nicht das Gesetz mit Fordern, Drohen, Verdammern, sondern allein das Evangelium. Man muß beim Lehrstreit Christen für ihren alten Adam auch gelegentlich das Gesetz predigen. Da ist dann das Fordern und Drohen am Platz; aber man muß sich dann darüber klar sein, daß das nicht mehr Lehrauseinandersetzung ist, daß man jetzt nicht mehr eine Betätigung neuen Lebens, nämlich Annahme der Lehre, zustande bringen will, sondern daß man es jetzt mit der Sünde zu tun hat, die es verdammern gilt. Auch dies muß in der Liebe geschehen, und zwar so, daß der Andere das auch merken kann. Das war z. B. Luthers Ultimatum in Marburg, als er gar keinen Boden für die evangelische Sakramentslehre fand. Es ist nicht überflüssig, die Bemerkung zu machen, daß es nicht darauf ankommt, diese verschiedenen Weisen zu reden, Gesetz, Evangelium, evangelische Ermahnung, äußerlich auseinanderzuhalten. Das wäre eben nur äußerlich. Vermischung von Gesetz und Evangelium besteht nicht darin, daß man beide in demselben Absatz oder gar in demselben Satze hat, sondern darin, daß die Auffassung davon und die innere Herzensstellung dazu durcheinander gewürfelt ist. Wer hier die Sache klar hat, der kann äußerlich frei darüber verfügen. Bei dem Herrn Jesu stehen diese Dinge immer durcheinander in seinen Reden.

Nun tritt aber im Lehrstreit durch das Sicheinnischen des Fleisches die Art des gesetzlichen Wesens auf, die sich nicht nur gelegentlich durch Drohen und Verdammern, durch Rechthaberei und Sichbrüsten mit eigner Gerechtigkeit und durch Traditionalismus äußert, sondern die das gesamte Denken und Empfinden in dem Maße durchdringt, daß bei allem Reden, Auseinandersetzen, Argumentieren die Rechthaberei und der darausfolgende Traditionalismus zutage treten, und zwar, ohne daß der Redende bewußter Weise so gesinnt ist. Dieses ganze Wesen läßt sich in zwei Dinge zusammenfassen: Intellektualismus und Mangel an ökumenischem Sinn. Die beiden be-

dingen sich gegenseitig. Tatsächlich treten sie wohl gleichzeitig auf; historisch tritt der Intellektualismus zuerst heraus.

Unter Intellektualismus verstehe ich das, daß bei der Diskussion über Lehrsachen die Interessen des Verstandes die Interessen des Glaubens überwiegen. Dabei hängen drei Dinge ganz enge mit einander zusammen, die ich zunächst zusammen nennen will. 1. Man legt das Hauptgewicht auf das intellektuelle Verstehen statt auf die innere Herzensüberwindung. 2. Man bleibt in der Rede hängen statt, daß man es immer mit den Sachen zu tun hat. 3. Man macht aus der Rede der Schrift, besonders aus dem Evangelium, ein Gesetz, für das man verstandesmäßige Annahme fordert.

Daß die Lehre, die Schrift, oder eine einzelne Schriftstelle von dem Zuhörer verstanden wird, ist immer die selbstverständliche Voraussetzung bei der evangelischen Verkündigung in dem Maße, daß zu dieser Verkündigung nichts weiter nötig ist, als daß man sie für das formale Verstehen richtig und klar vorträgt. Aus dem Lehrstreit her macht sich aber nun eine Art geltend, der unbewußterweise das die Hauptsache ist, daß die Lehre verstanden wird. Das schon ist etwas Falsches. Es kann jemand intellektuell formaliter das Evangelium verstanden haben, ja noch mehr, es kann jemand durch längere Gewöhnung oder durch tieferes intellektuelles Eindringen in die Zusammenhänge des Evangeliums zum verständnisvollen Empfinden, zum feinen Sensorium für die Wahrheit des Evangeliums gekommen sein, sodaß er ein leises Schiefgehen bei dem anderen sofort merkt. Das ist aber noch nicht der Glaube, sondern das kann sehr wohl rein formaler intellektueller Natur sein. Umgekehrt, es ist sehr wohl möglich, daß ohne tieferes intellektuelles Eindringen in die Lehrsätze ein tiefes starkes Glaubensleben besteht, das sich gelegentlich durch ungemein tiefsinnige Rede oder durch eine entsprechende Handlung kund tut, wie kein intellektueller Scharfsinn es wiedergeben oder mit dialektischem Zerlegen klar machen kann. Das ist die Kindesnatur des Glaubens. Der kommt gerade bei den Einfältigen vor.

Wo dagegen die intellektualisierende Art vorliegt, da macht sie sich bei der Darstellung des Evangeliums in der Weise geltend, daß sie mehr für die Klarheit sorgt als für das Evangelium. Der Glaube will evangelische Sachen hören, der Intellekt will kla-

re Zusammenhänge hören. Die rechte evangelische Verkündigung wird daher die wunderbaren Thatfachen von Gottes Liebe und Erbarmen bringen. Das wird eine Verkündigung, eine verwunderte Verkündigung sein, die sich an den Glauben wendet, die den Zweifel mit den Thatfachen von Gottes Liebe und Gnade überwindet.

Der Intellektualismus bleibt in der Rede hängen. Für die will er Verstehen erzwingen durch den Nachweis der grammatischen oder logischen Zusammenhänge. Es ist ja freilich notwendig, daß man die Rede des Evangeliums richtig versteht, und dazu ist auch notwendig, daß man auf die grammatischen und logischen Zusammenhänge achtet. Die Zustimmung aber, die man für seine Verkündigung erreichen will, soll nicht durch die rein sprachlich formale Auseinandersetzung, sondern durch die evangelischen Thatfachen gewonnen werden. Sobald das Formale in der Auseinandersetzung in dem Vordergrund steht, ist diese schon falsch eingestimmt. Das Fleisch mischt sich nun noch ein. Schon das ist falsch, daß rein intellektuell verfahren wird. Daraus wird dann ein Listeln, das einerseits oft in der Weise auf das Wort, auf den Buchstaben hält, das es unwahr wird und deshalb nicht überzeugt, oder daß man sich so in die logische Folgerichtigkeit eines Lehrsystems verrennt, daß darüber der biblische Bericht von Thatfachen zu kurz kommt.

Für das erste diene folgendes Beispiel. 2. Tim. 3, 16. „Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze etc.“ wurde oft aus dem griechischen Texte so erklärt: „Die ganze Schrift ist von Gott eingegeben und ist nütze.“ Es wurde dann auch noch gesagt, daß das das rechte Verständnis von Luthers Uebersetzung sei. Damit glaubte man die Göttlichkeit der Schrift ganz festgelegt zu haben. Wer nun Griechisch versteht, dem leuchtet bald aus Lexikon, Grammatik und Zusammenhang ein, daß man richtig und unzweideutig so übersetzen muß: „Wenn eine Schrift von Gott eingegeben ist, dann ist sie auch nütze“, oder: „Eine jede von Gott eingegebene Schrift ist auch nütze.“ Wem das Griechisch nicht so geläufig ist, dem muß wenigstens einleuchten, daß Luthers Uebersetzung nicht die erste oben angeführte Auffassung sondern die zweite vermitteln will.

Jene Ausleger merkten die Schwäche der Auslegung nicht, weil sie erstens ein klares Wort, das den Lehrsatz von der Göttlich-

keit der Schrift klar ausspricht, nicht missen zu können meinen. Das ist Intellektualismus. Dann mußte Luther doch das Rechte gesagt haben. Das ist Traditionalismus. Es soll nun nicht der Ernst, mit dem ein rechtschaffener Christ an der einmal erfaßten Lehre festhält, geringgeschätzt werden. Aber das ist doch nicht alles. Während man so darauf erpicht war, daß die Göttlichkeit der Schrift mit eben so viel Worten ausgesprochen werde, verlor man die Sache, die der Text vorbringt, und die die Göttlichkeit der Schrift in viel eindringlicher Weise festlegt, gerade dadurch, daß sie als etwas Selbstverständliches nicht ausgesprochen aber in ihren seligen Folgen geschildert wird, aus den Augen. Das nenne ich in der Rede hängen bleiben.

Das ist zugleich ein Stück Unwahrheit, das öfter vorkommt, als mancher denkt. Es ist diese Unwahrheit nicht böse gemeint, weil es sich ja wirklich um die Verteidigung einer Lehre Gottes handelt, die man mit ganzem Herzen glaubt. Da läßt sich ein weniger starker Geist leicht einreden, daß solche Beweisführung nicht schade. Besonders leicht geschieht das, wenn, wie das bei neu auftretenden Gedanken immer der Fall ist, viele rechtschaffene Seelen nicht gleich mit dem Verstande die Sachen bemeistern können.

Wenn dann noch das hermeneutische oft durchaus unverständene Schlagwort von der Geltung des Wortlautes dazu kommt, dann ist die Sache getan, wenn man weniger geübten Gegnern gegenübersteht, daß man sich mit solchen Scheinbeweisen begnügt. Aber was ist damit gewonnen? Wenn auch der Gegner das Rätsel nicht entwirren kann, so gelingt es nicht immer wie dem römischen Angelfachsen Wilfrid gegenüber dem Culdeer Kolman am Hofe Oswys von Northumbrien Anno 644 (Der König fragt, ob es wahr sei, daß Jesus zu Petrus gesagt habe: Du bist Petrus etc. Als Kolman es nicht leugnen konnte, folgte der König dem Römeling, damit er nicht aus dem Himmel ausgeschlossen würde. Der blieb auch in der Rede hängen.), sondern es bleibt der Zweifel im Herzen des andern neben dem Gefühl, daß er doch Recht habe.

Ein Beispiel für die falsche Betonung der systemmäßigen logischen Folgerichtigkeit ist die Weise im Gnadenwahlstreit, da Calvin aus der Absolutheit Gottes, Gnadenwahl und Verwerfung folgert; oder da man auf lutherischer Seite, um dem Calvinischen Determinismus zu entgehen, das intuitu fidei erfand. Beide Weisen gehen

über die Schriftangaben hinaus, indem sie Gedankenverbindungen ergeben, die nicht von der Schrift an die Hand gegeben sind. Worauf es hier ankommt, ist das, daß rein intellektuelles Interesse diese Darstellungen erzeugt und damit einen Zwang auszuüben sucht. Nun vergleiche man die Zeit und die Verhältnisse, da diese angegebenen Auslegungen vorkamen und vorkommen, um zu erkennen, daß die Geistesstellung, die solchen Darlegungen zu Grunde liegt, richtig geschildert ist, wenn man von Intellektualismus und Gesetzlichkeit redet.

Andererseits hält man dem Gegner im Lehrstreit seine unrichtige Rede vor, statt davon auszugehen, daß der andere wohl das Rechte meint, aber sich entweder unrichtig ausdrückt oder auch nur anders sich ausdrückt als ich, sodaß ich bei meinem beschränkten Verstand ihn nicht gleich verstanden habe. Wenn nun gar noch verletzende spöttische Rede dazu kommt, dann zeigt sich so recht der Charakter dieser Weise. — Ich will jetzt nicht der Empfindlichkeit, die sich durch die harmlosesten Bemerkungen verletzen läßt, das Wort reden. Ein temperamentvoller Mensch macht einmal eine launige Bemerkung, und da ist es nicht recht, alles gleich aufzumucken. Hier handelt es sich darum, zu verstehen, wie die Weisen, mit Gottes Wort umzugehen, geartet sind in ihrem innersten Wesen. — Die oben gezeichnete Weise ist nicht nur falsch, weil sie dadurch, daß sie über das Ziel hinauschießt, ihr Ziel verfehlt, und es gerade an der Herrschaft der logischen Schärfe fehlen läßt und durch ihren persönlichen Angriff das Entgegenkommen des Gegners und die Annahme der verteidigten Position verhindert und den Gegner obstinat macht, sondern sie ist an und für sich falsch, weil sie, statt in dem Inhalt des Evangeliums zu leben und diesen durch Verkündigung, durch Heroldsarbeit, dem Glauben vertrauenswerbend nahe zu bringen, in der Rede, in den Worten hängen bleibt und mit dem Zwang der Gedanken gesetzlich Wesen treibt und aus dem Evangelium ein Lehrgesetz macht.

Das ist dann noch eine Art für sich, daß man aus der Rede der Schrift, besonders aus dem Evangelium ein Gesetz macht, für das man verstandesmäßige Annahme fordert. Für diese Art ist es z. B. charakteristisch, wie der Satz von der Göttlichkeit der Schrift an die Spitze der Theologie gesetzt wird. Wenn man aus allerlei Attributen der Schrift ihre Göttlichkeit oder aus den Aussagen über die

Göttlichkeit den Charakter ihrer Attribute festgestellt hat, dann hat man das sogenannte Formalprinzip der Theologie gewonnen. Dann soll nachher das nackte aus dem Zusammenhang gerissene Wort in der Weise Geltung haben wie beim Advokaten ein Satz der Gesetze. Mit anderen Worten, die Weise, die die Schrift mit ihrem Inhalt als einen Kodex von so und so viel feststehenden Sätzen behandelt, die dem Menschen gegenüberstehen als etwas, das er glauben muß, weil es ja Gottes Wort ist, ist Gesetزتreiberei. Diese Art wird sich auch immer im Intellektualismus bewegen. Ich werde doch jetzt nicht verstanden, als ob ich der Zuverlässigkeit der Schrift etwas nehme. Ich rede gegen die Weise mit der Schrift umzugehen, die ich gesetzlich nenne. Die rechte Weise ist die folgende. An der Spitze steht der Satz von der Vergebung der Sünden. Man hat ihn das Materialprinzip der Theologie genannt, während der Satz von der Göttlichkeit der Schrift das Formalprinzip heißt. Nebenbei gesagt, mag ich diese Bezeichnungen auch nicht, weil sie aus der ganz schiefen Auffassung Melancthons über Theologie stammen, die rein intellektuell und eben darum gesetzlich eingestimmt ist. Für mich ist der Glaube an die Vergebung der Sünden die Hauptsache. Der Intellektus ist nur Organ des Aufnehmens der Gedanken, um den Inhalt des Glaubens zu gewinnen. Dieser Glaube wird vom heiligen Geist gewirkt durch das Wort von der Vergebung der Sünden. Er wird geschaffen durch Liebeswerben, nicht durch logische Stringenz. Mit eben diesem Glauben halte ich dann auch in zweiter Linie fest, was die Schrift sagt über ihre Göttlichkeit. Und so geht es nun weiter mit allem, was die Schrift sagt. Ich würde mit einem Ungläubigen nicht disputieren über die Göttlichkeit der Schrift. Das ist ein Stück des Heiligtums. Das profaniert man nicht. Es würde ja dem Unglauben auch nicht nützen. Er kann das ja gar nicht glauben. Er kann gar nicht aus der gesetzlich intellektuellen Geistesphäre heraus. Dem würde ich Sünde und Gericht verkünden. Wenn ihn das müde gemacht hat, dann, oder auch schon mit einem Hinweis vorher, bekäme er das Wort von der Vergebung zu hören. Und nun, von diesem gemeinsamen Glaubensstandpunkt aus begäbe man sich in alle Gebiete der Schrift, und jeder Punkt würde von dem Lichte dieser evangelischen Wahrheit und überhaupt im ganzen Zusammenhang des Evangeliums beleuchtet und annehmbar ge-

macht. Das Evangelium ist, weil es Evangelium ist, ein zuverlässiges und darum jeder Annahme wertenes Wort, 1. Tim. 1, 15; ein Wort, das man unwillkürlich lieb hat und ihm darum Vertrauen entgegen bringt. So muß man auch damit umgehen.

Das Gegenteil ist die calvinisch-zwinglische Art. Die haben das Formalprinzip und da ist es auch Formalprinzip. Der Intellektus ist ausschlaggebend mit seiner logischen Stringenz. Daß diese Schärfe schartig war, indem Zwingli nicht dem Wortlaut zu liebe sondern um seiner Vernünftelikei willen mit seinem „bedeutet für ist“ von der logischen Schärfe der Sprachforschung abkam und in den Text ein Moment einschmuggelte, das weder durch die Worte des Textes noch durch die Umstände desselben gegeben sondern vielmehr abgewiesen war, das braucht nicht zu hindern, den Zusammenhang von Intellektualismus und Gesetzlichkeit anzunehmen. Es ist das eine immer wiederkehrende Inkonsistenz des menschlichen Lebens, die auch in der sprichwörtlichen Rede zum Ausdruck kommt: „Allzu scharf macht schartig“. Man verfolge nur die ganze calvinische Art in ihrer gesamten Geschichte, um zu verstehen, wie es sich da bei der Lehrauseinandersetzung um eine mathematische Proposition handelt, die sich Anerkennung erzwingt oder Trennung erzeugt; wegen der vorherrschenden Freiheitsliebe meistens das letztere.

Ganz etwas anderes war Luthers Weise in Marburg, da er die Einsetzungsworte vor sich auf den Tisch geschrieben hatte und nicht davon wich. Das war nicht ein stumpfsinniges Pochen auf den Wortlaut. Das wäre Gesetzkreiberei gewesen. Luther hatte in seinen Schriften vom Abendmahl vorher längst ausführlich und eingehend und mit feinem Sprachverständnis seine Auffassung festgelegt. Ebenso war Zwinglis fundamentaler Rationalismus und Radikalismus ausgewachsen und klar geworden, nicht nur in seinen Schriften, sondern auch in der Schweizerstellung zu den rationalistischen Wiedertäufern. Luther hatte das fein erkannt. Er verstand die Geister zu prüfen. Da dieser Stellung Zwingli's gegenüber aller Hinweis auf alle Momente des Wortes Gottes nichts helfen, da stellt Luther endlich mit jener Handlung sein Ultimatum. Dahin muß es schließlich dem Irrtum gegenüber kommen. Das fordert die Wahrhaftigkeit. Aber das ist nicht mehr Lehrauseinandersetzung sondern Gesetzespredigt.

Ein interessantes Beispiel für Intellektualismus versus Evangelische Verkündigung ist der Ausdruck Analogie des Glaubens mit den verschiedenen Wandlungen, die er im Verlaufe der Geschichte durchgemacht hat. Keine von den Auffassungen ist in der Römerstelle begründet. Das ist vor Jahren verschiedentlich in der Quartalschrift festgelegt.

Luther macht nichts aus dem Ausdruck. Wo er bei ihm vorkommt, da sieht man, daß er in Verbindung steht mit der rechten Auslegungsmethode Luthers, die da ausgeht von dem Glauben des Auslegers an die Vergebung der Sünden. Wenn der Ausleger diesen rechten Herzensstandpunkt hat, dann hat er das Evangelium verstanden. Das hilft auch dem intellektuellen Verstehen. Man dringt tiefer ein in die Schrift, dadurch, daß man durch das Evangelium von der Vergebung der Sünden Licht über Gesetz sowohl wie über Evangelium erhält. Im Verlauf des letzten Gnadenwahllehrestreits ist die Lehre von der Rechtfertigung die Analogie des Glaubens genannt worden. Das will ungefähr dasselbe wie Luthers Auffassung besagen. Wo diese Auffassungen nicht im rein intellektuellen Sinn, sondern immer mit dem vorwiegenden Interesse der evangelischen Verkündigung ausgesprochen werden, da vertreten sie eine große Wahrheit, eben die, die oben gegen den Intellektualismus verteidigt wurde, wenngleich die Anwendung des Ausdrucks Analogie des Glaubens nicht im Sinne Pauli Röm. 12, 6 geschieht.

Die andern Auffassungen dagegen, wie sie im Verlauf des Lehrstreits gebraucht wurden, stehen immer im Dienste des Intellektualismus. Selbst die Darstellungsweise, daß die klare Schrift selbst die Analogie sei, die auf unserer Seite gebraucht wurde, leidet an dem bezeichneten Fehler. Es ist wahr, daß nur aus der Schrift irgend etwas über das Heil oder sonst göttliche Dinge erkannt werden kann. Aber so hingefagt, und besonders damals in dem Streit über die Methode, steht die Aussage ganz außer Verbindung mit dem evangelischen Heroldsinteresse, rein im Dienst des äußeren Gedankens, daß die Beweisführung im Lehrstreit von der Schrift ausgehen müsse. Noch mehr ist das der Fall bei den andern Auffassungen, die gewisse Fundamentallehren oder einen Gesamtextrakt aus der Schrift oder das „Schriftganze“ im Interesse einer lückenlosen Systemreihe als Analogie des Glaubens ausgeben. Da kann man es

faßt mit Sünden greifen, daß das logische Verstehen, also rein intellektuelles Interesse, zu dieser Darstellung führte.

Mit der Zwinglischen, d. h. mit der intellektualistischen gesellschaftlichen Art geht nun zusammen eine Gleichgültigkeit gegen Lehreinheit und eine charakterlose Bereitwilligkeit, mit dem Gegner in andern kirchlichen Dingen gemeinsame Sache zu machen. Das ist auch in der Ordnung. Denn wenn man nicht mehr als nur seine rein menschlichen Auffassungen aufzuweisen hat, dann gehört es sich auch nicht, deswegen Trennung anzurichten. Wenn dagegen bei Lutheranern gesellschaftliches Wesen in der Lehrauseinandersetzung Platz greift, dann erscheint das gerade Gegenteil, der *M a n g e l a n ö k u m e n i s c h e m S i n n*.

Der schiefe Ausdruck von der wahren sichtbaren Kirche, der ja recht verstanden sein kann, hat mit dieser unökumenischen Stellung viel zu tun. Der ökumenische Sinn dagegen ergibt sich unmittelbar aus dem Evangelium. Ist es wahr, daß es eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, gibt, daß unter ihnen die Einheit des Geistes, d. i. der einerlei Sinn im Glauben an den Herrn Jesum besteht, dann kann es nicht anders sein, als daß der Glaube des einen sich zu dem Glauben des andern hingezogen fühlt. Dieser ökumenische Sinn besteht darum nicht darin, daß wir eine *L e h r e* von der unsichtbaren Kirche haben. Das ist eine große Gottesgabe. Wir machen sie aber zu etwas Neuzerlichem, wenn es nicht weiter geht. Der ökumenische Sinn besteht aber nun weiter auch nicht in dem charakterlosen *U e b e r s e h e n* der inneren Verschiedenheiten, die doch trennen müssen, wenn man wahrhaftig bleiben will. Das ist auch äußerliche oberflächliche Art.

Unter Dekumenizität der evangelischen Verkündigung verstehe ich das, daß man immer das Sensorium für die eine wahre unsichtbare Kirche, die Gemeinschaft derer, die wahrhaft an den Herrn Jesum glauben, pflegt, gegenüber dem Parteitreiben der verschiedenen konkreten Kirchengemeinschaften in der Welt, die für sich in Anspruch nehmen, daß sie die wahre sichtbare Kirche sind. Der ökumenische Sinn ist etwas Innerliches, das dem individuellen Menschen eigen ist durch den heiligen Geist.

Er besteht darin, daß ich meine *F r e u d e* daran habe, daß irgend jemand an den Herrn Jesum glaubt, einerlei in welcher Gesellschaft ich ihn treffe, und daß ich nicht anders kann, als daß ich

mich zu ihm und eben damit zu meinem Heiland bekenne und, wie es die Gelegenheit gibt, diese Gemeinschaft am Heil pflege in der Wahrheit. Wenn ich irgend wo jemanden treffe, der an den Herrn Jesum glaubt, dann ist dies, daß er also glaubt und daß er durch den Glauben ein Kind Gottes und ein Glied am Leibe Jesu ist, die Hauptsache, die mich zunächst interessiert. Dem werde ich Ausdruck geben, indem ich die Sachen betone, die uns im Glauben verbinden, und nicht durch Tadeln und Kritizieren zunächst die Dinge betone, die uns trennen. Intellektualismus und Mangel an ökumenischem Sinn, die sich gegenseitig bedingen, äußern sich dagegen in vorherrschendem Nichten und Verdammten und zeigen so den Charakter des gesetzlichen Wesens. Selbstverständlich regiert bei evangelischem Sinn die Wahrheit. Es wird also auch die Kritik nicht ausbleiben, aber sie bekommt ihren Ton durch das Evangelium. Ist es notwendig, zu erklären, was damit gemeint ist? Ich will statt dessen zwei Beispiele erzählen. Als Moody Ende der siebziger Jahre in St. Louis war und in wunderschöner Weise das Evangelium von der Gnade verkündigte, da konnte Walther es nicht unterlassen, im Unterrichte dem Manne in den freundlichsten Ausdrücken Anerkennung zu zollen, ohne dies gleich durch Einschränkungen in Bezug auf seine Irrtümer abzuschwächen. Man konnte Walther abmerken, daß er Moody persönlich lieb hatte. Mir hat das damals das Herz abgewonnen für das Evangelium Walthers und Moodys, während die oft unverständige Verehrung, die man für Walther zur Schau trug, die immer im Gegensatz gegen irgend jemand stand, oft die Freude an seinen Darlegungen verdarb.

In Bezug auf Moody möchte ich gleich eine Beobachtung beifügen, die das folgende Beispiel erklärt. In seinen täglichen Predigten streifte Moody oft die Gnadenwahllehre. Nicht daß er sie nannte, sondern daß es sich um die Situation handelte, in welcher die Schrift ihre Gnadenwahllehre als Trost ausspricht. Da hat Moody jedesmal, wenn ich es hörte, genau die Vorstellungen ausgelöst, die wir durch die Lehre von der ewigen Erwählung erzeugen wollen, so daß man sagen mußte, in der Gnadenwahlaufassung stand Moody korrekt. Dann aber, gegen Ende seines Aufenthalts, hielt er, um den ganzen Rat Gottes zu verkündigen, wie er sagte, ex professo eine Gnadenwahlspredigt mit dem kräftigsten Calvinis-

mus darin. Ein Zeichen, wie die intellektuelle Stellung und die Herzengefinnung so verschieden sein können.

Das andere Beispiel ereignete sich, als ich vor Jahren im Westen mit vielen Andersgläubigen zusammentraf. Da begegnete mir eine fromme ältere Frau, die zu den Presbyterianern gehörte. Sie hatte ein verständiges christliches Urtheil, und weil sie es auch zu vertreten wußte, so entspannen sich zwischen uns oft eingehende theologische Gespräche. Da kamen wir auch auf die Gnadenwahllehre. Ich war verwundert, bei der Calvinistin genau unsere Stellung zu finden, die sie in einfüßig gläubiger Zuversicht aussprach. Statt nun dies bei der Frau zu fördern, mußte ich doch in meinem unreifen Wesen den Gegensatz dadurch herausfordern, daß ich die Frau auf Calvins eigentliche Stellung und ihren Widerspruch aufmerksam machte. Nun besann sie sich darauf, wie sie es gelernt hatte, und nun war es mit der Harmonie vorbei, und ich konnte sie auch nicht wieder von der calvinischen Gnadenwahllehre abbringen. Mein Intellektualismus hatte ihren Traditionalismus herausgerufen. Ich möchte mir heute noch auf den Mund schlagen, weil mir beim Nachsinnen klar ist, wie auch damals schon bald, daß Intellektualismus, gesetzlicher Sinn und Rechthaberei, die den andern partout ins Unrecht setzen müssen, mir den ökumenischen Sinn, den ich wohl hatte, so verdarb.

Seit der Reformation ist der ökumenische Sinn dadurch etwas abhanden gekommen, daß die äußere Zersplitterung der Kirche größer wurde als vorher. Es hängt das mit dem Aufstellen der Bekenntnisschriften als der Lehrquelle zusammen. Die Bekenntnisschriften und ihre Entstehung sind nicht schuld daran. Das Fixieren der Lehren, so wie sie nach und nach dem Mißverständnis und dem Irrtum gegenüber festgelegt wurden, war eine geschichtliche Notwendigkeit. Auch die Weise, wie diese Schriften auftreten, bekundet den rechten Sinn. Sie sind Glaubensbekenntnisse, Verkündigungen des Evangeliums. Sie treten auch im Konkordienbuch auf als die Bekenntnisse der einen heiligen christlichen Kirche. Auch das Verwerfen der Ketzer oder vielmehr ihrer Irrtümer ist nicht zu tadeln, denn das geschieht nicht aus einem richterlichen Sinn heraus, sondern um die Gegenätze klar herauszustellen. Aber im Verlauf der Zeit hat sich an den Gebrauch der Bekenntnisschriften das gesetzliche Wesen gehängt und den Sinn für die Eine Kirche geschädigt. Was hier gemeint ist, ist der *P a r t e i s i n n*, der den einen äußeren Haufen

von Bekennern betont gegenüber den Anderen. Wo bei uns der Lehrstreit den Ton hat, daß es gilt den Anderen zu zeigen: Ihr habt Unrecht, ihr habt Unrecht, wir dagegen haben Recht; wo dieses Strafen im Vordergrund steht, und das Betonen dessen, was uns im Glauben verbindet im Hintergrund steht, da liegt bei aller Rechtgläubigkeit in Sachen des Evangeliums ein Vermischen von Gesetz und Evangelium vor, gesetzliches Wesen. Durch das Bohren auf Rechtgläubigkeit wird aus dem Lehrstreit mit der Zeit ein äußerliches Parteigezänk, das die Interessen des Glaubens, der ökumenischen Kirche, hintanstellt, dagegen die Interessen des äußeren Kaufens wahr. Man verfährt dabei auf allen Gebieten mit äußeren mechanischen Mitteln der Gedankenarbeit, die immer gesetzlichen Geisteszwang involvieren, statt durch die wunderbare Tatsache des Evangeliums, die man gar nicht mit Verstandesstärke fassen kann, für den Glauben an den Heiland zu werben. Da ist es denn auch ganz natürlich, der Schrift praktisch nicht mehr den rechten Platz zu lassen. Wenn man auch theoretisch festhält, daß die Schrift die norma normans ist, macht man doch die Bekenntnisschriften oder gar die Schriften der Väter zu der eigentlichen Norm und die Schrift muß in einzelnen zitierten Sätzen, in den dicta probantia, die Rolle spielen die Bedeutung der norma normata ins Licht zu rücken. Ich rede jetzt selbstverständlich nicht von der äußeren Arbeit des Dogmatikers, sondern von der inneren Stellung gesetzlichen Wesens, die sich bei manchen und zu gewissen Zeiten einschleicht. Wenn der Dogmatiker die Lehren in einem Buche darlegt, dann kann er nicht lange exegetische Erörterungen machen. Da ergeben sich naturgemäß kurze Hinweise auf die Schrift. Wenn aber im Innern des Lehrers, in seiner Arbeitsweise, und zwar ohne daß er der Schrift zu nahe treten will, die Stellung von Schrift und der Lehre der Gemeinschaft, zu der man gehört, so verschoben wird, daß die Schrift dazu dient die andere in den Vordergrund zu schieben, da kommt auch neben dem unökumenischen gesetzlichen Wesen auch der gesetzliche Intellektualismus heraus. Jetzt werden die Bibelzitate zu Zitaten aus einem Gesetzeskodex. Das rein intellektuelle Verstehen tritt in den Vordergrund. Das ist um so mehr der Fall, wenn die Auslegung des Zitats nicht vom Autor selbst aus der Schrift gewonnen, und so ein eigenes Erlebnis geworden ist, sondern von Generationen her aus einem Buch ins andere abgeschrieben ist.

Das ist der Traditionalismus. Der erzeugt das gesetzliche Wesen. Oder es geschieht auch umgekehrt und historisch ist das die Regel, Intellektualismus und Mangel an ökumenischen Sinn erzeugen den Traditionalismus.

Traditionalismus ist die Denkweise, da die Tradition, die von den Vätern überlieferte Lehrweise, ausschlaggebend ist. Diese Denkweise besteht nicht nur bei den Römischen, da eine Tradition vorliegt, die oft im Gegensatz gegen die heilige Schrift steht, sondern auch bei Lutheranern. Es wird mit dem Ausdruck nicht die Falschheit der Tradition bezeichnet, sondern die Neigung, sich auf die menschlichen Lehrer und ihre Auslegung statt unmittelbar auf die Schrift selbst zu verlassen. Es liegt in der Schrift dafür gar keine Nötigung vor, daß sie etwa schwer verständlich sei, wie die Römischen sagten. Im Gegenteil, die menschlichen Auslegungen der Schrift sind sämtlich wegen ihrer Gelehrsamkeit viel schwerer zu verstehen als die kinder-einfältige Schrift selbst. Diese Neigung ist vielmehr ein Zeichen und das Resultat von innerer Unfreiheit, die aus verschiedenen Gründen herkommen kann. Wenn jemand von Natur ein Autoritätsmensch ist, dann wird sich das auch in seinem theologischen Arbeiten in der angegebenen Weise geltend machen. Das schadet dann auch nicht, wo der heilige Geist sein Werk hat. Ein solcher Christ wird das Studium der Schrift nicht unterlassen. Und wenn er auch immer gewohnt war, auf andere zu hören, so entwickelt sich bei einem solchen, wenn Not an den Mann kommt, eine Geistesfreiheit und Selbstständigkeit, an die er und andere nicht gedacht haben, die sich dann ganz allein an die Schrift hält und aus ihr lebt. Nichtsdestoweniger bleibt bei einem solchen die gewohnte Weise, sich an menschliche Autoritäten anzulehnen, eine Gefahr für ihn und für die Kirche.

Sonst aber kommt diese ungesunde Neigung aus dem Mangel an Studium der Schrift, und wenn das in der Kirche einreißt, dann nimmt die Unfreiheit überhand und der Traditionalismus ist da. Daß das gesetzliche Wesen ist, zeigt schon die Wurzel Unfreiheit. Ich habe es in einem früheren Artikel in der Quartalschrift Geistesstarre genannt. Wenn man sich die bildliche Ausdrucksweise klar macht, dann ergibt sich die Gesetzlichkeit. Noch mehr ergibt es sich aus der oben geschilderten Arbeitsweise, die das natürliche Resultat der inneren Stellung ist. Nun vergleiche man in der Geschichte, wie

immer die oben gezeichnete Arbeitsweise vorliegt, ob sich da nicht auch immer das Folgende findet.

Mit dieser Weise nämlich gehen zwei Tatsachen in Verbindung, die noch schärfer herauskehren, daß sie gesetzlicher Natur ist. Das ist einerseits die Tatsache, daß das Gefühl der eignen Rechthaberschaft, in diesem Fall also der eignen Rechtgläubigkeit, zum Ausdruck kommt. Das findet sich z. B. in Predigten, da bei Jubiläen oder sonstigen Gelegenheiten hauptsächlich Bezug genommen wird auf das, was unsere Synoden oder einzelne Männer unter uns oder der einzelne Jubilar, um den es sich handelt, geleistet haben. Es versteht sich unter uns von selbst, daß wir dann sagen, dafür gebührt Gott allein die Ehre. Aber die Sachen sind nicht so dargestellt, sondern man rühmt den Menschen, man vergleicht Menschen und ihr Tun mit andern Menschen, man weist aber nicht auf, wie das eben nicht ihr Tun ist, und die Rede: Gott allein die Ehre, hinkt nur so hinten nach. Die Redner wollen selbstverständlich Gottes Gnade nicht in den Hintergrund stellen, aber ein unbewußter angeborener und auch durch geschichtliche Erziehung erworbener Ton von Selbstgefühl hindert in dem einzelnen Fall, daß die große Botschaft von Gottes Gnade, die doch grade dann so selbstverständlich den ersten Platz haben sollte, nicht in erhabener Rede zum Ausdruck kommt.

Es zeigt sich da derselbe Vorgang, der schon früher in der Poesie unter uns bemerkt worden ist. Ich zitiere zu dem Zweck aus Quartalschrift, Jahrg. 11, Juliheft, S. 160. „Das amerikanische Synodalleben hat einen schweren Schaden; das ist das Parteiwesen. Dabei kann keine wahre Kunst hochkommen. Das sieht man gerade an der Dichtung unserer amerikanisch-lutherischen Sänger. Dreht sie sich um's Evangelium, oder die Natur, oder auch um allgemeine Gedanken des Lebens, was man mit jedermann gemein hat, dann ist sie echt, ursprünglich und wahr. Sobald sie sich um die Synode dreht, oder einzelne Personen oder Vorkommnisse im Synodalleben, da erhebt sich der Dichter nie zu wahrer künstlerischer Kraft. Dann hat er eigentlich keine große Wahrheit von allgemeiner Geltung zu verkünden, sondern er steht unbewußt unter dem Banne des Parteiinteresses, das ihn hindert am großen Blick und an großer Gestaltungskraft.“ Genau dasselbe ist der Vorgang bei Predigten oder Zeitungsartikeln oder sonstigen Schriften. Ebendahin gehört

der beständige Hinweis auf die eigene Synode und ihrer Führer, als ob es keine anderen Christen gäbe. Nicht das ist das Tadelnswerte, daß man den Segen Gottes, den man im engern Kreise erfahren, heraushebt, sondern das, daß man ihn nicht von einem höheren Standpunkte als dem des Parteiinteresses anschauen kann. Worauf es jetzt ankommt, ist, daß man erkennt, wie das mit Intellektualismus und gesetzlichem Wesen zusammenhängt.

Die andere Tatsache, die hier neben dem gesetzlichen antiökumenischen Wesen hergeht oder vielmehr in enger Wechselbeziehung zu ihm steht, ist die, daß die rechte evangelische Erkenntnis unter uns mancherlei zu wünschen übrig läßt. Bei genauerm Zusehen wird sich zeigen, daß bei aller rechten evangelischen Meinung das Evangelium doch zu kurz kommt, ohne daß es den meisten unter uns auffällt. Manche Predigten haben bei sonst richtiger Dogmatik einen ganz falschen Ton. Dahin gehört, wenn einer Gemeinde auseinandergesetzt wird, was ein Christ alles glauben muß, wenn er selig werden will. Da ist das Glauben des Menschen der Glaubensgegenstand, und es sinkt natürlich zu einem intellektuellen Actus, zum Fürwahrhalten, herab. Oder wenn z. B. gewissermaßen die Mathematik der Dreieinigkeitslehre als Gegenstand des Glaubens dargestellt wird. Es ist das ja eine Wahrheit von der Schrift geoffenbart. Aber losgerissen von dem Zusammenhang ist es nicht eine evangelische Wahrheit. Das war vielfach der Fehler bei den alten griechischen Vätern, daß das intellektuelle Moment in den trinitarischen und christologischen Streitigkeiten so hervorstand. Das war keine evangelische Diskussion. Bei Athanasius dagegen und Leo dem Großen ist das das Ausschlaggebende, daß sie ihre Darstellung geben in unmittelbarer Verbindung mit der Veröhnungslehre. Die ist der eigentliche Glaubensgegenstand. Und wo man die im Vordergrund hat, da wird man nicht darauf verfallen, daß man gar das Glauben selbst zum Gegenstand des Vertrauens macht. Sieher gehören weiter z. B. die Beichtreden nach dem Rezept: Wie ein rechter Beichtredner sich zum Abendmahlsgang recht vorbereitet, da durch die ganze Anlage der Predigt der Sünder ganz und gar mit sich und seinem Tun beschäftigt wird, nicht nur im ersten Teil (und auch da nicht recht), sondern vor allem im 2. und 3. Teil, statt ihn ganz auf die Gnadengabe, die im Abendmahl gereicht wird, hinzuweisen. Besonders auch im Ermahnungsteil der

Predigt wird hier viel gefehlt. Das sind nicht nur vereinzelt Vorkommnisse, sondern, wenn ich mich auf das Zeugnis von Kameraden, die ein gutes Urtheil haben verlassen darf, so bilden derartige Predigten eine klar ausgeprägte Literatur. J. B. R.

Schrift und Vernunft.

Die menschliche Vernunft hat je und je viel an Gottes Wort auszufehen gefunden. Sie hat auf grund der ihr angeborenen Prinzipien, ihrer Erfahrung Maßstäbe für das Wahre, Sittliche und Mögliche, in die so manches, ja im Grunde alles, was uns Gott von sich und seinen Gedanken und Wegen geoffenbart hat, nicht hineinpassen will. Nun wäre ja das kein Schade, wenn sie sich ohne weiteres in diese Tatsache fügte und sich dem geoffenbarten Wort gegenüber von vornherein gefangen gäbe unter den Gehorsam Christi. Es finden sich ja auch außerhalb der Wortoffenbarung, in der Natur, in uns selbst „mehr Dinge als unsre Schulweisheit sich träumen läßt.“ Ja, im Grunde ist uns das ganze Dasein mit allen seinen Erscheinungen ein unfassbares, ganz unlösbares Räthsel. Das erste und größte Geheimnis ist das Dasein selbst. Wie kann nur etwas da sein? — Und was das ist, was da ist, wissen wir auch nicht. Was ist der Stoff? Hier antwortet keine chemische Analyse. Es bleibt immer noch der Stoff übrig. Was ist die Bewegung, und woher kommt sie? Was ist Leben, und wie ist es entstanden? — Was ist das Selbstbewußtsein, und wie ist es möglich? — Und doch ist das alles da, ist wirklich, drängt sich uns in einem so mannigfaltigen Gewirre von Einzelheiten auf, daß einem der Kopf davon brummt. Wir verstehen die allergewöhnlichsten Erscheinungen der täglichen Erfahrung nicht; nicht, wie unser Herz pulsiert, wie ein Floh ein Bein hebt, wie ein Blatt am Baume wächst oder sich im Winde bewegt, wie eine Rose aus denselben Stoffen Rot fabriziert, aus denen ein Beilchen Blau macht, haben keine Ahnung von dem Wesen des Wunders *l'mino, l'minah*. Nichts von dem Wesen, der Möglichkeit, dem letzten Zweck auch nur eines einzigen Dinges, oder gar aller Dinge. Und wir müssen uns mit unserm Ignoramus und Ignorabimus bescheiden. Nun, wenn in diesen Dingen, warum denn

nicht in den hohen Dingen der Gnadenoffenbarung, die ganz und gar über alle Sinnenwelt hinausliegen, die von vornherein mit dem Anspruch auftreten, geistlich und nicht natürlich gerichtet sein zu wollen! Wenn die heutige Wissenschaft und Philosophie anerkennt, daß der beschränkten Vernunft jede metaphysische Erkenntnis absolut verbaut ist, und daß die Wissenschaft sich mit der einfachen Registration der Erfahrungstatsachen begnügen muß, warum können wir Christen und Theologen uns nicht des Gelüstes und aller Versuche, die Geheimnisse der Offenbarung unsrer creatürlichen Vernunft plausibel zu machen, begeben; da die Schrift selbst sie von vornherein allen Kriterien der endlichen Vernunft entriickt hat!

Es ist die Sünde in uns, Evas Sünde. „Von dem Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.“ — „Ja, sollte Gott gesagt haben? — Ihr werdet mit nichten des Todes sterben. Sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist. Und das Weib schaute an etc.“ — Wir können das Philosophieren nicht lassen. Wir möchten erkennen, wie Gott erkennt, das Was und Wie und Warum aller Dinge unmittelbar und vollkommen begreifen. Solch ein Wissen wäre etwas, machte uns zu Herren der Welt. Es ist eine Lumperei, mit unserm Erkennen an die bloßen Erscheinungen, an die Oberfläche der Dinge gebannt zu sein. „Daß wir nichts R e c h t e s wissen können, das will mir schier d a s H e r z v e r b r e n n e n“ — läßt Göthe seinen Faust sagen. Es ist die Sünde in der Vernunft, die sich mit der jeder endlichen Kreatur notwendig eigenen Stückweisen, oberflächlichen und so gar geringen Erkenntnis der Schöpfung und ihres Schöpfers nicht begnügen, sondern wie Gott sein und wie er wissen, wissen, alles rein auswissen will.

Aber dabei bleibt nun die Vernunft nicht stehen. Das volle Maß ihres Hochmuts tritt erst darin recht zutage, daß sie sich für den Maßstab aller Dinge hält. Wenn sie sagt: Zweimal zwei ist vier im Himmel und auf Erden, so darf Gott selbst nicht anders sagen, oder sie erklärt ihn für einen Lügner. Wenn sie hört, daß Gott seinem Volk befiehlt, die Heiden Kanaans mit Stumpf und Stiel auszurotten, daß er mehr Menschen verdammt als selig macht, so erklärt sie ihn für einen unsittlichen Gott oder die Bibel für das Er-

zeugnis eines auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehenden Volkes. Ein Gott, der nicht bestimmte, klare Ziele im Auge hat, der nicht durch bestimmte Erwägungen sein Wollen und Handeln normiert sein läßt, der es „macht, wie er will“ — ein willkürlicher Gott — ist keine vernünftige noch eine sittliche Persönlichkeit, vor der man Respekt haben kann.

Die Vernunft beruft sich auf ihre Erfahrung, auf die wissenschaftliche, das heißt genaue, allgemeine und gründliche Beobachtung, und dekretiert wie vom Himmel herab die Undurchbrechbarkeit, die absolute Konstanz der Naturgesetze. Die Gesetze der Schwere, der chemischen Affinität, der seelischen Empfindung, der Ideenassoziation, kurz alle Gesetze der Physik, Chemie, der Biologie etc. sind absolut. Es hört alle Wissenschaft, alles Tun, alles Leben und Geschehen auf, sobald es auch nur irgendwo einen Bruch der Naturgesetze gibt. Die Deutschen können keine Kanone und kein Gewehr mehr abfeuern, kein Soldat kann mehr einen Fuß vor den andern setzen, wenn das e i n e Gesetz der Schwere nicht mit unfehlbarer Sicherheit funktioniert. Es gibt partout kein Wunder. Darum sind alle Wunderberichte der Bibel Aberglaube. Die Welt ist nicht geschaffen, am allerwenigsten in sechs Tagen. Das ist unmöglich — nach den feststehenden Naturgesetzen. Die wissenschaftliche Forschung lehrt, daß der mit Energie begabte ewige und sinnlose Stoff sich aus irgendwelchen Urformen verdichtet, gemischt und in unmeßbarer Zeit zu den gegenwärtigen Formen entwickelt hat und sich fort und fort fortentwickelt nach unwandelbaren Gesetzen. Die Sonne ist nicht stillgestanden zu Gibeon; Bileams sprechende Eselin ist eine orientalische Phantasie, keine Eselin kann mehr als i — ah sagen. Das Christentum ist Fabel in seinen Zentraldogmen. Eine Jungfrau kann nur durch einen Mann empfangen, wenn Jesus am Kreuz gestorben ist, ist er heute noch tot. Der Bericht über seine Auferstehung beruht auf individuellen und kollektiven Halluzinationen. Im Tode ist es mit allen Menschen aus. Das alles sind allgemeine, unwiderstehlich wirkende Naturgesetze. Wer davon Ausnahmen predigt, betrügt die Welt.

So macht die menschliche Vernunft sich zum Maß aller Dinge in der sogenannten Wissenschaft und beseitigt die Bibel als Offenbarung Gottes. Ja, trotzdem daß sie in der Wissenschaft nur Tatsachen registrieren will, streicht sie gerade dadurch, daß sie ihre wis-

fenschaftliche Erfahrung und die ihr einwohnenden Prinzipien zum absolut allgemeingültigen Maßstab des Wahren, Rechten und Möglichen macht, alle Religion frischweg aus.

Es versteht sich von selbst, daß alle diejenigen, welche noch die wesentlichen Lehren des Christentums annehmen, insofern auf die Allgemeingültigkeit der Vernunft und ihrer Erfahrung Verzicht leisten. Wer die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi, von seinem versöhnenden Leiden und Sterben, von seiner Auferstehung, Himmelfahrt, vom jüngsten Gericht, von Sünde und Schuld und Rechtfertigung glaubt, der stößt die Vernunft als Richter in diesen Dingen vom Stuhl und nimmt sie insoweit gefangen unter den Gehorsam Christi. Der sagt tatsächlich: Hiervon weißt du nichts, oder was du davon zu wissen vorgibst, ist falsch. Es ist aber nun eine merkwürdige Inkonsistenz, wenn wir als Christen oder Theologen mit dem Richteramt der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen nicht einfach reinen Tisch machen und sie jeder Aussage der Offenbarung gegenüber unter die Bank tun. Es ist z. B. nicht abzusehen, warum Zwingli in Marburg dem Artikel von der Dreieinigkeit Gottes ohne weiteres zustimmte, aber bei der Lehre von der realen Gegenwart Christi im Brot und Wein des Abendmahls und von der Person Christi mit dem alten logischen Kanon dazwischen fuhr: *Finitum non est capax infiniti*. Denn so wahr dieser Kanon auf dem Gebiet der menschlichen Vernunft ist, so wahr ist der andre, daß drei nicht eins und eins nicht drei sind, daß der eine persönliche Gott nicht zugleich drei unterschiedliche Personen (*persona = quod proprie subsistit*) sein kann. Ist jenes ein unumstößlicher Kanon der Geometrie, so dieses der Arithmetik. Es gibt im Evangelium Christi nicht nur etliche wenige, einzelne Geheimnisse, sondern das Evangelium ist ganz, in allen seinen einzelnen Teilen, den Juden ein Vergerniß und den Griechen eine Torheit. Wer an irgend einem Stück desselben Anstoß nimmt, weil es mit unsrer Mathematik oder Logik oder mit der uns innewohnenden Moral nicht stimmt, der müßte es konsequenterweise ganz verwerfen; umgekehrt, wer es in diesem und jenem Stück seiner Vernunft zum Troß annimmt, warum sollte der es nicht in jedem Stück, ungehoren von der Vernunft, annehmen.

Gerade das ist es, was Gottes Wort von uns fordert. Die Schrift sagt, daß das Evangelium Gottes besondere Offenbar-

run g sei, eine Erkenntnis, die ebendeshalb besonders kundgetan werden mußte, weil sie für die natürliche, kreatürliche Vernunft mit den ihr gegebenen natürlichen Erkenntnismitteln nicht erkennbar war. Gerade weil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch törichte Predigt die Glaubenden selig zu machen. Niemand weiß, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes. Niemand hat Gott je gesehen, niemand hat des Herrn Sinn erkannt, kein Auge hat gesehen, kein Ohr hat gehört, in keines Menschen Herz ist gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Das Evangelium ist die heimliche, verborgene Weisheit, das Geheimnis Gottes, verborgen bei Gott von der Welt her, das keiner der Großen dieser Welt erkannt, das der Vater unsers Herrn Jesu Christi den Weisen und Klugen verborgen, dann aber durch den eingeborenen Sohn, der in des Vaters Schoß ist, verkündigt, durch den Geist Gottes, der alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit erforscht, den Unmündigen geoffenbart hat. Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Und — wir möchten das hier besonders betonen — nicht bloß die fleischliche, durch die Sünde verderbte, Vernunft weiß vom Evangelium Gottes nichts, sondern auch die von der Sünde unberührte, rein kreatürliche, auch die Vernunft Adams und Evas, hat zwar eine bestimmte Erkenntnis Gottes, aber vom Evangelium Christi keine Spur der Erkenntnis gehabt. Auch von der rein kreatürlichen, unsündigen menschlichen Vernunft gilt suo modo: Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes.

Mit dem sündlich verderbten Menschen steht es freilich viel schlimmer. Der weiß und versteht nicht nur nichts von den Dingen des Geistes, sondern er nimmt sie auch nicht an. Dem sind aus Hochmut und Aufgeblasenheit und Selbstgerechtigkeit und ungöttlicher Gefinnung alle besonderen Offenbarungen Gottes, alles was über sein kreatürliches Erkenntnisvermögen hinausgeht und seiner Selbstvergötterung zuwiderläuft — und darum gerade das Evangelium von Christo — ein Mergerniß und eine Torheit.

Um das Evangelium als göttliche Wahrheit zu erkennen und anzunehmen, bedarf es eines geistlichen Urteils. Das kreatürliche Urteil reicht dazu nicht aus, das fleischliche verwirft es als Torheit. Das kreatürliche ist unfähig dazu, das fleischliche un-

willig. Das geistliche, das neue, vom Heiligen Geist gewirkte, göttliche, heilige, christliche („wir aber haben Christi Sinn“) Urteil beurteilt das Evangelium richtig und nimmt es darum an. Wie kommt das? — An diesen Punkt hängen sich in der Theologie Vorstellungen, die wir ein für allemal abweisen müssen, wenn wir nicht irgehen wollen. Die geistliche Erkenntnis und Bestimmung ändert nicht das Wesen des kreatürlichen Erkenntnisvermögens. Sie nimmt ihm nicht seine Prinzipien des Wahren, Möglichen, Guten und setzt überirdische, göttliche dafür ein, sodaß der geistliche Mensch nun z. B. mit seinem Verstand einjähre, finitum esse capax infiniti, daß Gott wirklich drei selbständige Personen und doch nur ein persönlicher Gott sei, oder daß es recht sei, daß Gott die Verdammte, die doch kraft ihres natürlichen sündlichen Unvermögens die Verdammnis nicht vermeiden können. Nein, die geistliche Erkenntnis läßt die Form des kreatürlichen Erkenntnisvermögens völlig unberührt, nimmt aber alle Vernunft gefangen unter den Gehorsam Christi, 2. Kor. 10, 5, läßt sie in geistlichen Dingen nicht gelten, sondern bringt den Menschen dahin, daß er sein kreatürliches Urteil bindet, verleugnet, „der Vernunft die Augen aussticht, sie blendet und schändet“, wie Luther sich ausdrückt. Die Vergeistlichung der menschlichen Vernunft durch das Evangelium dem Evangelium gegenüber besteht nicht in der Vernichtung der kreatürlichen Gattung der Menschenvernunft und Erziehung derselben durch eine andre Gattung — etwa eine Engelsvernunft — damit hörte der Mensch auf, ein Mensch zu sein und würde ein andersartiges Geschöpf — sondern sie besteht darin, daß Gott sich mit seiner Gnade, durch das äußerliche Wort, dem Herzen, dem Gemüt, dem inneren Empfindungsvermögen als göttlich gewiß ausdrückt zum Glauben, trotz aller Einsprache der Vernunft, und mit dieser göttlichen, geistlichen Gewißheit den Hochmut des sündlichen Herzens bricht und das Raisonnement der kreatürlichen Vernunft zum Schweigen bringt. Die Wiedergeburt ändert nicht das formale Wesen des menschlichen Erkenntnis- und Urteilsvermögens, sondern die geistliche und sittliche Qualität des menschlichen Herzens, des moralischen Willens, der das Urteil des kreatürlichen Verstandes dem geoffenbarten Wort gegenüber in Fesseln schlägt. — Dies ist es, was die Schrift sich selbst gegenüber von uns fordert.

Die klare Erkenntnis und die praktische Befolgung dieses Punkt-

tes ist in der Cregefe, in der Formulierung der Lehre von ungeheurer Bedeutung. Das Beharren auf falscher Lehre, der Streit, die endlose Trennung in der Kirche wäre unmöglich, wenn wir Christen über das Recht und das Unrecht der Vernunft in der Schrift alle dieselben richtigen Grundsätze hätten. Daß man der Vernunft Rechte in der Schrift einräumt, die sie nach Gottes Wort nicht hat und haben darf, daher, sagt Luther mit Recht, kommt alle Kezerei. „ . . . wie alle Kezereien von Anfang her davon entstanden sind, und beide Juden und Heiden und jetzt die Türken über unsre Lehre und Glauben toll und töricht werden, weil es der Vernunft und menschlicher Weisheit nicht gemäß ist; ohne allein das fromme, einfältige Häuflein, so auf dieser Bahn bleibt und spricht: Gott hat es geredet, darum will ich es gläuben, die können es fassen und verstehen, wie Christus selbst Matth. 11, 25 sagt und von fröhlichem Herzen Gott dankt, daß er solches den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbart hat. Denn es hilft doch nicht, man kann weise Leute und die hohe Vernunft nicht bedeuten der wunderbarlichen Sachen von Christo, daß der natürliche Mensch sei Gottes Sohn von Ewigkeit und doch gestorben und wieder auf-erstanden und auch nach der menschlichen Natur ein Herr worden im Himmel und auf Erden und in göttlicher Gewalt regiere über alle Kreaturen, so man ihn doch nirgend siehet, und daß wir allein um feinetwillen, so wir an ihn glauben, selig werden etc.“ (St. L. XI, 672 f.). Luther hat bei seinen gläubigen Theologen keine größere Sorge, als daß der Teufel das Licht der Vernunft anzünde und sie vom Glauben bringe. In allen seinen Schriften wider Zwingli, Skolampad und die andern Sakramentschwärmer kämpft Luther eigentlich nur um das e i n e Ding: Das Unrecht des Vernunfturteils in Gottes geoffenbartem Wort. Und in der Tat schied die Schweizer von Luther im Grunde nichts andres als ihre humanistische Vergötterung der natürlichen Vernunft. Der Arminianismus, der Sozinianismus, der Rationalismus, die heutige ungläubige Wissenschaft, die moderne Theologie sind an derselben Vernunftvergötterung ungläubig und widerchristlich geworden.

Worin besteht nun vorerst das Recht, der rechte Gebrauch der menschlichen Vernunft in Gottes Wort?

In den ganzen Handel Gottes mit den Menschen legt die Schrift darum so großes Gewicht, weil der Mensch nach dem Bilde Gottes

geschaffen, eine Person, ein seiner selbst bewußtes, denkendes, fühlendes, mit freiem Willen ausgestattetes, kurz, vernünftiges Wesen ist, das gerecht und heilig und glücklich sein soll. Eine unvernünftige Kreatur konnte weder sündigen, noch für die Sünde verantwortlich gemacht, noch gestraft, noch erlöst, noch wiedergeboren und geheiligt und selig gemacht werden. Die — wenn auch beschränkte — Persönlichkeit, die Vernunft, ist die Voraussetzung dieser Dinge, die geistige Substanz, an der dies alles hängt. So tritt nun Gott mit dem vernünftigen Menschen auch durch dessen Vernunft in Verkehr. Ob er nicht auch auf andre Weise mit ihm hätte verkehren und sich und sein Heil ihm hätte mittheilen können, davon wissen wir nichts, was wäre bei Gott unmöglich? Aber er ist tatsächlich in Geistesverkehr mit ihm getreten, der unendliche Geist mit dem geschaffenen endlichen, auf geistige Weise, mittelst der Funktionen und Lebensbetätigungen der vernünftigen Persönlichkeit, — durch Mittheilung von Gedanken und Gefühlen und Bestrebungen. Als äußeres Mittel dazu hat er sich der menschlichen Sprache bedient, durch die die Menschen als vernünftige Geschöpfe vornehmlich ihr Denken, Fühlen und Wollen einander mittheilen. Er hätte das auch anders tun können, aber es hat ihm gefallen, gerade durch die menschliche Sprache den Menschen sich verständlich zu machen. Er hat gerade das Wort zum Behuf der Offenbarung seiner Heilsgedanken gemacht. Die Schrift ist in menschlicher Sprache geschrieben. Gott hat mit Adam und Eva, den Vätern direkt, mit uns durch die Propheten auf mancherlei Weise und zuletzt durch den Sohn und seine Werkzeuge geredet. Es hat ihm gefallen, durch törichte Predigt die Glaubenden selig zu machen. Sein Gebot und seine Verheißung, seine Mittheilung von Tatsachen, Geschichten, seine Gedanken, Gefühle, seinen Willen hat er in vernünftige Worte und Rede gekleidet, damit wir ihn verstehen, seine Gedanken, Gefühle etc. erkennen und zu bestimmten Zwecken auf uns anwenden. So will er mit unsrer Vernunft, mit unserm Verstand und Gemüt, von uns geistig erfaßt, menschlich, vernunftgemäß aufgefaßt, verstanden werden. Wir sollen unsre Vernunft gebrauchen, um das Evangelium von unsrer Seligkeit zu erkennen. Er befiehlt: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Das Wort ist dir nahe, nämlich in deinem Munde und in deinem Herzen. Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.

So kommt der Glaube aus dem Gehör des Worts. Selbstverständlich heißt hier hören nicht einen Schall empfinden, sondern geistig erfassen, verstehen und zu Herzen nehmen. „Wer stehest du auch, was du liest?“ Darauf kommt es an. Und wer das Wort, das der Herr in den Mund Jesu und seiner Knechte gelegt hat, nicht hören, d. h. es nicht aufnehmen und zu Herzen fassen will, nachdem Gott es seinem Geist, seiner erkennenden Vernunft nahegebracht hat, von dem will er es fordern. Es ist Gottes Verstöckungsgericht, wenn das in Parabeln oder ohne Parabeln geredete Wort weder zum natürlichen noch zum geistlichen Verständnis kommt. Weil Gott in menschlicher Sprache zu uns geredet hat, so will er auch nach den Gesetzen der Sprache, nach der menschlichen Grammatik von uns verstanden sein. Die Sprachelemente sollen erfaßt werden als das, was sie sind, das Substantiv als Substantiv, das Adjektiv als Adjektiv, das Verbum als Verbum, die Konjunktion als Konjunktion. Und weil jedes Wort für einen besondern Begriff steht, so soll es in seiner eigentlichen Bedeutung erfaßt werden. Wir dürfen keine Begriffsvertauschung begehen, nicht einmal ein Und für ein Aber setzen. Vielweniger dürfen wir die grammatischen und logischen Beziehungen in den Sätzen und Aussagen der Schrift verschieben, Subjekt und Prädikat, Ursache und Folge, Gegensatz und Bedingung, Erweiterung und Beschränkung, Betonung und Senkung verwechseln, außer Acht lassen. Weil Gott in menschlicher Sprache und in menschlichen Gedanken mit uns redet, um von uns verstanden zu werden, müssen wir alle Regeln der Grammatik, Rhetorik und Logik auf die Schrift, auf seine Rede anwenden. Wie das im einzelnen auszuführen ist, wie die Ursprachen in der Muttersprache wiederzugeben, wie der Sprachgebrauch der Schrift, bei jedem einzelnen Schreiber, wie der engere und weitere Kontext zu beachten sei und dergleichen, gehört nicht hierher. Hier kommt es darauf an festzustellen, daß die menschliche Vernunft als Organ der Auffassung, des Verständnisses des natürlichen Sinnes der Schrift, mit ihren ganzen logischen Apparat zur Verwendung kommen muß. Was wir in der Schrift von menschlichen und göttlichen, von irdischen und himmlischen Dingen verstehen, verstehen wir menschlich, natürlich, vernünftig oder — garnicht. Eine geistliche Vernunft, die andre Vorstellungen, andersartige Begriffe und Begriffsbeziehungen bildete als die natürliche Vernunft, gibt es für

uns Menschen in diesem Leben nicht. Die geistliche Vernunft, die geistliche Erkenntnis ist kein selbständiges formales Erkenntnisorgan neben dem natürlichen, sondern die natürliche menschliche Vernunft, geheiligt und in Zucht gehalten durch den Heiligen Geist und dem Gehorsam Christi unterworfen, und mit göttlicher Gewißheit erfüllt über die Dinge, von denen sie aus sich selbst und ihrer natürlichen Erfahrung nichts weiß, die aber der Heilige Geist ihr sagt. Das geistliche Erkennen des Schriftinhalts geht keinen Strich über das natürliche Vernunfterkennen hinaus. Dies behaupten hieße leugnen, daß der Heilige Geist und alle geistliche Erkenntnis an das äußerliche Wort gebunden und darin beschlossen ist, hieße behaupten, daß Gott auch außer und neben dem Wort mit uns handle. In der Lehre von der Dreieinigkeit z. B. bekommt der bekehrte Mensch keine andern Vorstellungen, Begriffe und Anschauungen als diejenigen, welche er durch sein natürliches Erkenntnisvermögen aus den menschlichen Begriffen und Aussagen der Schrift gewonnen hat. Er begreift und reimt sie nicht besser mit einander als der unwiedergeborene Schriftforscher; nur hält er sie für wahr, weil Gott sie offenbart hat, während der Unwiedergeborene sie verwirft. So ist es durch das ganze Evangelium, die ganze Schrift hin. Wollen wir darum nicht in Schwärmerei geraten und allen Boden unter den Füßen verlieren, so müssen wir fest darauf beharren, daß es kein Auffassen und Erkennen des Evangeliums für uns diesseitigen Menschen gibt außer durch die natürlich - kreatürliche Vernunft. Das ist nur die andre Seite von dem, was Luther im Bekenntnis sagt: „Und in diesen Stücken, so das mündliche, äußerliche Wort betreffen, ist fest darauf zu bleiben, daß Gott niemand seinen Geist oder Gnade gibt, ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort“, und „ . . . daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln, denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament. Alles aber was ohne solch Wort und Sakrament vom Geist gerühmt wird, das ist der Teufel“ (Art. Smalk. p. 321, f.). Unsere Alten nennen dies den o r g a n i - s c h e n Gebrauch der Vernunft in Gottes Wort. Sie wollen damit sagen, daß die Vernunft das äußerliche Auffassungsorgan, das organon leptikon für das äußerliche, in menschliche Sprache gefaßte Wort ist. Die kreatürliche Vernunft ist das äußerliche Gefäß, in das Gott seine in menschliche Rede gekleidete Wahrheit hineingießt und sie so unserm Bewußtsein nahe bringt.

Doch über diesen Gebrauch der Vernunft ist in der Kirche kaum Streit. Die Gefahr liegt ganz auf der andern Seite. Die große Frage ist, wieviel die menschliche Vernunft als organon kritikon, als Richterin über das, was in Gottes Wort wahr und recht und möglich ist, zu sagen hat. Hier gehen auch lutherische Theologen, wenn nicht in thesi, so doch in praxi weit auseinander und kommen eben dadurch, bei aller persönlichen Frömmigkeit, in der Auslegung der Schrift, in der Lehrkonstruktion zu diametral entgegengesetzten Behauptungen. Dafür ist der verfloßene Lehrstreit über die Gnadenwahl und Befehrung Beweis genug. Wir müssen unsern Gegnern in dem Streit die persönliche Frömmigkeit nicht absprechen; und wenn wir sie des Synnergismus' und der Verkehrung der reinen Lehre von der Gnade zeihen, so wollen wir damit nicht sagen, daß sie Synnergisten in ihrer Gesinnung seien oder in ihrem Herzen Menschentum als das Entscheidende für das Heil des Sünders ansehen. Ihre Fehler liegen nicht im Herzen sondern im Verstande, in der verkehrten Anwendung der Verstandesprinzipien auf die göttliche Offenbarung; sie geben der menschlichen Vernunft als organon kritikon zuviel Recht und Spielraum, sie wenden in diesen Punkten noch den von Zwingli, den Sozinianern und allen Rationalisten angenommenen Grundsatz an, daß in der Theologie nicht wahr sein kann, was die Gesetze der Vernunft aufhebt, während wir der Vernunft außerhalb ihrer Funktionen als organ leptikon der Schrift gegenüber jedes Recht als organon kritikon a priori absprechen und schlechtweg alles, was Gott sagt, annehmen und glauben, auch wenn es die untersten Prinzipien unsers Denkens aufhöbe. Wenn Gott sagte, 2 mal 2 seien irgendwie 5, so hört für meine Vernunft das Denken auf. Sie schreit: Es ist ja nicht wahr; 2 mal 2 sind 4 im Himmel, auf Erden und in der Hölle; wer es anders sagt, der lügt; nun lügt Gott nicht, darum kann Gott so etwas nicht sagen. — Und dennoch stehen wir so: Für unsre Vernunft sind 2 mal 2 immer 4; aber Gottes Vernunft ist nicht eine limitierte Menschenvernunft, sondern unendliche Gottesvernunft. Darum folgt nicht, daß 2 mal 2 auch bei Gott 4 sein müssen. Sagt er, bei ihm sei 2 mal 2 auch 5 oder 7 oder 10, so ist es nicht unsre Sache, als Richter aufzutreten und unsre Vernunft zum Maßstabe der Vernunft Gottes zu machen, sondern zu sagen: Rede, Herr, dein Knecht hört!

Wir sind uns wohl bewußt, mit dieser Stellung in Gegensatz zu

Quenstedt und der Dogmatik des 17. Jahrhunderts, der späteren zu geschweigen, zu treten, wissen auch, daß man hier und da unter uns meint, das sei zu weit gegangen. Wir sind aber fest überzeugt, daß die Schrift selbst der menschlichen Vernunft als organon kritikon keine andre Stellung zuweist als die der völligen, absoluten Unterwerfung unter Gottes Wort a priori. Die Vernunft soll als Auffassungsorgan den grammatischen und logischen und rhetorischen Sinn der Worte, Sätze, Perioden und Stücke nach allen Regeln der Kunst eruieren, aber sie muß über die in der Grammatik uns von Gott mitgetheilten Sachen, über deren Wahrheit, Möglichkeit, Uebereinstimmung mit einander nach unsern Anschauungs- und Denkgesetzen, absolut den Mund halten. Gottes Wort fordert absolute Gefangennahme der Vernunft als Richterin über die göttlichen Geheimnisse unter den Gehorsam Christi. Nirgends ist uns in der Schrift erlaubt oder befohlen, über die Wahrheit oder Möglichkeit einer Aussage Gottes zu Gericht zu sitzen. Wir sollen hören, vernehmen, annehmen, glauben, anbeten, preisen, was Gott sagt, aber nicht auf seine Wahrheit und Möglichkeit prüfen, weil unsere Vernunft, auch in ihren untersten Prinzipien, nicht der Maßstab für Gottes Vernunft ist, und weil uns für die Gesetze seines Denkens jeder Maßstab fehlt, soweit er sie nicht selbst offenbart hat.

Gerade in diesem Punkt liegt der verhängnisvolle Fehler. Man nimmt ohne weiteres an, die Gesetze des Denkens, und gerade die Grundgesetze, die Urprinzipien der Vernunft seien bei Gott und den Menschen, bei allen vernünftigen Wesen, dieselben. Gott sei nach der Schrift ein persönliches, vernünftiges Wesen, ein Wesen von Verstand, Gefühl und freiem Willen. Er habe den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, daraus folge, daß Gottes Vernunft in ihren Grundprinzipien formal genau so konstruiert sei wie die menschliche. Gott rede ja vernünftig mit uns, in menschlicher Sprache, die doch nur das lautliche Kleid der Begriffe und Gedanken der Vernunft seien, ergo denke er nach denselben Gesetzen wie wir. Distingue, sagt Quenstedt, inter principia rationis generalia seu transcendentia, quae de omni ente verificantur, et specialia seu particularia, quae in certa materia tantum valent, ut physica, mathematica. Illa in theologia admittimus; *sunt enim non tantum intuitu finitae sed etiam infinitae naturae formata*, unde et transcendentia vo-

cantur (W. B. I. p. 84). Aber das sind doch lauter bodenlose Annahmen. Ueber die principia rationis transcendentia können wir doch absolut nichts wissen, eben weil sie transzendent sind, sie müßten denn irgendwo in der Schrift geoffenbart sein. Es gibt, soviel wir Menschen wissen, keine transzendenten Prinzipien der menschlichen Vernunft, sofern das rein intellektuelle Erkenntnisvermögen in Betracht kommt. Die sind ganz und gar immanent und gehen über die äußere menschliche Erfahrung nicht hinaus.

Welches sind denn die Prinzipien oder Grundsätze der menschlichen Vernunft, wenn wir hier zunächst von dem Gefühlsvermögen, das für Recht und Unrecht seine eignen Maßstäbe hat, absehen und nur die rein intellektuelle, die Verstandesseite der Vernunft ansehen? Alle menschliche Erkenntnis ist das Resultat zweier Faktoren: der uns umgebenden Außenwelt und des uns gegebenen Erkenntnisapparats, des Verstandes. Die Außenwelt ist uns ausschließlich durch die Sinne vermittelt. Durch sie bekommen wir geistige Eindrücke, Empfindungen, die wir mit unserm Verstande zu bestimmten Vorstellungen, Begriffen, Anschauungen verarbeiten. Wir hätten weder geistige Eindrücke und Empfindungen, noch Vorstellungen und Begriffe, wenn keine Außendinge da wären, durch unsre Sinnesorgane empfunden und durch den Verstand im einzelnen wahrgenommen, von andre unterschieden, mit einander verbunden, zu Begriffen und Begriffscomplexen, zu Urteilen, zu Anschauungen und schließlich zu einer einheitlichen Gesamtanschauung verarbeitet und systematisiert würden. Ohne Außenwelt gäbe es, ordentlicherweise, keine Gedankengebilde in uns, wie die Mühle kein Mehl mahlt, ohne daß man ihr Korn aufschüttet. Andererseits gäbe es ohne Mühle vielleicht Korn, aber kein Mehl, keine Gedanken ohne den Denkapparat, den Verstand. Der Stein hat ja, soviel wir wissen, keine Gedanken. Den Inhalt unsers Denkens liefert uns also — durch unsre Sinne — ausschließlich die materielle Außenwelt. Die Art und Weise aber, wie wir dieselbe empfinden, anschauen, uns vorstellen, Begriffe und Begriffsbeziehungen bilden, liegt in der eigentümlichen Beschaffenheit unsers Erkenntnisapparats, in der eigentümlichen Beschaffenheit unsrer Sinne, unsrer Vorstellung, unsrer Begriffsbildung, unsers Verstandes. Wir schauen ausschließlich an in Raum und Zeit, in Nebeneinander und Nacheinander, in Linien und Grenzen, in Ausdehnung und Zahl, in Hell und Dunkel, in Form und

Farbe, Raum-, Zeit-, Zahllosigkeit, Unendlichkeit etc. sind für unsre menschliche Anschauungsweise ganz unvorstellbar. Das liegt in unsrer Sinnlichkeit, die allein alle geistige Anschauung uns vermittelt. Wir denken ausschließlich in Begriffen und Begriffsbeziehungen, schließlich in Begriffsgattungen, in Kategorien, deren letzte das Was und Wie und Wenn und Warum sind. So kommen wir schließlich auf die untersten Anschauungs- und Denkformen, die Urprinzipien der Vernunft, die die Gelehrten Axiome nennen. Das sind einerseits die Anschauungsaxiome der Mathematik, der Raum- und Zahlenlehre: Zwischen zwei Punkten gibt es nur eine gerade Linie; die Summe der Winkel eines Dreiecks sind gleich zwei rechten Winkeln, etc. etc. Jeder Grundsatz der Raumlehre ist ein Axiom. In der Zahlenlehre steht es fest: 1 ist gleich 1; 1 und 1 sind 2; 1 und 1 und 1 sind 3; 2 mal 2 sind 4; 3 mal 7 sind 21 etc. etc. Alle Zahlenverhältnisse sind Axiome. — Andererseits kommen wir zu den logischen oder Begriffsaxiomen: $A = A$, d. h. jeder Begriff muß als das festgehalten werden, was er ist, darf nicht mit einem andern verwechselt werden. — A ist nicht = Nicht- A ; von zwei einander direkt widersprechenden Urteilen kann nur eins wahr sein. — Von zwei alle Möglichkeiten umfassenden kontradiktorischen Urteilen muß notwendig das eine wahr sein. Entweder ist Gott allmächtig, oder er ist es nicht. Tertium non datur. — Dies sind die Urprinzipien alles menschlichen Anschauens und Denkens. Sie sind uns als wahr, ja als absolut feststehend, noch mehr: auch als absolut allgemeingültig gewiß. Warum? — Beweisen kann man sie nicht. Wie wollte man beweisen, daß 1 und $2 = 3$, oder daß 2 mal $2 = 4$ sind? Dennoch sagen wir dem, der das leugnet, daß es bei ihm nicht richtig im Kopf sei. Und mit Recht. Denn diese Prinzipien sind Dinge, die in menschlichen Kopf stehen. Sie sind der menschlichen Vernunft angeboren, anerschaffen, sind seine letzten Anschauungs- und Denkformen. So denkt er und muß er denken; er kann nicht anders denken, weil Gott seinen Erkenntnisapparat nun einmal so konstruiert hat. Und das ist es, was wir unter Axiomen im eigentlichen Sinne verstehen, Aussagen, Urteile, die in dem Wesen der menschlichen Vernunft liegen, aus ihrem make-up fließen, deshalb ihr notwendig, aber auch nicht mehr beweisbar sind.

Die Frage ist nun, ob diese Vernunftprinzipien, die alles menschliche Denken regieren, absolut objektiv und allgemeingültig,

also auch für Gott gültig sind oder nicht. Antwort: Das läßt sich nicht nachweisen. Daß sich Gott unsre Anschauungs- und Denkweise aneignen kann, wo es ihm beliebt, ist keine Frage, wozu wäre er allmächtig! Aber die Frage ist, ob er unter denselben Anschauungs- und Denkgesetzen steht, wie wir, seine Geschöpfe, ob er so anschauen und denken muß und nicht anders kann, kraft der Tatsache, daß er ein Ich, eine Persönlichkeit ist, oder als Folge daraus, daß er mit uns menschenvernunftgemäß redet.

Der Unterschied zwischen der menschlichen Vernunft und der Vernunft Gottes besteht darin, daß jene endlich und beschränkt, diese unendlich und unbeschränkt ist. Und dieser Unterschied ist so gewaltig, daß man von der Art jener auf die Art dieser nicht mehr schließen kann. Das Eigentümliche unsrer Vernunft besteht darin, daß sie nur eine Weise anzuschauen und zu erkennen hat, die sinnlich-begriffliche, Gott hat nicht bloß eine, sondern Millionen oder alle Weisen. Gott ist ewig, allwissend, allmächtig, allgegenwärtig. Er ist nicht an die räumliche und zeitliche Anschauung gebunden. Vor ihm sind tausend Jahre so lang wie ein Tag und gerade so lang wie eine Nachtwache. Für ihn und sein Anschauen gibt es keine Zeit, kein Nacheinander. Für ihn ist es von Chicago nach Hongkong so weit wie von Chicago nach Milwaukee, d. h. es gibt keinen Raum für ihn, er ist allgegenwärtig, unräumlich; er vernimmt nicht mittelst unsrer fünf Sinne. Er sieht, hört, fühlt, riecht und schmeckt, er hat Vorstellungen, Gedanken, Empfindungen, Gefühle, aber diese Ausdrücke sind lauter Anthropomorphien, die nur ein geringes menschliches Bild geben von unendlichen, unbegreiflichen Verstandes- und Gemütsstätigkeiten in Gott. Von der formalen Art der geistigen Vorgänge in Gott haben wir trotz aller Schriftoffenbarung keine Vorstellung und keinen Begriff. Wir wissen, daß Gott ein persönlicher, körperloser, unendlicher Geist ist, aber eine adäquate Vorstellung haben wir von einem solchen Wesen nicht. Wir wissen nicht, was ewig, allmächtig, allwissend, allgegenwärtig ist. Das sind für uns lediglich negative Begriffe, die Gottes Beschränktheit nach Zeit, Macht, Wissen und Raum leugnen sollen. Kurz, wer will sagen, wie Gott erkennt, anschaut, denkt, da doch sein Verstand unausforschlich ist. Wer hat des Herrn

Sinn (bei Jesaja Geist — ruach, bei Paulo Verstand — nous) erkannt?

Wenn nun Gott nicht in Raum und Zeit anschaut, gelten denn die geometrischen und arithmetischen Axiome für ihn? Gibt es für seinen Verstand Flächen, Formen, Körper von drei Dimensionen so, daß er nicht umhinkönnte, damit bei sich zu rechnen? Muß er zählen, addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren wie wir? Ist er wirklich ans Einmaleins gebunden?

Gat Gott Vorstellungen wie wir? Muß er wirklich die früheren Anschauungsbilder mittelst des Gedächtnisses vor seinem Geist reproduzieren, um sie gegenwärtig zu haben? — Muß er in Begriffen, in Verbindung und Scheidung und Vereinheitlichung von einzelnen Vorstellungsmomenten, in Begriffsverbindungen, muß er nach oberen und unteren und untersten Begriffsgattungen denken? Sind wirklich die logischen Axiome, die als unterste Prinzipien all unser Denken beherrschen, auch für Gottes Denken maßgebend? — Alle diese Fragen erledigen sich von selbst sofort im negativen Sinne, sobald man festhält, daß die Gesetze der endlichen Vernunft auf die unendliche nicht anwendbar sind. Wir erkennen auf eine Weise, Gott auf alle Weise, wir erkennen mittelbar, Gott unmittelbar, wir erkennen teilweise, Gott erkennt vollkommen, wir erkennen sehr wenig, Gott alles, wir erkennen eins nach dem andern, Gottes alle Dinge zugleich.

Es ist darum ein reines Fingment, wenn man sagt, daß das Denken Gottes von denselben Prinzipien beherrscht werde, wie das menschliche, daß Gottes Vernunft und die menschliche Vernunft dieselben Grundgesetze haben. Niemand kann weder aus der Vernunft, noch aus der Schöpfung, noch aus der Schrift nachweisen, daß bei Gott 3 nicht ebensogut gleich 1 ist, wie tausend Jahre vor ihm ebenso lang sind wie ein Tag und wie drei Stunden. Niemand kann nachweisen, daß ein kontradiktorischer Gegensatz bei uns auch ein solcher bei Gott ist. Aus der Tatsache, daß wir uns das absolut nicht anders vorstellen können, folgt nichts als dies, daß unsre limitierte Vernunft nun einmal so konstituiert ist, und garnicht, daß Gottes Vernunft auch so konstituiert sein müsse. Wir wissen nicht, von welchen Gesetzen Gottes Vernunft beherrscht wird, noch wie sie funktioniert. Ursache: Endlichkeit und Unendlichkeit. Die erstere be-

greift die letztere nicht. Wer will den Verstand des Herrn er-messen!

Quae cum ita sint, wir schreiben hiermit zur Anwendung des Gesagten, so hat die menschliche Vernunft über die logische und mathematische Möglichkeit, Wahrheit und Gereimtheit der in der Offenbarung uns gegebenen Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Gedanken und Anschauungen wieviel zu sagen? — Antwort: Nichts, garnichts.

Es gibt in der Schrift tausend Dinge, die die Grundgesetze unsrer Vernunft rein zuschanden machen. Wir können gleich vorne anfangen, bei dem Artikel von der Dreieinigkeit. Ein Gott in drei selbständigen Personen. Das ist eine mathematische Unmöglichkeit, wie die Sozinianer nachgewiesen haben. In dem einen Gott, der doch als solcher eine Person ist, sollen drei selbständige Personen sein, die doch wieder nur ein persönlicher Gott sind. Es ist nur eine Ausflucht, wenn man unsrer Vernunft die Sache dadurch plausibel zu machen sucht, daß man sagt, die Schrift lehre ja nicht die Einheit der Person, sondern nur des Wesens Gottes, und nicht die Dreifaltigkeit des Wesens, sondern nur der Persönlichkeit Gottes, sie sage also die Einheit und Dreiheit in verschiedener Beziehung von Gott aus. Aber damit täuscht man doch nur Kinder. Die Schrift lehrt, daß nur ein Gott ist, und daß dieser ein Gott eine Person sei.* Das göttliche Wesen ist nicht ein unpersönlicher Dunst, eine vernunftlose, umherschwimmende Kraft, wie der Pantheismus lehrt, sondern ein Ich, das als persönliche Eins zu mir Du sagt. Ist Gott aber als einer eine Person, so kann er nach unsrer Arithmetik nicht drei Personen sein. Wenn Person, nach dem ersten logischen Grundsatz, $A = A$, beidemal derselbe Begriff ist, so muß entweder die Eins oder die Drei davor fallen, sintemal nach unsrer Arithmetik eins nicht gleich drei und drei nicht gleich eins ist. Sollen aber die Drei und die Eins bleiben, so muß der Begriff Person (= quod proprie subsistit — Aug. I.) jedesmal in einem andern Sinne genommen werden, — was den logischen Grundsatz $A =$

*) Luther: „Der hohe Artikel der Heiligen Dreifaltigkeit lehrt uns glauben und reden also, daß der Vater und Sohn und Heiliger Geist seien drei unterschiedliche Personen; dennoch ist eine jegliche der einige Gott. Sie wird von der einigen Gottheit gesprochen, daß sie sei dreierlei, als drei Personen, welches gar viel höher und härter wider die Vernunft ist, denn daß Holz Stein sei.“ (XX, p. 1029).

A aufhebt. — Die menschliche Vernunft hat hier nur die Wahl zwischen einem mathematischen und logischen Widerspruch. Was ist nun zu tun? — Die Vernunft würde den Widerspruch lösen und entweder wie die Pantheisten die Persönlichkeit des e i n e n Gottes leugnen, oder wie die Unitarier die Dreipersonlichkeit in Gott wegstreichen. In jedem Fall müßte man e i n e ganze Reihe von Schriftausagen wegerklären oder so umdeuten, daß sie sich nach den Prinzipien unsrer Vernunft mit den Aussagen der andern Reihe vertrügen. So, wie die Lehre von der Dreieinigkeit in der Schrift steht, bringt sie in unserm Kopf keine klare, vernünftige Vorstellung und Anschauung hervor. Entweder stellen wir uns Gott als e i n e n vor und verdrängen derweile die Vorstellung von drei selbstständigen Personen, oder wir haben die Dreiheit vor Augen, und dann entflieht uns die Einheit, und wir denken uns drei G ö t t e r. — Als Christen schicken wir unsre Vernunft hierbei hinter den Ofen, nehmen die Schrift, wie sie lautet in beiderlei Aussagen und glauben, was wir vernünftig nicht zusammenreimen können. Bei Gott wird's ja wohl möglich sein. Ein Tier zählt ja nicht wie wir; warum muß Gott so zählen, zwischen dem und uns der Abstand im Wesen doch unendlich größer ist.

Alles, was Zwingli und seine Genossen gegen die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl und gegen die Mittheilung der Eigenschaften in der Lehre von der Person Christi geschrieben haben, läßt sich auf den von Zwingli immer wieder betonten logischen Grundsatz zurückführen: *Finitum non est capax infiniti.** Der Grundsatz ist ein logisches, oder wenn man will, ein mathematisches Axiom. Die Begriffe endlich und unendlich sind kontradiktorische Gegensätze, denn unendlich ist ein rein negativer Begriff und heißt nichtendlich. Es ist die reine Leugnung der Endlichkeit. Was endlich ist, kann nicht unendlich sein oder unendlich werden, so lange es endlich ist. Es ist als Endliches des Unendlichen unfähig. Dasselbe Ding kann nicht zugleich in toto endlich oder beschränkt und in toto unbeschränkt und unendlich sein. Von dieser Logik heißt keine Maus einen Faden ab. Es ist ja der Grundsatz

*) Luther: Denn das habe ich gesagt, sag's auch noch und sag's immerfort, ihrer Lehre Grund steht darauf, daß Christus' Leib möge nicht mehr Weise haben, etwo zu sein, denn wie Mehl im Sac oder Geld im Beutel.

vom kontradiktorischen Gegensatz. Nun schlossen die Reformierten so: Die menschliche Natur ist endlich, beschränkt, örtlich, geistig limitiert. Das gehört zu ihrem Wesen. Sie hört auf Menschennatur zu sein, sobald man ihr die Beschränktheit nimmt und ihr die Unbeschränktheit mittheilt. Damit wird sie in die göttliche Natur verwandelt. Nun hat aber Gottes Sohn die wahre Menschennatur an sich genommen und sie behalten, die beschränkte, endliche Menschheit. Ergo hat er derselben die unendlichen göttlichen Eigenschaften nicht mitgeteilt, denn damit hätte er seiner Menschheit das Wesen der Menschheit genommen und sie in eine Gottheit verwandelt. *Finitum non est capax infiniti*, das heißt in diesem Fall: Der Mensch Christus ist als wahrer, wesentlicher Mensch, als endliche Kreatur der unendlichen göttlichen Eigenschaften, der Ewigkeit, Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart unfähig, so lange er eine endliche Kreatur, ein endlicher Mensch ist. — Wer die Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die menschliche Natur Christi behauptet, leugnet oder hebt auf die wahre Menschheit Christi. — Und weil der Leib Christi ein wahrer, also endlicher Menschenleib ist und bleibt, darum ist er nicht allgegenwärtig und kann nicht im Abendmahl wahrhaftig gegenwärtig sein.

Die Logik in diesem Raisonnement ist tadellos. So müssen wir als vernünftige Menschen raisonnieren. Wir werden unvernünftig, sobald wir sagen: Die Beschränktheit kann zugleich unbeschränkt sein. Soll hier also das logische Axiom, daß ein Ding nicht zugleich sein kontradiktorisches Gegenteil (Endlichkeit, Unendlichkeit) sein kann, gelten, dann müssen wir die Schriftlehre von der Person Christi und vom Abendmahl auslöschen und Zwinglianer werden. — Wie bekämpft aber Luther seine Gegner? Er weist ihnen in den drei großen Schriften „Daß diese Worte etc.“, „Bekenntnis vom Abendmahl Christi“, „Kurzes Bekenntnis vom heiligen Sakrament“ auch so manchen rhetorischen und logischen Fehler nach — besonders in dem Stück *De praedicatione identica*, St. L. XX, 1029, 1033 —; aber sein Erstes und Letztes ist immer wieder, daß die menschliche Vernunft als Richter in Gottes Wort und Sachen nichts gelten darf. „Und also wider alle Vernunft und spitze Logik halte ich, daß zwei unterschiedliche Wesen wohl Ein Wesen sein und heißen mögen, und ist das meine Ursach: Erstlich, daß man in Gottes Werken und Worten soll Vernunft und

alle Klugheit gefangen geben, wie St. Paulus lehrt 2. Kor. 10, 5, und sich blenden und leiten, führen, lehren und meistern lassen, auf daß wir nicht Gottes Richter werden in seinen Worten. Denn wir verlieren gewißlich mit unserm Nichten in seinen Worten, wie Ps. 51, 6 zeuget. Zum andern, wenn wir denn nun uns gefangen geben und bekennen, daß wir sein Wort nicht begreifen, daß wir uns zufrieden stellen und von seinen Werken reden mit seinen Worten, einfältiglich, wie er uns davon zu reden vorgegeschrieben hat und vorschreiben läßt, und nicht mit unsern Worten etc.“ (1028). Und er spottet über seine Gegner: „Danke habt, lieben Herren, ich mußte nicht, daß man in Artikeln des Glaubens müßte nichts nach Gottes Wort fragen, sondern die leiblichen Augen aufthun und mit denselbigen der Vernunft nach urteilen, was zu glauben sei. Nun verstehe ich, was das heißt, fides est non apparentium, das ist auf neue Auslegung dieser Geister so viel gesagt: Der Glaube soll nicht mehr noch weiter glauben, denn ihm die Augen mit Fingern zeigen und die Vernunft messen kann (794). „O wie gar wenig sind auch unter den Hochgelehrten, die diesen Artikel von Christo je so tief bedacht oder je geglaubt haben, daß so überaus ein unbegreiflich Ding ist, daß Gott soll Mensch und Mensch soll Gott sein. Aber die Schrift steht da, und der Glaube hält's gewiß für Wahrheit“ (815). — „Weil nun hier Christus mit klaren Worten sagt: Nehmet, esset, das ist mein Leib etc., gehört mir zu, den Worten zu glauben. . . . Darum muß man Mund, Augen und alle Sinne zutun und sagen: Herr, du weißt es besser denn ich. . . . Darum sei das die Summa: Siehe nur, daß du auf Gottes Wort Acht habest und darinnen bleibest wie ein Kind in der Wiege. Läßest du das einen Augenblick fahren, so bist du davon gefallen. Und damit gehet der Teufel allein um, daß er die Leute heraus (aus dem Wort) reiße und bringe sie dahin, daß sie Gottes Willen und Werk mit der Vernunft messen (745 f, 747).

Was andrerseits Zwingli Luthern vorwirft und als ärgste Gotteslästerung anrechnet, ist dies, daß er Gott kontradiktorische Aussagen und einander aufhebende Handlungen beimesse und damit Gottes Wahrhaftigkeit und Wesen zunichte mache. „Nun legt Luther Gott zu, daß er wider sein eigen Wort tue und daß er widerwärtige

(einander aufhebende) Dinge mit einander wahr mache, das doch den Teufel verwirren und brechen muß; so bricht ja Luther das Reich, Macht und Wesen Gottes mit Lästern. Denn seine Einrede ist nun genügsam verantwortet, daß die Worte (Joh. 17, 11: „Ich bin nicht mehr in der Welt“, mit denen Zwingli die Lehre von der Gegenwart des menschlichen Leibes Christi im Abendmahl und von der Mittheilung der Eigenschaften bestritt) nicht nach Luthers Glossen müssen verstanden werden, sondern daß sie alle das leibliche Abwesen zeigen. Das will aber Luther fälschen, so er ihn im Sakrament haben will. Denn im Sakrament sein ist ja, in der Welt sein. Nun sind „in der Welt sein“, als Luther redet, und „nicht in der Welt sein“, als Christus redet, wider einander, als ein Gott sein und nicht Gott sein. Und Luther will's beide Gott aufstrecken (aufbürden); so will er, mit Verkehren der Macht Gottes in Ohnmacht, Gott stürzen und umkehren.“ (Antw. auf Luthers Bef. v. Abendm., St. L. XX, 1307). — So konnte Zwingli nur reden, weil er Rationalist war, d. h. Gott in seinem Denken, Reden und Handeln unter die Gesetze der menschlichen Vernunft stellte, während Luther gerade das als den Grundfehler der schweizerischen Theologie erkannte, die Uebervernünftigkeit und Vernunftwidrigkeit des göttlichen Denkens, Redens und Thuns festhielt und die menschliche Vernunft der göttlichen absolut unterworfen haben und am einfältigen Wortlaut festhalten wollte, trotz aller Vernunft.

Aber es gibt keinen einzigen Artikel im Evangelium, der nicht irgend etwas enthalte, das über und wider unsre Vernunft gehe. Mit den ebenerwähnten Artikeln von der Heiligen Dreieinigkeit und von der Person Christi hängen alle Artikel so innig zusammen, daß sie in nichts zusammensinken, sobald man die beiden Artikel herausläßt.

M. P.

(Fortsetzung folgt.)

Homiletisches.

Die seltsamste Bibliothek.

In der Londoner Queen Victoria Street erhebt sich ein palastartiges Gebäude, dem der Ruhm zukommt, daß es die seltsamste Bücherammlung der Welt beherbergt. Es ist das Haus der berühmten „Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft“. In der Bibliothek ist zwar nur ein Buch vertreten, eben die Bibel selbst, aber sie umfaßt dennoch 15000 Bände in 500 verschiedenen Sprachen und Dialekten. Von der englischen Bibel allein sind nicht weniger als 1500 Exemplare vorhanden. Unter den Schätzen der Bibel = Bibliothek finden sich viele Kuriositäten von hervorragendem Wert. Da ist z. B. die sogenannte „sündige Bibel“ aus dem Jahre 1631. Sie führt ihr seltsames Attribut darum, weil in ihrem Text der zehnte Gebote im siebenten Gebot das negative Wort fehlt. Noch eigenartiger ist vielleicht das Neue Testament für die Massachusetts = Indianer, das John Eliot im Jahre 1661 übersetzt hat. Es gibt nämlich keinen einzigen Menschen mehr, der dieses Buch zu lesen vermag. Jener Indianerstamm ist schon längst vollkommen ausgestorben, und mit ihm ist auch die Kenntnis seiner Sprache von der Erde verschwunden. Wer die Säle der Bibliothek durchwandert und die aufgeschlagenen Bibelausgaben aus aller Herren Ländern betrachtet, wird die unerhörte Mannigfaltigkeit der Sprachen bewundern, die unter den Menschen gesprochen werden. Die meisten dieser Sprachen werden von Millionen Menschen gesprochen. Karanga z. B. ist das Idiom des großen Maschonalandes, und Tagalog ist die Hauptsprache der Philippinen. Der Uebersetzer der Bibel in diese Sprache war ein eingeborner Journalist, der im Jahre 1896 während des Aufstandes gegen die Spanier gefangen genommen wurde. Die unfreiwillige Muße des Exils benutzte er dazu, das Neue Testament in seine Heimatsprache zu übersetzen. Die erste Ausgabe der Bibel in der Tschuana = Sprache wurde von Livingstone in den dunkeln Weltteil mitgenommen. Das Mongo spricht das zehnte Millionen Köpfe starke Volk der Balolo, das zwischen dem Äquator und dem Kongo lebt. Von der Arbeit, die eine Uebersetzung der Bibel in eine dieser exotischen Sprachen erfordert, kann sich der Laie nur schwer eine deutliche Vorstellung machen. Henry Mott, der das Neue Testament in die Tahiti = Sprache übertragen hat, brauchte zwanzig Jahre, um diese Mundart gründlich zu erlernen, und weitere zwanzig Jahre seines Lebens hat er für die Herstellung der Uebersetzung selbst geopfert. Die Ausgabe in der Lao = Sprache (Siam) mußte wegen der schwierigen Lettern ihrer Schrift zunächst von einem einheimischen Schreiber gemalt werden. Dann wurde das Manuskript nach London gesandt, wo man danach die Matrizen herstellte.

Eine besondere Abteilung der Bibliothek bilden all die Gegenstände, mit denen man in verschiedenen Teilen der Welt Bibeln bezahlte. Es finden sich da mongolische Ziegenkäse, Schildkrötenschalen, Perlmutter, Seide, geschliffene Hundezähne und Tonpfeifen. Die in den redaktionellen Abtei-

lungen des Hauses aushängenden Tabellen orientieren über die Verbreitung der Bibel in allen Weltteilen. Im Jahre 1912 wurden von der Gesellschaft 903 807 ganze Bibeln, 1 199 239 Ausgaben des Neuen Testaments und 4 872 720 einzelne Teile der heiligen Schrift verschickt. Es gingen 440 000 Stück in die lateinischen Länder Europas, 615 000 nach Deutschland und Oesterreich, 550 000 nach Rußland, 200 000 nach Afrika, 250 000 nach Süd- und Mittelamerika, 200 000 nach Kanada, 810 000 nach Indien und Ceylon, 285 000 nach Japan, 660 000 nach Korea und mehr als 1 500 000 nach China. Die Gesellschaft hat im ganzen etwa 250 000 000 Exemplare der Bibel und einzelner Teile von ihr verfannt. Die jährlichen Ausgaben der Gesellschaft belaufen sich auf 5 Millionen Mark, von denen nur zwei Millionen durch den Verkauf der Bibeln wieder eingebracht werden; der Rest wird durch freiwillige Subskriptionen, Schenkungen und Sammlungen aller Art gedeckt. So erhielt die Gesellschaft im letzten Jahre mehr als eine Million Mark durch testamentarische Vermächtnisse. Für den Vertrieb der Bibeln beschäftigt die Gesellschaft u. a. 170 chinesische, 100 koreanische, 350 indische und 125 europäische Agenten. Diese Händler arbeiten unter den Pilgern in Jerusalem so gut wie an der Grotte von Lourdes, an den Wallfahrtsplätzen in Japan und auf Ceylon, in den Einöden Sibiriens und auf den Bananen-Platagen Guatemalas, in den Diamantengruben Kimberleys, auf den Reiszfeldern Bengalens und in den Urwäldern am oberen Amazonasstrom. So leitet die Londoner Zentralstelle der Bibelgesellschaft eine Riesenorganisation, wie sie in ihrer Art kaum ein Seitenstück finden dürfte, und sie wirkt an einer Aufgabe, die der Sprachwissenschaft mindestens die gleiche Förderung bringt, wie der eigentlichen Mission. Ev. Missions-Magazin.

Die Jesuiten.

Papst Clemens XIV. hob 1763 durch eine Bulle den Jesuitenorden auf und zwar „für immer“, und erklärte, die Bulle solle zu keiner Zeit jemals, unter keinem Vorwande, aus keiner Gelegenheit oder Ursache getadelt, widerrufen und aufgehoben werden, sondern sie solle immer und beständig in Kraft, geltend und wirksam sein und bleiben. und von allen und jeden, auf die sie Bezug haben werde, für die Zukunft unberührlich beobachtet werden. — Papst Pius VII. stellte 1814 den Jesuitenorden wieder her, mit ausdrücklicher Widerrufung und Aufhebung der Bulle des Papstes Clemens XIV. durch eine andere Bulle. Wo bleibt da die päpstliche Unfehlbarkeit? — Gesah es zufällig, daß Papst Clemens XIV. noch in Jahresfrist nach Veröffentlichung seiner Bulle unter sehr verdächtigen Umständen starb? —

Zur Entschuldigung für den späteren Widerruf der Bulle wurde gesagt, der Jesuitenorden sei unterdessen zeitgemäß verbessert worden. Ein anderer Nachfolger des „Unfehlbaren“, der aufgefordert wurde, den Jesuitenorden zeitgemäß umzugestalten, gab die Antwort: „Sint ut sunt aut non sint.“ Z. u. A.

Aberglauben.

In Paris leben nach dem Adressbuch beinahe 35 000 Somnambulen, Hellseher, Okultisten, Magnetisjeure, Wahrsager beiderlei Geschlechts. Eine bekannte Wahrsagerin in Paris gibt über 50 000 Franken allein für Klame aus, und in manchen okulistischen Kabinetten belaufen sich die täglichen Einnahmen auf 800 bis 1000 Franken. Der Umsatz dieser geheimen Berufe wird allein in Paris auf 75 Millionen Franken jährlich geschätzt.

Ja, der Aberglaube kostet seinen Anhängern höhere Summen, als die Kirche sie erhebt. B. u. A.

Angst vor der Bibel.

Die katholische Hieronymus = Gesellschaft ist gegründet zum Zweck der Verbreitung der Heiligen Schrift. Veröffentlicht wurde ein Bändchen Evangelien und Apostelgeschichte. In der Veröffentlichung der Briefe der Apostel macht sich eine große Zurückhaltung bemerkbar. Dem Bändchen geht eine Vorrede des freigedinten und gelehrten Vater Semeria voran; es ist begleitet von Anmerkungen von Vater Genochi, die nicht alle Beifall verdienen. Dennoch darf man sich aufrichtig freuen im Vergleich mit den Zeiten, wo die Bibeln und deren Leser verbrannt wurden. Das Büchlein fand auch weite Verbreitung in Tausenden von Exemplaren; aber bald mißfiel dies dem Vatikan, der zwar die Hieronymus = Gesellschaft nicht auflöste, doch ihre Gründer entfernte und sich selbst zum Herausgeber machte. Als bald erschien eine neue Ausgabe der Evangelien und der Apostelgeschichte, die die Jahreszahl 1911 und auch den Namen der Hieronymus trägt. Aber welsch ein Unterschied im Inhalt! Nicht nur im Wortwort Semerias und in den Anmerkungen wurden tiefgreifende Aenderungen vorgenommen, sondern ein Anhang im Umfang von nicht weniger als 108 Seiten wurde hinzugefügt mit dem Titel: „Meines Gebetbuch“, welches das Ave Maria, den Rosenkranz, verschiedene Litannien, Gebete an den Heil. Josef, Maria u. s. w. und vieles andere derart enthält. So nimmt oder verdunkelt man mit der einen Hand, was man mit der andern gibt.

Bibelblätter.

Büchertisch.

JESUS, His Words and His Works, according to the Four Gospels, with explanations, illustrations, applications, twenty art plates in colors by Dudley, numerous half-tones and maps. By **William Dallmann.** Milwaukee, Northwestern Publishing House, \$3.00.

Ein sehr schönes, ein wunderschönes, ein Prachtbuch nach Form und Inhalt; das beste Buch, das Herr Pastor Dallmann bisher geschrieben, das schönste, das das Northwestern Publishing House bisher gemacht hat! Es ist, wie sein Titel sagt, ein **L e b e n J e s u**, eine Wiedergabe seiner Worte

und Werke nach den vier Evangelien. Ueber den Plan sagt der Verfasser im Vorwort: "The best life of Christ is in the four Gospels. Soon after they were written, Tatian, with the instinct of genius, interwove them in his DIATESSARON. A similar harmony is the basis of this book.—The material has been separated into its natural divisions, although chapters of unequal length resulted; all explanations that seemed needful were added; everything within reach of good libraries was drafted to make vivid the text and to hold the interest; the many pictures selected are intended to be real illustrations. It was the endeavor to make a book for the people based on a searching study of the scientific works, and to apply the long-ago and the far-away practically and devotionally to the reader here and now.—The American Standard revision has usually been followed. The order is that of Stevens and Burton, as a rule. The chronology found in Vollmer has been selected.

Die Absicht des Verlags war offenbar, dem großen Inhalt dieses Buchs ein so glänzendes und prächtiges Gewand zu geben, wie der populäre Zweck erforderte und die Mittel gestatteten. Hochfeines, schweres Papier in Großquartformat, Goldschnitt am oberen Rand, gebunden in starker, graublauer Leinwand, mit Schwarzdruck und reicher Goldprägung des Frontdeckels und Rückens (Name und Bild des Heilandes), dazu tadelloser Druck, jedes Kapitel mit großen Kopf- und Schlußvignetten verziert, Hunderte von Bildern in half-tone, und vor allem die zwanzig farbigen, geradezu blendend schönen Bilder von Dudley, alles in einem festen und doch leicht flachliegenden Band — eine Ausstattung, die das bekannte, in demselben Verlag erschienene, prachtvolle deutsche Werk von Zorn, *Der Heiland*, noch stark in den Schatten stellt.

Freilich, kein menschliches Werk, auch kein Buch, ist vollkommen, und auch dies Buch nicht. Was die Ausstattung betrifft, so sind von den nahezu zweihundert Half-tone-Bildern eine Anzahl mangelhaft ausgeführt. Bei etlichen sind die "screens" zu grob gewesen, bei andern hat eine verkehrte Belichtung einen Moirée-Effekt in den Schatten hervorgebracht. Aber die tüchtige Ausführung der großen Masse läßt die Mängel der kleinen Anzahl übersehen. Von den vielen Landschaftsbildern sind viele moderne, photographische Naturaufnahmen. Eine große Anzahl der übrigen sind unter uns neu und darum interessant; auch seltene Bilder von alten Meistern finden sich häufig. Aber den Glanzpunkt der Ausstattung bilden die zwanzig farbigen Vollbilder von dem modernen großen Maler Dudley, die bisher noch in keinem amerikanischen Buch erschienen und überaus interessant sind. Dudley gehört zu der modernen, mehr oder minder impressionistischen Schule, dem es weniger auf die scharfen Konturen und die feine Ausmalung im einzelnen, als auf die Farbenpracht und den realistischen Eindruck aus der Ferne ankommt. Den Charakter tragen auch diese Bilder. Und das Auffällige an Dudley ist, daß er, wie der Franzose Tissot, gern in hellen,

brennenden Farben, in Hellgelb, Hellrot, Hellgrün und Hellblau malt, im Gegensatz z. B. zu Leinweber, der die fatte, dunkle Koloratur bevorzugt. Seine Bilder leuchten, glühen, brennen, blenden. Aber die Farbenzusammenstellung ist durchaus harmonisch. Dabei ist seine Auffassung der biblischen Gegenstände originell und daher frappant, dazu wirklich edel und großartig und echt christlich. Und jedes Bild lebt und spricht, als wäre es eine photographische Momentaufnahme. Man betrachte nur einmal das Bild zu Seite 44, den Knaben Jesus an der Hobelbank darstellend, oder irgend ein andres. Jeder Käufer wird sich dieser Bilder freuen und es dem Verlag danken, daß er die großen Kosten nicht gescheut hat, ihm diesen Genuß zu verschaffen. Sie verherrlichen wirklich die Ereignisse im Leben des Herrn.

Was den Inhalt anlangt, so wiederholen wir gern, was wir oben sagten: Es ist das beste Buch, das Herr Pastor Dallmann bisher geschrieben hat. Es ist kein Buch über die Bibel, sondern ein Buch aus der Bibel; keine Verteidigung der Harmonie der vier Evangelien, sondern eine Wiederherziehung dessen, was die vier Evangelisten von unserm Herrn und Heilande erzählen, zum Teil mit den eigenen Worten der Schrift, zum Teil mit Worten des Verfassers, einerseits in Zusammenfassung, andererseits für den Leser von "here and now." Es ist ein Buch, nicht über die Bibel, sondern über unsern Herrn Jesum Christum, gerade wie die Evangelien auch. Und solche Bücher haben genau dieselbe Berechtigung wie alle Uebersetzungen der Schrift in fremde Sprachen, wie alle Schriftauslegung, kommentierte Bibeln, Bibelkommentare, Predigten und dergleichen. Bücher wie Jorns „Heiland“ und Dallmanns „Jesus“ gehören mit zur Ausrichtung des großen Befehls des Herrn: Prediget das Evangelium aller Kreatur! — sind ein Stück der Ausrichtung des von Christo mit seinem Blut und Geist und Wort gestifteten öffentlichen Predigtamts, wie die vorhin genannte Literatur auch. Sie rechnen freilich einesteils mit der menschlichen Schwäche der Christen, die die Schrift nicht fleißig genug studiert, um sich so in dieselbe einzulesen, daß sie alles einzelne darin und alle Eigentümlichkeiten der Ausdrücke und Phrasen und der Ausdrucksweise der verschiedenen Verfasser ohne fremde Beihilfe verstehen (das soll ja bei uns berufsmäßigen Theologen auch noch vorkommen), auch mit dem natürlichen taedium des Christen, das an den einfachen Bibeltext so schwer heranzufriegen ist; aber vor allem rechnen sie mit dem Leser von "here and now." Dem suchen sie den Schrifttext von "there and then"—denn das ist er ja gerade in der inspirierten Urform — mit den zu Gebote stehenden, der Sache würdigen Mitteln ans Auge und ans Herz zu bringen. Den Zweck verfolgen vor allen Dingen diejenigen Bücher, die sich mit der Wiedergabe und praktischen (oder auch gelehrten) Erklärung der irdischen Geschichte unsres Heilandes befassen. Denn einerseits ist das die eigentliche Hauptsache, der eigentliche Kern der Schrift, andererseits gilt es, diese Hauptsache dem Begriffs- und Gedankenfreise des Lesers von "here and now," soweit das nötig ist, in den ihm verständlichen Ausdrücken, Bildern, Vergleichen etc. nahe zu bringen und

sein Interesse zu gewinnen. Und gerade in unsrer von weltlichen Interessen so sehr bezauberten und gegen alles Geistliche, Christliche so abgestumpften Zeit ist jede Darstellung der Geschichte unsers Heilandes, die diesen Zweck in hervorragendem Maße zu erfüllen verspricht, eine edle Gabe Gottes, deren Erscheinung die Christenheit mit Freuden begrüßen und deren Verbreitung sie sich mit Eifer angelegen sein lassen sollte.

Solch eine Gabe Gottes war der deutsche „Heiland“ von Zorn, solch eine Gabe ist auch der englische „Jesus“ von Dallmann. Beide Bücher sind Meisterwerke in ihrer Art.

Wenn man einen sonst tüchtigen Mann (oder sein Buch) herabsetzen will, dann gesteht man erst etliche Vorzüge zu und schließt mit Betonung der Mängel: Zwar — aber! Will man ihm gerecht werden, so macht man's umgekehrt. Denn es ist auch der Tüchtigste nicht vollkommen. Und bei billig urteilenden Kritikern sollte es feststehen: Unter Menschen hat jeder tüchtige Mensch ein menschliches Recht auf eine ganze Anzahl von Gebrechen.

Herrn Pastor Dallmanns Buch hat seine Mängel. Daß hie und da eine Ungenauigkeit in dem beigebrachten menschlichen Material sich findet, ist so bedeutungslos, daß es der Einzelerwähnung nicht wert ist. Was uns — einem bei der Lektüre am meisten auffällt, sind Sachen, die in das Gebiet des Geschmacks gehören. Wenn der Verfasser den Kreis von Frauen, die Jesu dienten, als Jesu „ladies aid,“ oder die Beseßtheit des Gadareners als „brain-storm“ oder Jesum als „The Protestant,“ sein Sichzurückziehen von der Menge als „His vacation“ bezeichnet, oder andre dergleichen „catchy expressions“ gebraucht, so ist das für das deutschlutherische Gefühl unangenehm; uns stößt das nun einmal, es hat für uns etwas „Analliges“ und streift für uns das Triviale. Aber dies sind seltene Einzelheiten, und dann ist zu bedenken, das Buch ist für englischamerikanische Christen geschrieben, die härter und praktischer verfaßt sind, darum werden die das nicht so, sondern als recht treffend empfinden, besonders wenn sie sich erst an die überhaupt so praktisch und drastische Art des Verfassers gewöhnt haben. Pastor Dallmann ist in der Empfindung und im Urteil über das Schickliche durch und durch Amerikaner. Er ist Realist, ganz und gar auf das Praktische angelegt. Er will bestimmte praktische Resultate, und das heißt für ihn nicht bloß Buße, Glaube, Heiligung des Geistes, sondern auch äußeres Christentum und Kirchentum. Er ist sich des bewußt. Er weiß genau, was er will. Er schreibt, um gelesen, verstanden, befolgt zu werden, nicht um ein Buch geschrieben zu haben und gelobt zu werden. He means business. Aber das Bild des Krieges liegt ja jetzt nahe: Er schießt, und er schießt, um zu treffen. Er ist sich bewußt, unfehlbar wirksame Munition zu besitzen; er ist auch mit reichem menschlichen Apparat versehen; er bereitet den Angriff sorgfältig vor, er ladet voll, er zielt ruhig und genau, und im rechten Moment drückt er ab, und Schuß um Schuß trifft das Ziel. Er hat ganz die Art eines schneidigen Soldaten, der sich seiner Waffen und seines Sieges bewußt ist: Rein Zaudern! Drauf und dran! Da ist es nicht anders zu

erwarten, als daß er hie und da auch einmal hart erscheint. Die deutschen „Barbaren“! Das hat im Evangelium seine Gefahren. Es kann leicht fremdes Feuer auf den Altar des Herrn bringen. Es kann leicht bloß äußerlich wirken. Es kann leicht aus dem Evangelium selbst ein Gesetz machen. Das Buch ist orthodoxy in dem bei uns landläufigen Sinne. Wir hätten Stücke wie Kap. 20, auch 37, und eine ganze Reihe von Einzelpassagen und Sätzen gern innerlicher, evangelischer gefaßt. Das fordert zu einem Vergleich mit Zorns „Heiland“ auf. In beschränktem Sinne — in be s c h r ä n k t e m, sagen wir — paßt das: Zorn ist Maria, Dallmann ist Martha. Zorn kniet mit einem Mägdelein im Arm vor dem Bilde des Herrn, brennenden Herzens, mit Freudentränen in den Augen, mit ehrfurchtsvoll zitterndem Arm auf Jesum weisend: U n s e r H e i l a n d! — Dallmann jaht in raschem Schritt einen Jungen auf der Straße bei der Hand, führt ihr vor daselbe Bild und jagt: Look! Your Savior! Come on, let's serve THE MASTER!

Pastor Dallmanns Buch ist vor allen Dingen eins: interessant, packend, fesselnd. Das kommt einerseits von seiner starken Ueberzeugung. Er glaubt an den und liebt ihn von ganzem Herzen, den er malt und schildert. Er will ihm jeden einzelnen Leser gewinnen. Andererseits liegt es in seiner realistisch-drahtischen und dazu klaren, festen, treffenden Art. Er redet aus dem Leben heraus, für das Leben, immer und überall. Er packt und hält einen fest, bis er fertig ist. Wer ein Kapitel anfängt, muß es durchlesen. Er ist ungemein belesen. Es ist, als sei ihm alles bekannt, was über seine Sache geschrieben worden ist, was an Geschichte und Bild und Illustration hierher gehört. Das trägt viel zur Lebendigkeit und Frische der Darstellung bei. Diese Art ist eine ungewöhnlich hohe und wertvolle Gabe, besonders in dieser Zeit der geistlichen Uebersättigung und Stumpfheit der Christenheit. So ist das Buch auch eine reiche und lehrreiche Schatzkammer für den Prediger und den Schultheologen. Es ist in seiner Art ein Meisterwerk wie Zorns Buch, nur eben ganz englisch, amerikanisch, wenn auch lutherischamerikanisch. Und auf die amerikanische Christenheit ist es berechnet. Darum sollte der Verlag sich nicht damit begnügen, es in unsrer lutherischamerikanischen Kirche zu verbreiten, sondern es in die ganze amerikanische Christenheit zu bringen. Die glänzende Ausstattung wird trotz seines Preises die allgemeine Verbreitung befördern.

Derjelbe Herr und Heiland, den dies Buch verherrlicht, gebe ihm viel Leser.

A. P.

—:—:—

THE BIBLE: A General Introduction, by Herbert C. Allemann, D. D.
Philadelphia, The Lutheran Publication Society. 50 cents.

Dies Buch ist das erste der „Lutheran Teacher-Training Series for the School,“ prepared under the direction of the Sunday School Literature Committee of the Board of the Lutheran Publication Society (General Council). Es sollen noch drei andre folgen: „The Pupil and

the Teacher," "The Message of the Book" und "The Lutheran Church and Child Nature."

Vom didaktischen Standpunkt aus halten wir dies Buch insofern für verfehlt, als es zu viel gelehrten Einzelstoff für Sonntagschullehrer enthält. Aber es lohnt sich nicht, weiter auf seinen Wert einzugehen, weil es in der Lehre von der Inspiration den modernen Stücken Konzeptionen macht. Siehe S. 22, 24, 25f, 28, 30, 31: "A second account of creation" in II, 4-7," 35: "—how impossible it is to be dogmatic about Bible dates. The chronology of the Bible is not a matter of divine revelation."

Wir müssen daher vor der ganzen Serie **W A R N E N**.

A. P.

—:—:—

Concordia-Bibelklasse. Band I: Das Evangelium St. Matthäi. Zum Gebrauch für die oberen Klassen der Sonntagschulen, Bibelklassen und Bibelleser überhaupt, bearbeitet von Geo. Mezger. 302 S., nebst Anhang von fünf farbigen Karten. Gebunden \$1.25. Band II: Die Apostelgeschichte St. Lucae, nebst kurzer Erklärung, mit Berücksichtigung der Briefe der Apostel. Bearbeitet von Geo. Mezger. 448 S., nebst Anhang von fünf farbigen Karten. Gebunden \$1.50.

Diese Publikationen des Concordia-Verlags verdienen die Beachtung aller unserer Pastoren und Lehrer. Prof. Mezger (St. Louis) hatte das Matthäusevangelium und die Apostelgeschichte in den Jahren 1912—1914 für die „Concordia-Bibelklasse“ behandelt, und die vorliegenden Bücher bringen jene ganze Arbeit im Zusammenhang. So ist ein handlicher, populärer Kommentar zu den beiden biblischen Büchern entstanden, der nicht nur für Sonntagschul- und Bibelklassenlehrer, sondern auch für Gemeindefschul- und Pastoren viel brauchbares Material und gewiß mancherlei geistliche Anregung darbietet. Besonders glücklich erscheint der Gedanke, in die Besprechung der Apostelgeschichte Betrachtungen über längere Abschnitte der apostolischen Briefe (nicht nur der paulinischen) einzuflechten. Gerade wegen dieser Besonderheit hätte aber auch in Band II hinter dem Titelblatt ein Inhaltsverzeichnis gegeben werden sollen. Die Anordnung des Stoffes geschieht so, daß oben auf der Seite der Bibeltext mit eingestreuten kurzen Wort- und Sachserklärungen steht, während der untere Teil der Seite mit ausführlicheren exegetischen Besprechungen ausgefüllt ist. Am Schlusse jeder Lektion mit ihrer Auslegung folgt eine kurze Nutzenanwendung und ein Spruch, der den Hauptgedanken der Lektion zusammenfaßt. Wir raten unsern Lesern, diese Bücher nicht unbeachtet zu lassen.

S. Schaller.

—:—:—

A TREATISE ON FREEMASONRY, by TH. Gräbner. Based on the testimony of Benjamin M. Holt, formerly member of Pierson Lodge No. 169, A. F. & A. M., at Barnesville, Minn., and other

Masonic sources. 71 pp. Paper cover, 20 cents postpaid. St. Louis, Concordia Pub. House.

Those who are fighting the holy war of God against the blight of Free Masonry and its allied, though subordinate forces, the numberless lodges or secret societies, are in need of just such ammunition as is supplied in this pamphlet from the pen of Prof. Theo Gräbner, of Concordia Seminary at St. Louis. In commending this booklet to the attention of our readers, we can do no better than to reproduce, in part, the printed prospectus furnished by the publishing house.

"This is a remarkable book that will prove invaluable in the hands of pastors and others who are called upon to testify against lodges professionally. This cannot be done effectually except after tedious and careful study of a mass of material that is not always at the command of the average investigator, and the average investigator, besides, has not always the time to analyze and crystallize the ponderous evidence into such a shape as to make it immediately available for campaign material. This work has been masterfully done by Prof. Gräbner, who has made secret societies, and especially Masonry, a special study for several years, many valuable articles from his ready pen having appeared in the **Lutheran Herald** and especially in the **Lutheraner**. The present work is not a reprint of any of his former articles, but a new treatise on the subject. The best prosecuting attorney is hampered in his efforts unless he has satisfactory witnesses and evidence. Professor Gräbner uses the official publications and the recognized books of the Masons copiously, giving chapter and page and edition. But the value of his arraignment has been very much enhanced by his star witness, Mr. Benjamin M. Holt, a former Masonic secretary, on whose notes and documentary evidence the author draws very exhaustively throughout the book. Mr. Holt's portrait and a photographic reproduction of his demit from the lodge are reproduced in the book, together with other details, all calculated to render his testimony unimpeachable.

"A book of this sort cannot be produced without considerable expense. For those but mildly interested we publish a short reprint of a portion of the book, '**Why One Man Left the Masons,**' 16 pages, at the nominal price of 5 cents, postpaid."

—:—:—

Luthergiri. Ein Besuch im luth. Pfarrhause in Indien. Von **Reinhold Frey**, Missionar im Dienste der Heidenmission der Ev. Luth. Missionsgesellschaft in Vaniyambadi, Ostindien. 64 S., mit vielen Illustrationen nach Originalphotographien. St. Louis, Concordia Pub. House. In Papierumschlag 30 Cents.

Ein interessantes Büchlein, das dem Leser durch geschickte Schilderung

eine recht deutliche Vorstellung von dem täglichen Leben der indischen Missionare verschafft. Der Missionar Treches erstes Büchlein, „Banji Bhumi“, gelesen hat, wird dies zweite nicht unbeachtet lassen. Das Schicksal unserer Brüder, die dort in den Tropen schwierige Arbeit für das Reich Jesu Christum, nimmt ja auch grade jetzt unser Interesse besonders in Anspruch, da wir erfahren, daß sie zum Teil wegen der hysterischen Deutschenfurcht der englischen Regierung sehr unbillige Leiden zu ertragen haben.

—:—:—

Andre Neuheiten aus dem Concordia-Verlag:

Lehrplan für gemischte Gemeindeschulen der Ev. Luth. Missouri-Synode. Zusammengestellt von Lehrer G. S. G. Pappe, in Verbindung mit einem Komitee. 38 S., in Papierumschlag, 15 Cents.

Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1915. 10 Cents.

Lutheran Annual, 1915. 10 Cents.

Neuheiten aus dem Verlag des Schriftenvereins der sächsischen Freikirche:

Das Evangelium St. Matthäi. (Alter Luthertext.) Preis: 5 Pf., 100 Ex., M. 4.—, 500 Ex., M. 17.50.

Durch Not und Tod zum Sieg! Nr. 1. Mahnung in Kriegsgefahr. Predigt von D. Willkomm. 4. Auflage.

Nr. 2. Krieg und Ernte. Predigt von D. Willkomm. Preis: 10 Pf., 25 Ex. M. 2.25, 50 Ex. M. 4., 100 Ex. M. 7.

Kriegsflugblätter. — Nr. 1. „Was in dieser Kriegsnot am meisten not tut.“ Nr. 2. „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“ Nr. 3. „Durch Kampf zum Sieg!“ Ein Trost- und Mahnwort an unsere im Felde stehenden Brüder. Nr. 4. „Mahnung und Warnung“. — Preis: 100 Stück von einer Nummer oder gemischt, M. 1.50, 500 Stück M. 5. Größere Partien billiger. Weitere Nummern in Vorbereitung.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 12.

April 1915.

Nummer 2.

Die Versammlung der Norwegischen Synode.

Die Norwegische Synode (Synoden for den norsk-evangelisk-luth. Kirke i Amerika) hielt vom 14. bis 21. Oktober 1914 ihre 31. regelmäßige Sitzung zu Sioux Falls, S. D. Da man vorher wußte, daß bei dieser Zusammenkunft die Frage der Vereinigung mit der Forenede Kirke und der Gaugesynode wiederum ventiliert werden würde, hatte die Synodalkonferenz, die im August 1914 in Milwaukee versammelt war, davon abgesehen, durch neue Beschlüsse abschließende Stellung zu der geplanten Verbindung der norwegischen Körperschaften zu nehmen. Man wollte den Schein vermeiden, als greife man absichtlich durch öffentliche Kundgebungen in die Entwicklung der Dinge unter den Norwegern ein und versuche in unberechtigter Weise die Vereinigung zu vereiteln. Damit kam man, wie man wußte, den Wünschen der Minorität unter den Norwegern entgegen, deren Mitglieder vorhatten, ihre Ansichten bei nächster Gelegenheit in energischer Weise geltend zu machen, und dabei nicht dem Vorwurfe ausgesetzt sein wollten, daß sie unter Instruktion oder doch unter der Beeinflussung der Deutschen handelten. Diese rücksichtsvolle Handlungsweise der Synodalkonferenz diente aber naturgemäß dazu, die Spannung zu vermehren, mit der man allgemein in unsern Kreisen das Ergebnis der norwegischen Oktoberversammlung erwartete. Wir wollten über diese Versammlung nicht auf Grund der Kundgebungen in weltlichen und kirchlichen Blättern oder der vielen einlaufenden Privatmitteilungen berichten, sondern warten, bis der gedruckte Synodalbericht vorliege, der wiederum die stenographischen Aufzeichnungen über die Debatte enthalten sollte. Der Bericht ist im Januar herausgekommen und liegt der folgenden Darstellung zu grunde.

Das Bewußtsein, daß die Vereinigungssache die Herzen aller Synodalen aufs tiefste bewegte und darum unzweifelhaft der wich-

tigste Gegenstand der Beratungen sein werde, veranlaßte den Allg. Präses der Norwegischen Synode, Dr. G. W. Stub, den Abschnitt Joh. 17, 20—26 mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln und den Nachweis zu versuchen, daß Jesus in diesen Worten nicht nur Einigkeit des Glaubens, sondern auch äußerliche Vereinigung in der Kirche von seinem Vater erflehe. („Sein Gebet, das die Kirche und die einzelnen Christen ihm nachbeten, läuft darauf hinaus, daß nicht allein diejenigen, die jetzt gläubig sind, eins seien, sondern daß diese Einheit und Vereinigung eine solche Macht bleiben möge, daß beide diejenigen in christlichen Ländern, die zur Welt gehören, und die Heidenmillionen zum Glauben an den ausgesandten Herrn Jesus kommen möchten. Soll die Einigkeit oder Vereinigung der Gläubigen im Geiste zum Ziele haben, daß die Welt zum Glauben an Jesus kommen soll, so muß sie vor der Welt hervortreten, und das kann sie nur, wenn sie eine gewisse äußere Gestalt annimmt. . . Ist es nicht der christlichen Kirche Pflicht, daß sie Tag für Tag in der Kraft des hohepriesterlichen Gebets Jesu darnach strebe, zur Einheit und Vereinigung auch im Äußerlichen zu kommen, damit die Welt glaube, daß der Vater seinen Sohn gesandt hat?“ Man müsse sich vor dem Irrtum hüten, „daß unser Herr in seinem hohepriesterlichen Gebet nur von einer inneren Einheit etwas wissen wolle und nicht von einer inneren Einheit, die auch im Äußereren hervortreten solle.“)

Im Präsidialbericht nimmt Foreningslagen fast 15 Druckseiten ein (S. 49—64). Nach einem Hinweis darauf, daß die Norwegische Synode vor einem Jahr durch Majoritätsbeschluß trotz Einspruchs einer bedeutenden Minorität ausgemacht habe, den Gemeinden den Vorschlag zu einem engeren Zusammenschluß der drei norwegischen Körperschaften vorzulegen, wird berichtet, daß 393 Gemeinden zu der Vorlage ihre Stimmen abgegeben hätten, von denen 359 für den Majoritätsbeschluß („meistens“ einstimmig!), 27 dagegen, 7 mit einem Vorbehalt dafür gestimmt hätten, während 5 Gemeinden mitteilten, daß sie sich vorläufig der Abstimmung enthalten wollten („also haben sie nicht dagegen gestimmt“, setzt Dr. St. hinzu). Ehe das Gesamtkomitee der drei Synoden wieder an die Arbeit ging, habe er (Dr. St.) mit Prof. Rildahl von der Forenede Kirche über gewisse Punkte im Dpgjör verhandelt, die nach Ansicht der Minorität in der N. S. nicht von beiden Teilen in demselben Sinne genommen würden. „Wir einigten uns auf folgendes: (1) In Punkt

1 des Dpgjör ist nicht die Rede von Lehrformen, sondern nur von der Lehre in beiden Formen; (2) in Punkt 4 des Dpgjör wird jede Lehre verworfen, die entweder auf der einen Seite Gott die Ehre rauben will, daß er der einzige Retter ist, oder auf der andern Seite des Menschen Verantwortungsgefühl sowohl der Annahme wie der Verwerfung der Gnade gegenüber schwächen will. Mit den Worten ‚Verantwortlichkeitsgefühl sowohl der Annahme wie der Verwerfung der Gnade gegenüber‘ soll nicht gesagt sein — die Worte sagen es nicht —, daß der Mensch zur Annahme der Gnade in demselben Verhältnis stehe, wie zu deren Verwerfung, da ja die Annahme aus einer ganz andern Quelle fließt, als die Verwerfung. Daß ein Mensch die Gnade annimmt, was ja daselbe ist wie glauben, wird von Gott alleine gewirkt; daß der Mensch die Gnade verwirft, kommt vom Menschen alleine; oder mit andern Worten: darin ist der Mensch allein die Ursache, und dafür trägt der Mensch allein die Schuld. Die folgenden Punkte im Dpgjör bestätigen das, indem die Annahme der Gnade oder der Glaube einzig und allein ‚Gott zugeschrieben wird, aber die Verwerfung der Gnade allein dem Menschen. Wie die Verbindung und die Worte ‚Verantwortung‘ und ‚sowohl gegenüber‘ bestätigen, wird mit diesen Worten bezug genommen auf daselbe, was die Konfordinformel darbietet, indem sie erklärt, daß es Leute gebe, die da sagen, weil sie aus eigenen natürlichen Kräften nicht vermögen, sich zu Gott zu bekehren, wollen sie Gott immerzu gänzlich widerstreben oder warten, bis Gott sie wider ihren Willen bekehrt; oder weil sie in diesen geistlichen Sachen nichts tun können, sondern alles des Heiligen Geistes Wirkung sei, so wollen sie weder Wort noch Sakrament achten, hören oder lesen, sondern warten, bis Gott vom Himmel ihnen ohne Mittel seine Gaben eingieße, daß sie eigentlich bei sich selbst fühlen und merken können, daß Gott sie bekehrt habe‘ (S. D. II, 46). Es ist also die Absicht einzuschärfen, daß der Mensch Verpflichtung hat sowohl den Gnadenmitteln wie der Gnade gegenüber, die Gott in den Gnadenmitteln zur Annahme darbietet, und daß gerade das Gefühl dieser Verpflichtung betont werden muß, weil Gott im Evangelium mit seiner Gnade zugegen ist und gibt, was der Mensch aus seinen eigenen natürlichen Kräften weder nehmen noch geben kann (RN, S. D. II, 52). Auf der andern Seite soll aus demselben Grunde das Gefühl der eigenen Schuld und Verschuldung eingeschärft werden, wenn die Gnade verworfen wird. (3) Wenn in Punkt 6 von dem Widerstand geredet wird, den Gott bei

dem, der gerettet wird, wegnimmt, so ist es selbstverständlich, daß Gott alleine allen Widerstand wegnimmt, der die Befehlung hindert“. Diese Erklärung der beiden Herren habe später das Komitee freudig bewillkommt als „ein neues Zeugnis der Glaubenseinigkeit, die wir durch Gottes Gnade in den im Dpgjör behandelten Glaubenssachen erzielt haben“. Damit, meint Dr. St., habe das Komitee auch den Wunsch der Minorität erfüllt, die da begehrte, man möge das richtige Verständnis gewisser Punkte im Dpgjör festnageln. Nachdem dann Dr. St. den seiner Ansicht nach befriedigenden Nachweis geführt hat, daß die For. K. jetzt mit der bisherigen Stellung der N. S. übereinstimme, weist er im Vorübergehen darauf hin, daß nach dem Urteil Prof. Piepers (Quartalschr., 1914. S. 59) die Intuitufideilehre als synergistisch auch kirchentrennend sei, und kommt dann zu dem Schlusse, daß alle Verschiedenheit der Ansichten zwischen den Synoden aus dem Wege geräumt sei. In dieser Erkenntnis vermochte denn auch das Vereinigungskomitee, eine Reihe Vorschläge aufzusetzen, die als Grundlage zu einer organischen Vereinigung der drei norwegischen Körperschaften dienen sollen. Diese Vorlage nimmt Dr. St. vollständig in seinen Bericht auf, meldet dann, daß die For. K. die Komiteevorschläge Punkt für Punkt und dann als Ganzes einstimmig durch Aufstehen angenommen habe, und schließt seinen Bericht über die Vereinigungssache mit folgenden Worten: „Wenn die N. S. auch zustimmt, wie ich hoffe, werden also noch zwei Jahre hingehen, ehe die Konstitution der Synode vorgelegt werden kann, und so sollte das jetzt zur Annahme oder Verwerfung an die Gemeinden zurückgehen. Wenn irgend jemand vorsichtig und langsam vorangegangen ist, so ist's gewiß das Vereinigungskomitee. Es hat von mehreren Seiten Klagen zu hören bekommen, daß es so langsam gehe. Aber es kann doch nicht geleugnet werden, wenn unsre Kirchenleute in ihrer großen Mehrzahl den Eindruck bekommen, als meinten wir es nicht aufrichtig mit unsern Vereinigungsbestrebungen, sondern würden als solche erfunden, die die ganze Vereinigungssache hintertreiben oder vielleicht aufhalten, so befürchte ich, daß die Synode dadurch unberechenbaren Schaden leiden wird. Gibt es Leute in unsrer Synode, die die Vereinigung nicht wollen, so hätte das von Anfang an gesagt werden sollen. Finden sich solche, die mit Rücksicht auf die Tradition oder Geschichte den Standpunkt einnehmen, daß man Vereinigung mit den Andern nicht will, so hätte das herauskommen müssen. Ist es denn etwa die Mei-

nung, daß ein Teil will, wir in der N. S. sollen besonders mit der For. Ki. auf dem Kriegsfuß stehen, da man mit ihnen zu keinerlei Versammlung zusammenkommen will, nicht einmal zu Pastorenversammlungen oder Konferenzen? Hier müssen klare Linien gezogen werden, damit man wisse, was man will. Ich hoffe und bete zu Gott, daß diese Versammlung in manche Dinge Klarheit bringen wird, und daß wir uns einigen können über den Fortgang der Vereinigungssache. Das ist eine so große und nicht zum wenigsten für unsre Synode so bedeutungsvolle Sache, daß die Verantwortung für Mißschlag und Rückgang schwer auf denjenigen fallen wird, der sie zu tragen hat“.

Die Vereinigungssache kam als wichtigstes Geschäft der Synode zuerst zur Besprechung. Man widmete ihr vier Sitzungen und beschränkte von vornherein die Zeit für jeden Redner auf zehn Minuten. Gleich zu Anfang machte die Minorität noch einen Versuch, die Verhandlungen aufzuhalten. Folgender Vorschlag wurde gemacht: „Da eine große Anzahl Laien, wie auch manche Pastoren und Professoren ernste Bedenken in Hinsicht auf die Vereinigung hegen, so wäre es durchaus dienlich und brüderlich, daß man bei dem jetzigen Stand der Dinge nicht weitere Schritte auf den Zusammenschluß mit den andern Synoden hin tue, sondern daß zuerst geschehe, was geschehen kann, um unsre eigenen Leute zu gewinnen und so Zersplitterung abzuwenden und die Einheit zu bewahren in unsrer eigenen Synode und unsern Gemeinden. Darum schlage ich vor: (1) Daß der Bericht des Vereinigungskomitees einem Friedenskomitee übergeben werde, dessen Aufgabe es sein soll, innerhalb der Synode Einigkeit in bezug auf die Vereinigung und deren Vorbedingungen zuwege zu bringen; (2) dies Komitee soll bestehen aus einer gleichen Zahl Laien und Pastoren oder Professoren (folgen noch nähere Bestimmungen über die Zusammensetzung); (3) dies Komitee soll in zwei Jahren an die Synode berichten. In der Zwischenzeit soll ihr Bericht der allgemeinen Pastorkonferenz vorgelegt werden“. In der Begründung dieses Vorschlags wurde gezeigt, daß es sich hiebei um Beruhigung des Gewissens vieler Mitglieder der Synode handle; trotzdem wurde er mit 327 gegen 173 Stimmen abgelehnt. Dadurch wurde der Bericht des Vereinigungskomitees Gegenstand der Verhandlungen.*)

*) Freilich nahm man in der langen Debatte sehr selten Bezug auf den eigentlichen Inhalt der Vorlage. Die Ansichten gingen nicht sowohl

Die stenographische Wiedergabe der Reden, die während der Debatte gehalten wurden, macht es möglich, eine recht deutliche Vorstellung von dem Gange der Besprechung zu gewinnen. Auffällig tritt zutage, daß die Befürworter des Zusammenschlusses auf Grund des Dpgjör gar nicht verstehen können, wie irgend einer ihrer Mitbrüder noch ernstliche Bedenken gegen die geplante Vereinigung äußern mag, geschweige denn, daß man irgendwie zugäbe, es könnten bei den Opponenten tatsächlich Gewissensbedenken vorliegen. Man sieht die Uneinigkeit in der eigenen Synode, man hört die Forderung der Minorität, daß diese Uneinigkeit erst beseitigt werde, aber keiner der Redner, die zur Majorität gehören, kommt auf den Gedanken, daß man doch dem Gewissen der Minoritätsglieder Rechnung tragen müsse. Im Gegenteil dringt man nur fortwährend mit Warnungen auf sie ein, daß sie sich doch ja nicht verflüchtigen möchten, indem sie das herrliche, gottgewollte Werk der Verschmelzung mit den andern Synoden hindern oder gar hintertreiben! So machen diese Aussprachen zum Teil einen sehr betrübenden Eindruck; man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Majorität in ihren eigenen Synodalbrüdern gefährliche Feinde sieht, nur weil sie sich die Anschauungsweise der Mehrzahl in einem Mittel Dinge nicht aneignen können.

darüber auseinander, was das Komitee vorgeschlagen hatte, sondern vielmehr darüber, ob derartige Vorschläge überhaupt schon zeitgemäß seien. Diese Hauptfrage wurde durch die Abstimmung über die Vorlage zugleich mitentschieden. Aus diesem Grunde widmen auch wir der Vorlage keine besondere Besprechung. Da aber dies Dokument mit in die Reihe der Schriftstücke gehört, die den Gang der norwegischen Vereinigungsbestrebungen markieren, wollen wir nicht unterlassen, es hier in Übersetzung wiederzugeben. Es lautet folgendermaßen:

Vereinigungsbedingungen.

Saugesynode, die Norwegische Synode und die Vereinigte Kirche müssen zuerst und vor allen Dingen, jede für sich und gemeinschaftlich, Gott dem Vater aller Barmherzigkeit, den tiefsten Dank aussprechen, der nicht mit uns gehandelt hat nach unsern Sünden, sondern in Gnaden zusammengeführt hat, was Jahre lang geschieden war, der uns in demselben Glauben und derselben Lehre vereinigt und das Verlangen erweckt hat, auch äußerlich eins zu werden.

Weiter fühlen wir uns gedrungen, das Bekenntnis abzulegen, daß während des langen traurigen Streits gewiß vielfach gesündigt worden ist. Gott fordert in seinem Wort, daß die Wahrheit bekannt und der Irrtum bekämpft werden soll, aber oft sind auf beiden Seiten unberechtigte Beschuldigungen erhoben worden und in der Hitze des Streits sind von Diefen und Jenem Dinge geschehen, die nun mit Trauer erwähnt werden. Oft ist mit fleischlichen Waffen gekämpft worden.

Wir haben gegen Gott und gegeneinander gesündigt. Das tut uns von Herzen leid, und für das Alles bitten wir Gott und einander um Ver-

Doch wir wollen nicht unterlassen, bestimmte Einzelheiten aus der Debatte mitzuteilen, weil doch nur wenige in unsern Kreisen das Protokoll in der norwegischen Form selbst nachlesen können. Am meisten nehmen natürlich die Äußerungen der Minorität unser Interesse in Anspruch, weil sie, wenn auch zum Teil etwas zaghaft, unsern Standpunkt in Beurteilung des Dpgjör und der darauf gegründeten Vereinigungspläne teilen. Dabei wird zugleich unsern Lesern ganz klar werden, daß diese Brüder wirklich um des Gewissens willen so stehen, wie sie stehen, und gewiß darauf Anspruch machen durften, in ganz anderer Weise berücksichtigt zu werden, als tatsächlich geschehen ist.

Past. J. A. Thorsen (Byron, Minn.) wies auf die Tatsachen hin, auf die die Minorität ihre Behauptung gründet, durch das Dpgjör sei keine wahre Einigung zwischen der Norwegischen Synode und der Forenede Kirke erzielt worden. Weder er noch seine Gemeinde stimmen einem Zusammenschlusse zu, „bevor es klarer ist als jetzt, daß diese Körperschaft dasselbe und das richtige Verständnis des Dpgjörs habe, welches die Grundlage der Vereinigung ist“. Seine Beweise sind folgende: Während Dr. Stub und andre Synodalglieder behaupten, Dpgjör enthalte keine andre Lehre als diejenige, die die N. S. in Übereinstimmung mit Walthers von jeher geführt, war in Lutheranern 1913 zu lesen, Dr. Schmidt finde im

Zeitung, wie wir von Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler verzeihen.

In des dreieinigen Gottes Namen erklären wir, jeder für sich und alle Teile gemeinschaftlich, unsre herzlichste Zustimmung zu folgenden

Vereinigungsartikeln.

1) Der drei Synoden gemeinsame und unbedingte Zustimmung zu den kanonischen Büchern der Heiligen Schrift als zu Gottes geoffenbartem Wort, und zu den Bekenntnisschriften der norwegisch(?) = lutherischen Kirche betrachten wir als die Hauptbedingung für kirchlichen Zusammenschluß.

2) Ferner müssen die von den drei Synoden im Jahre 1912 angenommenen gemeinschaftlichen Berichte und das Dpgjör als Ausdruck eines gemeinsamen Verständnisses der zwischen den Synoden bisher umstrittenen Lehrfragen eine Voraussetzung bilden für kirchlichen Zusammenschluß dieser Körperschaften und für das Festhalten daran.

3) Die drei Synoden geloben einander mit allem Ernst, die Regel zu befolgen, keine Kirchengemeinschaft mit Reformierten und Andern zu haben, die den Glauben und das Bekenntnis der Synode nicht teilen.

4) Kirchengebäude.

A. Betreffs der kirchlichen Gebräuche halten wir uns an die Prinzipien, die in den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche ausgesprochen vorliegen. Diese sind kurz folgende: (a) Zu wahrer Einigkeit der Kirche ist es nicht notwendig, daß überall dieselben kirchlichen Gebräuche herrschen, wenn nur sonst Einigkeit in der Lehre vorhanden ist (Augsb. K. Art. 7). (b) Deshalb hat eine Gemeinde Gottes an jedem Ort und zu jeder Zeit

Dpgjör keine andre Lehre, als die er seit 30 Jahren verteidigt habe, und Walthers Lehre könne er darin nicht entdecken. Wiederholt hat Lutheraner betont, daß die F. K. ihren Standpunkt in der Gnadenwahllehre nicht verändert habe. Nachdem im Jahre 1910 Dr. St. gewisse Sätze über die Wahl zusammengestellt hatte, die von der N. S. angenommen wurden, verurteilte der Präses der F. K. in seinem Jahresbericht an jene Synode eben diese Sätze als unlutherisch und unbiblisches; dies Urteil wurde nicht nur in Lutheraner, sondern auch in einem Flugblatte veröffentlicht und verbreitet, ist aber bis heute nicht zurückgenommen worden. Schließlich wendet er sich gegen die Art und Weise, solche Dinge durch Majoritätsbeschluß einer Minorität aufdrängen zu wollen, indem er zitiert, was Dr. Larjen, der hier strift mit der Majorität geht*), Anno 1889 in der Kirchetende schrieb, als es sich für die Haugesynode um eine ähnliche Frage handelte. Es hieß da: „Wenn endlich, Folkebladet' der S. S. rät, mitzugehen, sofern nur eine Majorität der Synode dafür stimmt, selbst wenn etwa eine große Minorität sich deshalb trennen und die S. S. so zerspalten würde, so sehen wir darin nicht einen rechten

*) Dr. Larjen ist Anfangs März dieses Jahres gestorben.

Recht und Macht, was diese Dinge angeht, ihre Ordnung so aufzustellen, wie sie es für dienlich hält (N. K. Art. 10). (c) Aber kirchliche Gebräuche oder Ritualbestimmungen, die nicht wider Gottes Wort sind, die seit langer Zeit in unsrer Kirche gäng und gäbe waren und zum Frieden und guter Ordnung gedient haben, sollen doch soweit als möglich gehalten und nicht ohne guten Grund verändert oder abgeschafft werden (N. K. Art. 15. Apol. Art. 8).

B. Damit so im Ganzen und Großen auch in kirchlichen Ceremonien Gleichartigkeit herrschen möge, gibt die Synode den Rat, daß die Gemeinden die Gottesdienstordnung der norwegischen Kirche mit solchen Abänderungen befolge, wie das unter uns allgemein Gebrauch ist.

C. Die öffentliche Beichte und Absolution in Verbindung mit dem Abendmahl soll nach den Bestimmungen der Gemeinde verrichtet werden, entweder indem die Sündenvergebung den Einzelnen mit Handauflegung, oder indem sie Allen zugleich ohne Handauflegung zugesprochen wird. — Die Privatbeichte und Absolution wird beibehalten.

5) Schulden. Ehe der Zusammenschluß erfolgen kann, muß jede Synode ihre eigenen Schulden bezahlen.

6) Seminarien. Die Synode betreibt ein Predigerseminar. Für diese Anstalt wird benutzt das Eigentum der Forenede Kirche zu St. Anthoni Park und das der Norwegischen Synode in Hamline. Die Einrichtung der beiden Abteilungen in dem Seminar, der theoretischen und der praktischen, sowie die Verteilung der Studierenden auf die beiden Anstaltsgebäude überlassen wir der theol. Fakultät in Verbindung mit der Verwaltungsbehörde der Synode. Es wird angeraten, daß die Lehrer des Seminars bei ihrem Unterricht so viel als möglich zwischen beiden Stellen abwechseln, an denen die Schule geführt wird.

Die Synode errichtet und betreibt ein Proseminar in dem jetzigen Seminargebäude der Haugesynode zu Redwing. Neben dem Proseminar und

und guten Rat, der wirklich der großen Vereinigungssache dient. Wir glauben, daß die Majorität in der S. S., wenn sie auf diese Weise die Vereinigungssache unter sich forcieren will, heilige Pflichten gegen bisherige Synodalglieder beiseite setze, und daß durch derartige Vereinigungsarbeit nur neues Elend unter uns entstehen werde“.

Past. C. S. E v e r s o n (Brooklyn, N. Y.) erklärte entschieden, daß er nicht in die neue Verbindung eintreten werde. Er betonte, daß niemand „ohne Vorbehalt“, wie es im Dpgjör heißt, die beiden Lehrformen von der Gnadenwahl als gleichberechtigt anerkennen könne. „Niemand, der auf dem Boden der ersten Lehrform steht, kann das. Man mag sich einbilden, daß man es tue, aber man tut es nicht in Wirklichkeit.“ Ferner hob er hervor, daß man sich für die neue Verbindung nicht auf Gottes Wort berufen solle, weil äußerlicher Zusammenschluß Sache der christlichen Freiheit ist, wie die N. S. sehr wohl wußte, als sie einst aus der Synodalkonferenz austrat, ohne durch Lehrdifferenzen dazu gezwungen zu sein. Man dürfe nicht sagen: Gott will Vereinigung; ob Gott sie wolle, müsse sich aus den Umständen ergeben und klar nachweisbar sein. „So lange über diese Sache in der Synode keine Einigkeit herrscht, ist es sinnlos, ja leichtsinnig, eine andre Verbindung einzugehen . . . Man

sobald der Raum es zuläßt, wird die Anstalt als Lehrerseminar benutzt, oder als eine am meisten hervortretende Vorschule der Synode für deren Colleges.

7) L e h r e r des Predigerseminars sollen die theologischen Professoren sein, die dort wirken, wenn die Vereinigung zustande kommt, vier von der Verein. Kirche, vier von der Norw. S., und zwei von der Hauge-synode.

8) T h e o l o g i s c h e S t u d e n t e n, die schon in die Seminare der verschiedenen Synoden aufgenommen sind, haben kraft dieser Aufnahme Zugangrecht zum Predigerseminar der vereinigten Körperschaft.

9) N o r m a l s c h u l e n. Die Synode errichtet und erhält bis auf weiteres zwei Lehrerseminare (normal schools). Bis die Synode andre Bestimmungen trifft, bleiben diese Siour Falls Normal School, Siour Falls, S. D., und Madison Lutheran Normal School, Madison, Minn.

10) C o l l e g e s. Die Synode errichtet und erhält zwei vollständige Gymnasien, nämlich Luther College, Decorah, Iowa, und St. Olaf College, Northfield, Minn. Die Betriebskosten jedes dieser Gymnasien werden aus dem Fonds, den jede Anstalt besitzt, aus den allgemeinen Schuleinnahmen und aus jährlichen Beiträgen von der Synode bestritten.

11) H ö h e r e S c h u l e n. Die höheren Schulen, die mit der Synode in Verbindung stehen, setzen ihre Arbeit fort. Wo die Synode die Oberaufsicht hat, beziehen die Schulen einen Beitrag von der Synode. Die synodale Schulbehörde schlägt vor, aber die Synode selbst bestimmt, wie viel jede dieser Schulen jährlich bekommen soll. Da Jewell College und Augustana College Synodalanstalten sind, werden sie nach den Bestimmungen der Synode geführt.

12) B a r m h e r z i g k e i t s a n s t a l t e n. Alle Barmherzigkeitsan-

glaubt, man könne Zions Schaden durch äußeren Zusammenschluß heilen; aber das ist nicht das Mittel, das Gott uns gegeben hat, diese Schäden zu beseitigen“.

Prof. O. E. Brandt (St. Paul) führte sachlich und ruhig aus, daß die vielberufene Frage 548 in Pontoppidans Lehrbuch zwar Schriftwahrheiten enthalte, aber nicht die Lehre von der Gnadenwahl definire. Es sei für ihn gewissenbeschwerend, daß in der For. R. immer und immer wieder behauptet werde, Opgjör erkenne die zweite Lehrform an, und daß diese Auffassung auch in der Ohio- und der Missouriynode ausgesprochen worden sei. Zwar gebe der dritte Punkt des Opgjørs die Definition der Gnadenwahllehre, die die N. S. bisher auf Grund der Konfordinformel festgehalten habe, aber es könne das so verstanden werden, daß damit auch Dr. Schmidts Ansicht anerkannt sei, der den „weiteren“ Gnadenwahlbegriff in die R. F. hineinliest. Noch ein andres Bedenken: „In welche kirchliche Verbindung geraten wir, wenn wir mit der F. R. zusammenkommen? Diese hat den Präses der Ohioynode, Dr. Schütte, in ihrer Jahresversammlung willkommen geheißten, und er hat grade erst neulich eine Schrift über Gnadenwahl und Befehrung herausgegeben, in der er genau die falsche Lehre festhält, die in den Tagen des Gnadenwahlstreits von der N. S. bekämpft worden ist. Ferner hat die F.

halten, die jede einzelne Synode besitzt, setzen ihre Tätigkeit fort, wie bisher, bis die Synode andre Bestimmungen trifft.

13) Missionen. Alle Missionen, die die Synoden bisher betrieben haben, werden in der vereinigten Körperschaft fortgesetzt nach der Ordnung und Weise, die die Synode vorschreibt.

14) Pensionsfonds. Die Pensionsfonds der verschiedenen Synoden werden zusammengeworfen, und die Regeln werden in Übereinstimmung hiemit revidiert.

15) Verlagsgeschäft. Die Buchgeschäfte und Buchdruckereien der Haugetyn, N. S. und For. R. werden zu einem Geschäft vereinigt, dessen Hauptsitz das Augsburg Pub. House, Minneapolis, Minn., sein soll.

16) Redaktion. Die Kirchenblätter, die die einzelnen Synoden besitzen und herausgeben, werden vereinigt. Es wird ein Synodalorgan in norwegischer und eins in englischer Sprache, sowie ein Kinderblatt je in norwegischer und englischer Sprache herausgegeben. In der Redaktion der Synodalorgane sollen bis auf weiteres die drei jetzt bestehenden Synoden vertreten sein. Für jedes Blatt wird ein Hauptredakteur gewählt.

17) Inkorporation. Die vereinigte Synode wird sobald als möglich inkorporiert.

18) Eigentum. Es sollen die nötigen Schritte geschehen, damit alles Eigentum, das den einzelnen Synoden gehört, gesetzliches Eigentum der allgemeinen Synode wird.

19) Zusammenschluß. Die Vereinigung zu einer Synode soll keine Einschränkung der Freiheit und Rechte der Lokalgemeinden in bezug auf den Zusammenschluß von Gemeinden oder Parochieen mit sich bringen.

R. beschlossen, in einem gewissen Kreise mit der Ohiosynode zusammenzuarbeiten. Ich kann nicht begreifen, wie wir unter diesen Umständen mit gutem Gewissen in kirchliche Gemeinschaft mit Leuten treten können, die einer Lehre zustimmen, welche im Dpgjör verworfen ist, und die wir bekämpft haben, und wie wir uns so trennen können von der Missouriynode, die denselben Standpunkt einnimmt wie wir. Von einigen Männern in der Synodalkonferenz sind über die zweite Lehrform Aussprachen getan worden, die wir nicht gut heißen, aber die Synodalkonferenz als solche steht anders und wird Walthers Lehre beibehalten“.

Auch Prof. D. R. P r e u s (Decorah, Ia.) verwies auf jenes Urteil der F. R., daß die von der N. S. anerkannte Lehre unbiblich und unlutherisch sei, und erklärte, daß eine solche Erklärung nicht mit Geduld getragen werden dürfe. Mit kurzem Hinweis kritisierte er (ohne den Namen zu nennen) Dr. Stubbs Verwendung des hohepriesterlichen Gebets Christi und stellte fest, daß der Herr nicht von äußerlicher Vereinigung rede.

Past. M. T h o r s e n (River Falls, Wis.): „Ich finde im Dpgjör etwas, das unbiblich ist. Die Sätze, in denen der Synergismus verworfen wird, sind biblich, nur hätte man hinzufügen müssen, daß Gott allen Widerstand aufhebt, auch den mutwilligen. Man hat nämlich gesagt, das mutwillige Widerstreben müsse der Mensch selbst aufgeben. Bundstedt erklärt: „Die rechten Lutheraner sagen: Gott tut das; die Andern: der Mensch tut das“. Betreffs der sog. zweiten Lehrform: „Diese Bestimmung der Lehre ist von Menschen erfunden. Bundstedt sagt, das sei weder Lehre der Schrift, noch Lehre der Konfordinformel, sondern eine neue Lehre“.

Past. D. L. L e e (Northwood, Ia.) fragte, warum das Dpgjör sich nicht damit begnügt habe, die Lehre des 11. Art. der NF als reine und rechte Lehre göttlichen Worts anzuerkennen, sondern fordere, daß man „ohne Vorbehalt“ auch Pontoppidans Frage 548 zustimme. So richtig P.'s Aufstellung sei, daß Gott in allen denen, die selig werden, den Glauben voraussetzt, so sei das nicht die Lehre von der Gnadenwahl. „Ich fordere hiermit alle Pastoren und Professoren auf, mir einen einzigen Bibelspruch als Stütze der ‚andern Lehrform‘ anzuführen, oder mit andern Worten, für die Lehre daß Gott gewählt hat, im Hinblick auf den Glauben“. Ein Bibelspruch bindet mein Gewissen, aber nicht die Lehrväter.“ Dann führte er folgenden historischen Nachweis: Nachdem 1882 die Wisconsin- und

Minnesotafsynode die Lehrweise, daß Gott „in Ansehung des Glaubens gewählt habe“, als unbiblich verworfen hatten, wurde dieser Punkt auch auf der Synodalkonferenz erörtert, und die Synodalkonferenz stimmte der Entscheidung der beiden erstgenannten Synoden zu.

Past. J. Levorson (Trene, S. D.) wandte sich unter anderem gegen den Abschnitt in der Komiteevorlage, durch dessen Annahme alle an der Vereinigung Beteiligten bekennen würden, daß sie im Streite über die Gnadenwahl gesündigt haben und darüber Leid tragen. „Die Asten unter uns, und die, die nicht mehr bei uns sind, haben die Wahrheit des göttlichen Worts bekannt, in Übereinstimmung mit Gottes Wort geredet und sich von Gottes Wort leiten lassen, und deshalb glauben wir, daß die Worte, die sie nach Gottes Wort gebraucht haben, richtige Worte waren, weil Gottes Wort richtig ist. Es ist also nicht wahrzunehmen, daß sie mit Irrtümern umgegangen wären. Wer sich nach Gottes Wort hält, hat alle Zeichen, daß er den rechten Weg geht. . . Wir können sehen, daß wir uns an Gottes Wort gehalten haben, und brauchen uns in dieser Sache nicht als Sünder zu bekennen und um Vergebung zu bitten“.

Der ehrw. Dr. J. I l v i a k e r (St. Paul) erhob seine Stimme zur Warnung, indem er sagte: „Wenn es sich hier darum handelt, den einleitenden Worten in den Vereinigungsbedingungen zuzustimmen, so könnte ich das nicht mit gutem Gewissen tun, wenn ich Stimmrecht hätte. Denn hier steht, daß wir einig sind in demselben Glauben und derselben Lehre: das sollen die erklären, die dem Punkte zustimmen. Ich für meinen Teil wage nicht zu sagen, daß die volle Glaubenseinigkeit nun erreicht ist. . . Viele haben das Gefühl, daß sie des Streits unter uns müde sind. Mir geht das grade so, und man wird mir zugestehen, daß ich mein Teil (des Streits) gehabt habe. Die Tage im Synodaldienst sind nicht immer gar leicht gewesen. Aber ich möchte doch mir selbst und Andern sagen: Wenn wir so müde werden, daß wir aufhören, für Gottes Ehre zu streiten, dann sind wir müde geworden, Christen zu sein“.

Prof. E. S o v e (St. Paul), mit dessen Rede die Debatte abschloß, sagte u. a.: „Die Frage, ob wir nun direkt daran gehen sollen, eine organische Vereinigung zustande zu bringen, ist eine überaus wichtige Frage. Nachdem die Synode in organische Vereinigung mit der F. A. und der S. S. eingetreten ist, so hat sie damit einen folgen schwereren Schritt getan, hat etwas getan, das niemals rück-

gänglich gemacht werden kann. Das müssen wir bedenken. Es bedeutet, daß die N. S., die nun über 60 Jahre bestanden und ohne Zweifel eine große Aufgabe unter den Norwegern in Amerika gehabt hat, aufgelöst wird und zu existieren aufhört; daß sie all ihr Eigentum abgibt, sowie alles Recht, über ihre Schulen und andre Institute zu bestimmen; daß sie alles dies an eine neue und große Körperschaft abgibt, in der wir, die wir jetzt die Synode bilden, eine Minderzahl ausmachen, und deren Grundsätze und Verfahren nicht von dieser Minderzahl bestimmt werden können. Daß der Name der Synode bewahrt bleibe, ist natürlich nicht die Hauptsache, auch nicht, daß deren Organisation weiter bestehe, wohl aber, daß die Wahrheiten und Grundsätze, die die Synode verfochten hat, auch in Zukunft gewahrt und gesichert bleiben... Wer diese Überzeugung nicht hat, kann nicht frei für organische Vereinigung stimmen... Ich bin einer von denen, die das Dpgjör nicht in allen Hinsichten zufriedenstellend finden, und in Rücksicht auf etwas, das hier gesagt worden ist, will ich es aussprechen, daß meine Ansicht über das Dpgjör nicht bestimmt worden ist durch irgend eine Aussprache irgend einer deutschen Fakultät oder durch irgend eine deutsche Aussprache; denn ich hatte die Ansicht, ehe ich Gelegenheit bekam, solche Aussprachen zu hören... Das Dpgjör wird ein wichtiges historisches Dokument bleiben, und deshalb ist es von großer Bedeutung, daß dies Dokument nichts enthalte, das mißverständlich oder irrtümlich ist."

Durch einen besonderen Beschluß aufgemuntert redeten auch eine ganze Anzahl Gemeindeflegaten zu der schwebenden Frage. Wir stellen einige treffliche Aussprüche dieser Leute zusammen. „Die Synode stand und ließ sich nicht schrecken; sie hielt Gottes Wort hoch und sagte: Es steht geschrieben. Weil sich die Synode so zeigte und sich nicht erschüttern ließ, sind dadurch auch Andre der Wahrheit näher gekommen. Wenn nun die Synode in einer neuen Körperschaft aufgeht, ist da nicht Gefahr, daß dies Zeugnis unter Majoritäten begraben werden könnte? Der vorliegende Punkt sagt, die Einigkeit sei erzielt. Viele glauben, daß dies der Fall ist, andre viele unserer Lehrer und Pastoren zweifeln daran, und ich will diese Leute bei ihrem Wort nehmen. Ist man nicht einig, was wird eine Abstimmung gut tun? Was schafft man Gutes damit, daß man eine Abstimmung erzwingt, daß eine neue Körperschaft entstehen solle?“ — „Warum soll es solche Eile haben mit der Vereinigung? Verträgt

die Vereinigungssache keine weitere Diskussion? Kann sie nach dem heutigen Tage das Licht nicht vertragen? Die hier stehen und sagen, wenn die Vereinigung nicht heute geschehe, so werde sie niemals geschehen, verurteilen ihre eigene Sache. Haben sie nicht mehr Vertrauen zu ihrer Sache, als das, und haben sie nicht mehr Vertrauen als das zu dem Gottessegner, der der Vereinigung folgen soll, dann ist's besser, daß das Ganze auf der Stelle zu grunde gehe. Man soll hiemit nicht so eilen. Die Synode hat etwa 1000 Gemeinden und 150,000 Mitglieder, und es hat nicht die Hälfte der Gemeinden ihre Stimme in der Sache abgegeben... Ist es Sünde, wenn wir uns jetzt nicht vereinigen, so haben wir 30 Jahre lang gesündigt... Wenn die Vereinigungssache weiter getrieben und die Synode gespalten wird, so ist das nicht Schuld der Minorität, nicht Schuld derjenigen, die den Stab über die Sache brechen, sondern es ist Schuld der Majorität.“ — „Ich sehe den ersten Punkt im Dpgjör für unklar an; er eröffnet ein weites Feld und stellt die Tore zu neuem Streit auf. Denn wenn ich denke, wie Prof. Schmidt die Frage 548 in Pontoppidan mit seiner Erklärungsweise gebrauchte, wodurch er unsre Synode spaltete, so halte ich meinerseits dafür, daß man (der Frage) hier nicht ohne Vorbehalt zustimmen könne.“ — „Diese Sache ist solcher Art, daß sie nicht forciert werden kann. Man muß die Gewissen respektieren und dazu kommen, daß Lehr- und Gewissensfragen nicht mit Stimmenmehrheit abgemacht werden. Man kann die Leute nicht in Glaubenseinigkeit hineinprügeln. Man kann sie nicht zur Türe hineinschieben und sagen: Bitte, da seid ihr daheim — wenn sie nicht überzeugt sind, daß da Glaubensbrüder sind, die zusammenwohnen sollen. Laßt uns rücksichtsvoll und verträglich sein und tun, was wir tun können, Andre zu überzeugen und zu gewinnen“.

In den Auslassungen derjenigen, die für die Pläne der Majorität eintraten, fällt der Mangel an brüderlichem Eingehen auf die Anschauungsweise der Minorität auf. Der Ton, in dem die Redner sprachen, ist theils wegwerfend, theils ärgerlich erregt, hie und da geradezu feindselig. So sagte ein Pastor: „Ein Wort über die Gewissensnot. In Gewissensnot sein, ist böse, wie jeder weiß, der es erfahren hat. Und ich glaube, daß Manche in dieser Not sind. Aber sieht es nicht ein wenig wunderlich aus, daß Einige, die angeblich

an dieser Beschwerde leiden, Stadt und Land umfahren, um Andre in dieselbe Not zu bringen? Leidet jemand an einer widrigen, schmerzvollen und ansteckenden Krankheit, so versucht er nicht auf alle Weise, die Ansteckung auf Andre zu übertragen — und gewiß am wenigsten von allen auf seine Freunde. Das wäre nicht liebevoll und nicht christlich. Aber grade das ist früher geschehen von denen, die an Gewissensnot leiden. Diese Gewissensnot ist also nicht nur eine widerliche Seuche, sondern sie ersticht ja alle Christenliebe im Herzen. Christenliebe würde gebieten, alles mögliche zu tun, den Kranken wieder gesund zu machen. Es läßt sich kein bestimmtes Gotteswort anführen, an das das Gewissen gebunden wäre und dessenwegen man gegen Vereinigung auf Grund des Dpgjör wäre“. Dr. Stub hatte am Schlusse seiner Rede gesagt: „Persönlich will ich sagen: Hätte man nicht so agitiert, wie Einige es getan haben, und hätte man uns nicht zu verstehen gegeben, man wünsche mehr Zeit, um die Agitation fortzuführen, was nach meiner Überzeugung unsrer Synode, unsern Gemeinden, unsern Schulen, unsrer ganzen kirchlichen Arbeit zum Schaden gereicht, hätte ich nichts dagegen, wenn man die Sache aufschöbe“. Diesen Gedanken nahm später ein Gemeindegat auf und behauptete unumwunden, die Professoren, die vor einem Jahre eine Bittschrift um Aufschub der Vereinigung in Umlauf gesetzt hatten, hätten tatsächlich der Kirchenpolitik ihre Federn geliehen; denn ein Pastor, der dies Dokument unterschrieben hätte, würde ja gewiß dafür sorgen, daß seine Gemeinde ihm einen gleichgesinnten Delegaten mitgäbe, und die Gemeinde werde nicht gerne dem Manne Widerstand leisten, der ihr Gottes Wort predige. „Euch Pastoren, die ihr dies Dokument unterschrieben habt, ob euer 50 oder 100 sind, will ich sagen, ihr hättet recht gehandelt, wenn ihr eure Namen auch unter jener Bittschrift hättet stehen und eure Gemeinden sehen lassen, wie ihr steht, und hättet euch nicht hinter dem Mantel der Professoren verstecken und diese die Prüffe aushalten lassen sollen.“ Diese und ähnliche Ausfälle, die vom Vorsitzer ruhig angehört wurden, veranlaßten einen Delegaten zu einer ernstern Rüge in den schärfsten Worten. Besonders unheimlich aber berührt die leichtfertige Weise, in der ein anderer Pastor das Gesuch der Minorität um Aufschub behandelte. Weil man in der Bittschrift nur gesagt hatte, man habe Grund zu fürchten, daß richtige Einigkeit mit den bisherigen Gegnern noch nicht erzielt sei, meinte jener Pastor: „Also sie haben keine Gewißheit, keinen Beweis dafür, daß Glaubens-

einigkeit noch nicht erzielt worden ist, sondern sie haben eine Vermutung, eine Befürchtung, daß das noch nicht geschehen ist." Weil Dr. Mbisaker einmal gesagt hatte, er bete zu Gott, daß den Norwegern ein neuer Gnadenwahlstreit erspart bleibe, konnte jener Pastor auch darin keinen Anlaß zu Befürchtungen sehen, denn so könne und werde ein Christ ja doch immer beten! Und dem Prof. Preuss, der auf diese und andre Anzeichen innerer Unruhe in der Synode hingewiesen und so gezeigt hatte, daß die Synode mit Spaltung bedroht sei, rief jener Pastor zu: „Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“

Zeigen diese Proben schon deutlich genug, daß die Majorität von vornherein nicht willens war, auf eine ernstliche Erwägung der Bedenken ihrer Brüder einzugehen, so wird dieser Eindruck noch dadurch verstärkt, daß man immer wieder mit Nachdruck betonte, man könne jetzt nicht zurückgehen, nachdem man so weit gekommen sei. Ein Pastor sagte: „Ich habe die Synode von Kindheit auf gekannt. Wenn sie etwas gesagt hat, so hat sie gewußt, was sie gesagt hat, und steht dazu. Daher kommt es mir beachtenswert vor, daß es Leute gibt, die die Synode veranlassen wollen, ihre schon ausgesprochene Meinung zu ändern und sich damit darzustellen als ein Rohr, das vom Winde hin und her geweht wird“. Aus dem Kreise der Laien kamen folgende Worte: „Dpgjør ist Eigentum der Gemeinden, und man sollte es als solches respektieren und es den Gemeinden nicht zweifelhaft oder wankend machen, da man ja doch keine falsche Lehre darin nachweisen kann.“ — „Das ist auch eine Gewissensfrage, daß man jetzt aufhören soll, die Sache zu hintertreiben und deren Gewissen zu verletzen, die für die Sache sind. Hier sind Leute, die weiß hergekommen sind, um das zu handeln, was vorliegt, und nun hält man sie auf mit Diskussionen über das, was bereits angenommen ist. . . Ich kann nicht glauben, daß die alle so friedlich sind, die jetzt nach Frieden schreien. Ich glaube, daß eine ganze Anzahl die Vereinigung nicht wollen, aber die hätten ehrlich genug sein sollen, das von Anfang zu sagen.“ — „Hintertreibt man die Vereinigungssache jetzt, so trägt die Synode daran die Schuld. Das wird den andern Körperschaften, und vornehmlich der For. K. einen großen Vorprung geben. Wir werden an vielen Stellen Verluste haben.“

Dies rücksichtslose Drängen hatte offenbar einestheils seinen Grund darin, daß man einem blinden, unverständigen Streben der Gemeindeglieder nachgibt, die ohne ein Verständnis für den Grund

des langjährigen Zwiespalts unter den Norwegern jetzt unter jeder Bedingung eine Vereinigung verlangen, wie sie ihrem Nationalgefühl entspricht. Andernteils kann man sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß die Führer der Bewegung niemals einen ernstlichen Versuch gemacht haben, ihr Volk in richtige Bahnen zu leiten, vermutlich weil sie selbst tatsächlich in irrigen Anschauungen befangen sind. Man muß sie beim Wort nehmen, daß sie es ehrlich meinen, wenn sie aus der Augustana zitieren, daß zur Einigkeit der Kirche Einheit der Zeremonien nicht nötig sei. Aber dieser Satz scheint nur in betracht zu kommen, wenn es gilt, sich mit gewissen verkehrten Tendenzen der Haugesynode auseinanderzusetzen. Jedenfalls wird er nicht so verstanden, daß auch die äußerliche, organische Vereinigung der Synoden zu den Dingen gerechnet würden, die nicht zu wahrer Einigkeit der Kirche nötig sind. Das tritt schon in der Präsidialrede unmißverständlich hervor; wir haben oben einige Sätze mitgeteilt, in denen Dr. Stubbs Ezegele und Anwendung gipfeln. Sie können kaum anders verstanden werden, als daß Dr. St. in dem hohepriesterlichen Gebet Jesu eine Nötigung dazu findet, daß die Norwegische Synode mit den beiden andern Körperschaften eine kirchenregimentliche Einheit bilde. Das wäre natürlich falsche, un-lutherische Lehre, durch die die Freiheit der Christen in äußerlichen Dingen dem Evangelium zuwider beschränkt würde. Darum mag es immerhin sein, daß er nicht so verstanden sein will. Aber dann hätte er, der die Stimmung und die Unklarheit vieler norwegischer Pastoren in diesem Stücke gewiß kannte, es vermeiden sollen, grade diesen Text zu wählen und die Ausführung grade in diese Spitze auslaufen zu lassen. Der Ton, den er damit angeschlagen hat, klingt in vielen Aussprachen nach, die später getan wurden. Immer wider bricht der oder jener Redner in den schwärmerischen Kreuzfahrerruf aus: Gott will es! — nämlich die organische Einigung der Synoden. Dann findet man auch sofort andre Bibelsprüche, mit denen man die Gewissen der Minorität zwingen zu können glaubt, die aber auf die vorliegende Sachlage passen, wie die Faust aufs Auge. Ein Pastor sagt: „Würden wir tun, was die Majorität fordert, so würden wir damit der Vereinigungssache einen Schlag versetzen, eine tödliche Wunde. Dann tun wir unser Teil dazu, daß die norwegisch-lutherische Kirche hierzulande auch fernerhin zerrissen und zersplittert da steht. Aber wie wird es dann gehen? Ja, der Herr sagt: Jedes Reich, das mit sich selbst uneinig ist, wird wüste. Ein trauriger Ge-

anderer Laie sprach offenbar die Gedanken vieler Andern mit folgenden Worten aus: „Gottes Wort sagt, daß wir unsre Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen sollen. Das gibt uns genug zu denken; deshalb laßt uns nicht weiter um diese Dinge streiten. Wenn die andern Synoden sagen: Wir sind fertig, wir sind einig — sollen wir dann zu ihnen sagen: Wir sind nicht einig? Da ist Gefahr; das Haus, das mit ihm selbst uneins ist, fällt. Davor wollen wir uns fürchten . . . Es hat hier lange genug Parteien gegeben. Ist es nun nicht höchste Zeit, daß wir gemeinschaftlich arbeiten für das eine, das not ist?“

Allerdings haben einige Redner der Majorität auch einen Anlauf gemacht, auf die Bedenken der Minorität einzugehen. Man versuchte das Opgjör zu verteidigen, indem man hauptsächlich die Gleichstellung der Konfordinformel und Pontoppidans im ersten Punkte als völlig berechtigt darstellte. Da kamen merkwürdige Auffassungen zutage. Past. J. E. Förgensen (Bode, Sa.) führte aus: „(In P.'s Frage 548) steht allerdings, daß Gott alle die zum ewigen Leben bestimmt hat, von denen er in Ewigkeit vorausgesehen, daß sie die angebotene Gnade annehmen und an Christum glauben würden.*) Aber mit Unrecht behauptet man, P. setze da neben die Gnade Gottes und das Verdienst Christi noch den vorhergesehenen Glauben als Ursache der Wahl; denn wenn P. hier hätte Ursachen

*) Es wirft ein eigentümliches Licht auf die ganze Opgjörfrage, wenn man erfährt, daß das Buch Pontoppidans, in dem die berühmte Frage 548 vorkommt, zur Zeit der Herstellung des Opgjör in den Bibliotheken der meisten norwegischen Pastoren fehlte, ja daß viele der Pastoren das Buch nie gesehen, wenigstens nicht studiert hatten. Dem Wolfe war das Buch und darum auch Frage 548 gänzlich unbekannt. Ein Laiendelegat erinnerte daran, daß Dr. Schmidt, der jetzt noch zur Fjoreneke Kirche gehört, den Streit in die Norwegische Synode geworfen hat: „Er kam mit der ungerechtfertigten Anschuldigung, daß die alten Pastoren der Synode von der Kinderlehre abgefallen seien. Nach seiner Darstellung war 'Sandhed til gudsfrygtighed' unser Kinderlehrbuch. Aber das ist nicht der Fall. Der 'Auszug' ist unser Kinderlehrbuch, und da steht nichts drin von der ersten und zweiten Lehrform.“ Er behauptete auch, daß „äußerst wenige“ unter den Norwegern das Buch P.'s gelesen haben. Daher steht gewiß jener andre Delegat unter seinen Landsleuten sehr vereinzelt da, der da sagte: „Ich bin unter P.'s Frage 548 aufgezo-gen worden, und da stehe ich heute“. Die Tatsache, daß P. mit seiner Frage 548 also durchaus nicht ein „Befennnisbuch“ der norwegischen Lutheraner war, und daß in dem „Auszuge“ aus P.'s größeren Werke, den man allgemein im Unterricht gebrauchte, die Frage gar nicht vorkommt, steht doch gewiß nicht im Einklang damit, daß uns „Deutschen“ immer wieder versichert wurde, die Trennung von der Synodalkonferenz sei notwendig, weil das norwegische Volk nicht an P. irre gemacht werden dürfe!

angeben wollen, so hätte er doch gewiß die Grundursachen nicht verschwiegen, die doch kein Synergist leugne. Auch Dr. Stub kam in seiner Rede auf Pontoppidan und den ersten Punkt des Dpgjör zu sprechen und wiederholte das von ihm für entscheidend gehaltene Argument, Dpgjör rede nicht von den *Lehrformen*, sondern von den in den Lehrformen enthaltenen *Lehren*. Wir haben uns über diese eigentümliche Auffassung schon voriges Jahr ausgesprochen und nachgewiesen, daß sie wenigstens in dem vorliegenden Falle nichts zur Rettung des Dpgjör beiträgt. Es gibt allerdings einen Unterschied zwischen Lehrform und Lehre. Wenn ich als Antwort auf die Frage: Wer ist Jesus Christus? sage: Er ist wahrer Gott und Mensch in einer ungetrennten Person, so ist das eine andre Form der Lehre, als wenn ich die Antwort aus dem Katechismus gebe: Er ist wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren; aber hier ist in beiden Formen die Lehre gleich. Wenn aber jemand neben die angeführten Katechismuskworte als völlig gleichwertig den Satz hinstellte: Jesus ist ein Mensch, wie wir — so hätte er damit allerdings eine biblische Wahrheit ausgesprochen, und hätte doch mit der „Form“ die „Lehre“ geändert, da beide Formen die Frage beantworten sollen: Wer ist Jesus Christus? Wer diese Frage mit den Worten des Kleinen Katechismus beantwortet, hat nicht nur eine rechte Lehrform sondern auch die rechte Lehre. Wer die zweite Antwort als vollständige Definition gibt, ist ein Sozinianer, der den Sohn leugnet, obgleich er in seiner Antwort und Lehrform eine biblische Wahrheit ausspricht. Genau so hier. Auf die Frage: Was ist die Gnadenwahl? geben wir nach der Schrift die Antwort: Sie ist diejenige Handlung Gottes, daß er von Ewigkeit aus reiner Gnade und um des Verdienstes Christi willen beschlossen hat, welche Menschen er in der Zeit durch die Predigt des Evangeliums zum Glauben bringen, im Glauben erhalten und so selig machen will. Pontoppidan stellt dieselbe Frage und gibt darauf die Antwort, die Past. S. zitiert, behauptet also, Gnadenwahl sei diejenige Handlung Gottes, daß er diejenigen zum ewigen Leben bestimmt hat, von denen er vorausgesehen hat, daß sie im Glauben an Christum sterben werden. Nun ist es freilich biblische Lehre, daß diejenigen, die bis ans Ende im Glauben beharren und selig werden, die Auserwählten sind, und daß Gott diese von Ewigkeit gekannt hat. Aber das ist hier *falsche Lehre*, weil im Zusammenhang dieser „Lehrform“ behaup-

tet wird, das sei die biblische Lehre von der Gnadenwahl. Hier liegt nicht nur ein Unterschied in der Lehrform vor, sondern in der Lehre selbst. Damit ist zugleich die nötige Antwort auf Pastor Z.'s Ausführung gegeben; denn selbst wenn seine Verteidigung P.'s sonst richtig wäre, so hat eben P. doch damit falsch gelehrt, daß er behauptet, er habe die biblische Definition von der Gnadenwahl gegeben. Nein, in unsern Tagen darf kein echter Lutheraner mehr unter irgend einem Vorwand öffentlich bekennen, daß er die beiden Lehrformen oder die in den Lehrformen enthaltenen Lehren ohne Vorbehalt als gleichberechtigt anerkenne, und wenn eine Kirchengemeinschaft das nach reiflicher Überlegung tut, so macht sie sich ganz offenbar des größten Synkretismus schuldig.

Nun noch ein Punkt, der auch dies Jahr in der Debatte wieder recht augenfällig hervortrat, und der die Schwäche der Stellung kennzeichnet, die die Majorität einnimmt. Das ist die fortwährende Berufung auf die Väter. Es handelt sich nicht sowohl darum, eine Stellung bis aufs Äußerste zu behaupten, weil die Schrift sie erzwingt, sondern das ist ja das Charakteristische am Dpgjör, daß es durchaus neben der Schrift eine nicht schriftgemäße Lehrstellung nur deshalb festhalten will, weil gewisse „Väter“ sie eingenommen haben.*) Man kann den Eindruck nicht loswerden, daß einer der Pastoren das theologische Grundprinzip der Majorität zu glücklichem Ausdruck gebracht hat, als er sagte: „Der große Johann Gerhard, der Vater (!) und Vorkämpfer der Rechtgläubigkeit, hat in der Lehre von der Gnadenwahl auf diesen beiden Lehrformen gestanden, und da können wir es gewiß auch.“ In dieser Vätertheologie geht man so weit, daß sogar verstorbene Lehrer der Norwegischen Synode selbst immer wieder als entscheidende Zeugen für die Berechtigung der im Dpgjör eingeschlagenen Richtung aufgeführt werden — eine Berufung, die dadurch nicht an ethischem Wert gewinnt, daß sie so offenbar geeignet ist, unter dem

*) Mit dieser Darstellung zeichnen wir nur den Sachverhalt, wie er in der Debatte zutage trat. Da die Führer der norwegischen Majorität gewiß die Wahrheit sagen, wenn sie im Dpgjör der Lehre der KZ als der biblisch richtigen zustimmen, und wenn sie immer betonen, daß sie Dr. Walther's Auffassung von der Lehre der KZ teilen, so kann ihre hartnäckige Verteidigung der Lehrstellung Pontoppidans und die Berufung auf die Väter schließlich nur den Grund haben, daß man durchaus eine Vereintigungsbasis haben wollte. Nicht um den guten Namen der lutherischen Lehrväter zu retten sondern um die Gründung einer großen norwegischen Körperschaft zu ermöglichen, ist ja das Dpgjör verfaßt worden!

unkundigen Volke die Meinung zu nähren, die Minorität sei von der Tradition der norwegischen Lehrväter abgefallen. Wer aber so steht, daß man eine Lehrweise nicht als unbiblisch und verkehrt verwerfen dürfe, sobald sie nur von sonst treuen Lehrern der lutherischen Kirche geführt worden ist, der hat das Grundprinzip der lutherischen Theologie praktisch aufgegeben und verleugnet, wenn er es auch in thesi immer noch her sagt. Darum wird die Norwegische Synode niemals zu wahrer Einigkeit und zu fröhlicher Gewißheit ihres Bekenntnisbesitzes kommen, ehe ihre Führer es aufgeben, ein entscheidendes Bekenntnis auf Menschenwort, Menschenmeinung und menschliche Abmachungen zu bauen, statt auf die Schrift *a l l e i n* !

Die Abstimmung über die Komiteevorlage geschah mit Namensaufruf, und die Namen sind im Bericht sämtlich registriert (es werden sogar sorgfältig die Namen derjenigen angegeben, die sich des Stimmens enthielten oder aus irgend einem Grunde bei der Abstimmung nicht zugegen waren). Von 259 Pastoren stimmten 138 für die Vorlage, 96 stimmten dagegen, 20 stimmten nicht, 5 waren nicht zugegen (die Professoren der Anstalten haben kein Stimmrecht, zählen also bei diesen Angaben nicht mit!). Von 323 Gemeindeflegaten stimmten 222 mit Ja, 74 mit Nein, 10 stimmten nicht, 17 waren abwesend. Zusammenfassung: Von 572 stimmberechtigten Synodalgliedern stimmten 360 für die Vorlage, 170 stimmten dagegen, 30 enthielten sich des Stimmens, 22 fehlten. Diejenigen, die ihre Stimmen nicht abgaben, dürften wohl der Mehrzahl nach der Minorität angehören, da nicht leicht anzunehmen ist, daß jemand, der zur Majorität hält, sich gescheut hätte zu stimmen, während es andererseits einigen Mut erforderte, der Minorität offen beizutreten. Aber auch hiervon abgesehen enthalten die angegebenen Zahlen eine laute Verurteilung der ganzen Art und Weise, in der diese wichtige Sache in der Norwegischen Synode gehandhabt wird. Von den 234 Pastoren, die ihre Stimmen abgaben, haben sich etwa zwei Fünftel gegen die Vorlage erklärt, von den 296 Gemeindeflegaten etwa ein Drittel. Bedenkt man dazu, daß die Minorität wiederholt erklärt hatte, sie könne aus Gewissensbedenken nicht mit der Mehrzahl gehen, so kann man nur darüber staunen, daß eine lutherische Synode eine so einschneidende Maßregel, bei der allerdings das lutherische Gewissen in betracht kommt, durch einen Majoritätsbeschluß annehmen will. Man setzte freilich hernach ein „Friedenskomitee“ ein, dessen Aufgabe es sein soll, die in der Synode zutage getretenen „Bedenklichkeiten“

auszugleichen, und die Minorität sah darin wenigstens den Erfolg, daß man ihr so eine gewisse Existenzberechtigung zuerkannt hatte; aber nicht nur wurde dadurch die vorhergegangene Abstimmung nicht rückgängig gemacht, sondern man kann auch bei der Lage der Dinge in der Norwegischen Synode nicht recht hoffen, daß die Verhandlungen dieses Friedenskomitees auf den Ausgang einen entscheidenden Einfluß ausüben werden. Allerdings werden nun zwei Jahre verstreichen, ehe die Synode konstatieren kann, daß der Synodalbeschuß durch die Gemeinden ratifiziert worden ist; denn weil man für dies Jahr San Francisco zum Versammlungsort gewählt hatte und deshalb damit rechnen mußte, daß die Bescheidung der Zusammenkunft nicht repräsentativ sein werde, hat man ausgemacht, mit der Ausführung des Beschlusses erst 1916 zu beginnen. Aber die Frage, ob dieser Aufschub die Hoffnungen der Minorität begünstigt und der Erfüllung näher bringt, kann unsers Erachtens nicht freudig mit Ja beantwortet werden. Die Norwegische Synode ist durch falsche Zielstellung in eine böse Lage geraten. Ist es wahr, daß die Foredede Kirche trotz Zustimmung zum Dpgjör ihre frühere falsche Lehrstellung nicht aufgegeben hat, so verliert nicht nur die Norwegische Synode beim Zusammenschluß all ihr bisheriges Bestimmungsrecht über Lehrstellung und Synodaleigentum, weil sie in dem geplanten großen Körper die Minderzahl bildet, sondern sie trägt direkt zur Förderung falscher Lehre bei. Würde sie sich aber jetzt entschließen, auch nur von der organischen Vereinigung abzustehen, so hätten ihre bisherigen Gegner, die ja bei der Vereinigung nur gewinnen können und ihr deshalb eifrig zugestimmt haben, eine Waffe in die Hand, die sie ohne Zweifel gebrauchen und mit Erfolg für die Ausdehnung ihres Gebiets verwerten würden. So kommt die Norwegische Synode auf alle Fälle zu kurz, nachdem sie mit Zustimmung ihrer Führer unter dem Impuls des in kirchlichen Dingen unberechtigten Nationalbewußtseins ein zweideutiges Bekenntnis angenommen hat. Es zeigt sich nun recht deutlich, daß die Quartalschrift nicht aus Feindseligkeit gegen die Norwegische Synode geredet hat, als wir nach der Veröffentlichung des Dpgjör entschieden gegen dies offenbare Kompromiß Einspruch erhoben. Das war der einzige Rat, den unparteiische Freunde geben konnten!*)

J. Schaller.

*) Anhangsweise geben wir hier noch einen Tatbeweis dafür, daß die Vereinigungsarbeit der Norwegischen Synode, wie sie bisher auf Grund des Dpgjör betrieben worden ist, großes Ürgernis anrichtet. In diesem

Falle besteht das Ürgerniß darin, daß Personen, die in falscher Lehre stehen, durch die unionistische Stellung, die die Norwegische Synode durch Annahme des Opgjör eingenommen hat, in ihrer Sünde bestärkt werden. Wir drücken ohne weiteren Kommentar einen kurzen Leitartikel des Ohio'schen Blattes *Lutheran Standard* vom 13. März d. J. ab:

Missouri Mistaken. Not many weeks ago an item appeared in the *Lutheran Witness*, the English organ of the Missouri synod, copied from the *Arkansas Lutheran*, a parish paper published in a Missouri synod congregation, which sought to give statistics on the membership of the Missouri synod and of those synods which are "in fellowship in faith" with it. Among others it included the "Norwegian Evangelical-Lutheran Synod, numbering four hundred and eighteen pastors."

The *Witness* copied this item without a word of dissent or even of qualification. Its publication raises an interesting question. It is known throughout the church that negotiations tending to a union of the Norwegian synod, the United Norwegian church, and Hauge's synod have progressed so far that, although there are some strong dissenters among the pastors of the Norwegian synod, there is little reason to doubt that the union will be effected. At all events, proceedings have gone far enough to enable us to state that practically all of the lay-members in the Norwegian synod and probably a majority of the ministers consider and have proclaimed themselves in fellowship in faith with the members of the United Norwegian church. Especially the laity of the Norwegian synod have shown unmistakable signs of restiveness at the delay in the negotiations which has been caused by some of their pastors. In some cases congregations have publicly printed their dissatisfaction with the stand their pastors have taken, when these pastors opposed the union. Now, let us do a little ratiocinating. If the Missouri synod is "in fellowship in faith" with the four hundred and eighteen ministers of the Norwegian synod, and if a goodly portion of these are in such fellowship with the members of the United Norwegian church, it ought to follow, according to the reasoning which the Missouri synod has often applied in order to prevent and avoid religious communion with other Lutherans, that the Missouri synod is in fellowship in faith with the United Norwegian church. But, much worse. Since we of the Joint synod are in fellowship in faith with the United Norwegian church, Missouri must, according to its own statement, be in fellowship in faith with us. The only possible way out of this terrible conclusion would be to repudiate the statement that the Norwegian synod belongs in the household of faith with the Missouri synod. But there is another item which interests us. Knowing that the vast majority of the lay-members of the Norwegian synod are in full sympathy with the union movement, what would the Missouri synod do about its fellowship with this synod provided, when it came to the test, the Norwegian synod would, by a small majority of its ministers, decide against the union, and the rest of its members, clerical and lay, would decide for the sake of peace, not to split synod? Is there priestcraft in the Lutheran church? Is it true that the affairs of the Lutheran church, in as far as they concern questions not local with the parishes, are decided by the vote of the majority of the ministers? If this is true of any parts of the Lutheran church, is it not time for such parts of the church to repudiate the doctrine that we Christians are a universal priesthood, and that the congregations of our church are being their own highest authority, and that in our synodical bodies the voice of the lay-delegate and his vote are as valid as those of a clergyman?

Gesetzlich Wesen unter uns.

In der letzten Nummer der Quartalschrift kam der erste Satz der zweiten These zur Verhandlung. In dem folgenden kommt der zweite Satz zur Darstellung. Deshalb mögen hier um des Zusammenhangs willen die zwei ersten Thesen zusammenstehen: 1. Gesetzliches Wesen unter Christen besteht darin, daß sie die Antriebe und die Formen ihres Handelns aus dem Gesetze nehmen, statt sie sich aus dem Evangelium zufließen zu lassen. Das kommt aus dem Fleische, das diesen Zug in jede Lebensäußerung des Christen einmischt und sie damit veräußerlicht. 2. Diese Art äußert sich in der lutherischen Kirche zunächst und vernehmlich durch Bochen auf Rechtgläubigkeit. In Verbindung damit geht ein Bochen auf Heiligung, das sich besonders durch kirchenregimentliche Maßnahmen geltend macht. Im Gegensatz dazu entsteht dann ein Bochen auf Heiligung, das sich nach Art des Pietismus sowohl der äußeren Lehrzucht als auch der äußeren Zucht im Wandel widerseht, aber dabei durch seinen Anspruch auf höhere Frömmigkeit sich ebenso energisch gesetzlich geltend macht.

Eine andere Weise, durch die sich das gesetzliche Wesen äußert, als das in der vorigen Nummer dargestellte Bochen auf Rechtgläubigkeit, ist das B o c h e n a u f H e i l i g u n g. Das D r i n g e n a u f Heiligung versteht sich von selbst, aber man darf es nicht mit Bocherei verwechseln. Dazu wird eine Betrachtung über Heiligung dienlich sein.

Was ist Heiligung? Die Frage ist nicht unnötig, denn die Antwort wird zeigen, wie man mit den Begriffen Gesetz und Evangelium umgeht. Wenn wir vom Werke des heiligen Geistes reden, dann kann man das Wort auf dreierlei Weise fassen: 1. G a n z a l l g e m e i n, das ganze Werk des heiligen Geistes, das er durch das Wort Gottes ausrichtet, sodaß auch die tödende Predigt des Gesetzes eingeschlossen ist. 2. Die g e w ö h n l i c h e allgemeine Auffassung, wie sie als Ueberschrift des dritten Artikels vorliegt, von Berufung bis zur Erhaltung, da das Evangelium das Mittel ist. 3. Die s p e z i e l l e Auffassung als das dritte Stück des Gesamtwerks des heiligen Geistes, da die Heiligung neben die Erleuchtung gestellt wird. Da bezeichnet das Wort die Arbeit an dem durch den Glauben gerechtfertigten Menschen, durch die er auch in seinem äußeren Leben mehr und mehr von der Sünde loskommt. In diesem letzten Sinne reden wir jetzt davon, und zwar von der Seite, da der heilige Geist den M e n s c h e n zur Heiligung a u f f o r d e r t, daß er die Kräfte des Geistes, die ihm durch den Glauben verliehen sind, gebrauche. Heiligung ist eo ipso mit dem Glauben gesetzt. Das kann gar nicht zu sehr betont werden.

Um die Rechtfertigung im Vordergrund zu halten, fehlt es bei uns zuweilen in der Betonung der Heiligung auf verschiedene Weise. Wir scheuen uns, in reformierte Redeweise zu geraten, da die Heiligung als die Hauptsache und die Rechtfertigung nur als das Mittel zum Zweck erscheint. Man muß sich hüten, solche Rede ohne weiteres zu verdammen. Es kommt doch drauf an, wie sie gemeint ist. Weil sie aber bei denen gang und gäbe ist, die das Gnadenwerk Gottes schließlich über des Christen Tun fast ganz aus dem Auge verlieren, so fallen wir leicht in das andere Extrem, und da nimmt die Heiligung oft eine sekundäre Stellung ein. Das kommt vom Intellektualismus her, der Rechtfertigung und Heiligung als bloße Begriffe behandelt. Da kann man sie trennen und den Glauben als die Wurzel voranstellen. Sie sind aber nicht bloße Begriffe, sondern sie sind Sachen, Tatsachen. Und da ist eins in dem andern gegeben. Es gibt keine Heiligung ohne Rechtfertigung, keine Werke ohne Glauben; aber auch umgekehrt, es gibt keinen Glauben ohne Werke, keine Glaubensrechtfertigung ohne Heiligung. Des reinen heiligen Gottes Werk ist durch Teufel und Sünde zerstört worden. Das ganze Evangelium handelt davon, daß das wieder restituiert wurde. Christus hat gelitten und ist in den Tod gegangen, um unter anderem auch die Macht der Sünde zu brechen, und hat uns von ihr errettet. Der heilige Geist schafft in uns das neue Leben aus Gott durch den Glauben, das rein und heilig ist. Der Christ, der die Vergebung der Sünden als Befreiung von etwas Ekelhaftem, Häßlichem empfindet, kann nicht anders als die Sünde hassen. Der alte Adam stört ihn wohl darin, als ob es sich nur um Abwendung von der Todesnot handele, aber der Glaube an den Heiland, der sein Leben für uns gab, empfindet anders. Er muß den Heiland lieben und deshalb die Sünde hassen. Erlösung, Rechtfertigung und Heiligung gehören also eng zusammen.

Wie geschieht nun die Heiligung? Der heilige Geist schafft durch das Evangelium von der Vergebung der Sünde in dem Menschen das neue Leben, das die zwei obengenannten Seiten, die Rezipitivität des Glaubens und die Aktivität der Liebe, hat. Das ist aber wie ein Keim, der jetzt wachsen soll. Der Christ ist nicht ganz neues Leben. Die Sünde ist noch da. Die Schrift hat verschiedene Ausdrücke, die in gewisser Weise bildlichen Charakter behalten. Sie redet von Fleisch und Geist, vom alten äußerlichen und vom neuen inwendigen Menschen. Es ist das eine wunderbare Offenbarung, von der

wir nicht meinen dürfen, daß wir sie mit psychologischem Verständnis bemeistern können. Wenn das auch Dinge sind, die in unserm Innern vorgehen, so bleiben es doch wunderbare Dinge, die Menschenverstand nicht ganz klein kriegt. Wir können daher immer nur stückweise davon reden, um Irrtümer zu vermeiden, ohne zu meinen, daß wir alles für das menschliche Verstehen klar gemacht haben.

Wir sagen also zunächst der Mensch, der zum Glauben gekommen ist, ist e i n e Persönlichkeit, nicht zwei. Wenn von dem Fleisch die Rede ist, dann ist das der Mensch, die Persönlichkeit, die um des Glaubens willen auch Christ genannt wird. Wenn vom Geist die Rede ist, dann ist das wiederum dieselbe Persönlichkeit. Und doch sind Geist und Fleisch durchaus verschieden von einander. Für den Pelagianer ist die Sache einfach. Der redet, wie der Ungläubige auch, gelegentlich von zwei Seelen in seiner Brust. Aber der hat ja die angeborene Tugend in sich, und die entwickelt sich durch Erziehung immer besser heraus. Das ist zwar Unsinn, aber das kann der natürliche Mensch kapieren. Dagegen die Darstellung von Fleisch und Geist nach der Schrift bleibt auch dem Gläubigen ein unbegreiflich Wunder. Fleisch ist das natürliche Wesen, das unter der Herrschaft des Teufels und der Sünde steht. Geist ist vom heiligen Geist neugeschaffen. Der Geist ist nicht etwa aus dem Fleisch herausentwickelt, sondern er ist das neue Leben aus Gott geschaffen. Es ist das Leben des heiligen Geistes, ja, der heilige Geist selbst in uns, aber doch wieder nicht so, daß des Menschen Persönlichkeit damit negiert wird. Das brächte uns in Pantheismus. Woran mir liegt, ist festzuhalten, daß in der Schrift das Wort *pneuma* in dreifachem Sinn vorkommt: 1. Die dritte Person in der Gottheit; 2. Ein Teil des natürlichen menschlichen Wesens nach der Dreiteilung Leib, Seele, Geist; 3. Das vom heiligen Geist erfaßte Innere des Christen, das dem Fleisch gegenüber steht. Von diesem letzteren ist die Rede in der Heiligung, wie wir jetzt davon handeln.

Daß hier die Abwendung von der Sünde sich von selbst versteht, ergibt schon die Gegenüberstellung von Geist und Fleisch in der Schrift und die Darstellung, daß die beiden im Kampfe liegen. Aber es entsteht die Frage, ist ein *Dringen auf Heiligung* nötig, und wenn das der Fall ist, an welche Adresse richtet sich dieses Dringen, an das Fleisch oder an den Geist?

Man könnte meinen, diesem Geist sei das *Dringen auf Heili-*

gung nicht nötig. Ist doch dieses neue Wesen vom heiligen Geist selbst gewirkt. Da wird dann auch der Wille zum Kampf gegen die Sünde, gegen das Fleisch, von selbst gegeben sein. Wir wissen aber auch, daß das neue Wesen nicht von vornherein in voller männlicher Reife auftritt, sondern daß es wachsen muß. Der heilige Geist schafft nicht mechanisch etwas neues, sondern das Wesen des Geistes geht ein in die Art des menschlichen Lebens, da aus kleinen Anfängen, in denen aber alle Elemente gegeben sind, ein neues, starkes, großes Leben wachsen und heranreifen soll, unter steter Arbeit und Kampf, so wie z. B. auch Jesus z u n a h m an Weisheit usw. Das war bei Jesus nicht Heiligung in unserm Sinn. Es ist aber eine Parallele, die da zeigt, wie Göttliches im Menschen fortschreiten und wachsen und zunehmen kann. Dazu kommt beim Christen, daß ihm das sündliche Wesen anhaftet, das fortwährend drauf aus ist, das Wesen des Geistes zu unterdrücken. Deshalb bedarf dieses neue Geisteswesen fortwährend der Aufmunterung und der Stärkung, und dies geschieht, abgesehen von der Verkündigung des Evangeliums, durch das rechte Dringen auf Heiligung. Das Dringen auf Heiligung ergibt sich also aus den zwei vorliegenden Bedingungen: Aus dem Wesen des Geistes und des Glaubens, das der Sünde feind ist, und aus der Tatsache, daß der Geist des Menschen der Stärkung und Hilfe bedarf.

Damit ist aber zugleich klar, von welcher Art dieses Dringen ist. Es richtet sich nicht an das Fleisch, sondern an den Geist. Wir sollen nicht das Fleisch bessern, sondern nieder schlagen und töten. Wir sollen nicht aus den im Menschen vorliegenden Kräften das neue Leben h e r a u s e n t w i c k e l n, sondern so wie der heilige Geist den ersten Keim des neuen Lebens neu geschaffen hat, so ist die Weiterarbeit an diesem neuen Leben ein fortwährendes Weiter s c h a f f e n des heiligen Geistes, und zwar mit denselben Mitteln wie am Anfang. Darum kann von der fordernden, drohenden, verdammenden Gesetzespredigt hier nicht die Rede sein. Das Dringen auf Heiligung soll den Geist a u f m u n t e r n, es soll also helfend, stärkend einwirken. Das kann nur das Evangelium tun. Weil aber von Heiligung, von Abkehr von der Sünde, von Kampf wider die Sünde die Rede ist, so redet dieses Dringen auf Heiligung von eben den Dingen, von denen im tötenden Gesetz Gottes auch die Rede ist, von den Dingen, die Gott haben, und von denen, die er nicht haben will. Aber es ist jetzt ganz anders davon die Rede. Dort steht die Rede dem menschlichen Eigen-

willen gegenüber, hier setzt sie die Willigkeit des Kindes Gottes voraus. Dort empfindet der unbefehrte Mensch, oder auch der alte Adam im Christen, den Willen Gottes als einen fremden Willen, als den Willen des strafenden mächtigen Herrn, der auf ihm lastet. Hier reden wir zu dem gläubigen Christen von dem Willen des Vaters, des Heilandes, über den wir uns freuen, weil in seinen Grenzen allein unser Heil liegt. Dort will die Predigt den harten Willen des Menschen brechen, hier will sie dem schwachen Willen durch Lehre und Aufmunterung aufhelfen. Sene Rede weiß nichts vom Evangelium, diese geht immer in unmittelbarer Verbindung mit dem Evangelium. Sie nimmt daraus nicht nur den Antrieb, sondern auch die Darstellung des Willens Gottes wird dadurch eine ganz andere Rede als die im Gesetz. Kein Fordern, Drohen, Verdammen, sondern ein Locken, ein Aufmuntern, ein Verheißten, alles immer in unmittelbarer Verbindung mit dem Evangelium. Ja, was sage ich. Es ist tatsächlich eine ganz andere Rede, die von ganz anderen Dingen handelt als jenes Gesetz. Zu dieser Rede und Auffassung gehört auch das Moment der ehrenden kindlichen Furcht und ebenso das demütige Bewußtsein unserer Anzulänglichkeit. Das ist nichts Gesetzliches, obwohl es sich um die Dinge dreht, von denen das Gesetz handelt. Aber Demut und kindliche Furcht sind durch das Evangelium bewirkt. Und wenn da jemand meint, daß diese Darstellung, die mit dem Apostelwort, daß dem Gerechten kein Gesetz gegeben ist, ernst macht, das Gefühl der Verantwortung aus dem Christenleben nähme, der mag wissen, daß diese Gefühle, kindliche Furcht und Demut, durchs Evangelium gewirkt, viel stärker sind als knechtische Furcht und Verzweiflung. Ja, die Anerkennung von Gottes Hoheit und Herrenrecht ist ganz allein durch diese vom Evangelium gewirkte Gemütsrichtung gegeben und nicht durch irgend etwas, das das Gesetz wirken kann. Daher hat diese Rede, die wir evangelische Ermahnung nennen, neben der frischen, erweckenden Glaubensfröhllichkeit auch den ernstesten Charakter, der von allem Leichtsinne verschieden ist. Diese Rede ist nicht Evangelium, das von den großen Taten Gottes redet, sondern sie handelt von Gottes Willen in Bezug auf unser Tun. Aber sie ist auch nicht Gesetz, das fordert, droht, verdammt und auf uns lastet, sondern sie geht aus dem Evangelium hervor. Darum weist sie sofort auf den Zusammenhang des Willen Gottes mit dem Evangelium. Sie redet nicht nur davon, wie die Gnade Gottes uns durch Christi Blut erlöst hat, son-

dern auch, wie sie nun in uns das Gute schafft und uns befreit von den Schlacken der Sünde. So läßt diese Rede, den Antrieb, der die Wirkung zum Tun schafft, aus dem Evangelium fließen. Das ist nicht Gesetzespredigt, sondern evangelische Ermahnung, die immer unmittelbar mit evangelischer Predigt in Verbindung geht, ebenso wie der heilige Geist immer unmittelbar mit dem Glauben die Liebe wirkt und wie wir ein wunder schönes Beispiel dieser Rede in der Bergpredigt sehen.

Ebenso steht es mit der Wirkung dieser Rede. Es ist nicht so, daß der heilige Geist den Menschen erst zum Glauben bringt und dann die Heiligung anfängt, nachdem das Rechtfertigungswerk vollendet ist. Das ist eine handwerksmäßige Vorstellung. Hier handelt es sich um Lebensprozesse. Was der heilige Geist wirkt, ist Leben, nicht ein einzelner Akt, losgelöst vom Gesamtleben. Also nicht Glaube ohne Liebe. Daher nachher auch nicht Liebe allein, als ein Werk, das aus dem Glauben fließt, um den man sich nun nicht mehr kümmern braucht. Der heilige Geist ist vielmehr immer tätig in dem Leben, das jetzt im Christen ist, in dem ganzen Umfang wie am Anfang. Die Rechtfertigung ist immer vollständig, und doch geschieht sie fortwährend. Ebenso ist der Glaube fortwährend beschäftigt mit dem Ergreifen des Heils. Das ist ein fortlaufender Aktus, oder es ist eine endlose Reihe von vielen Akten, je nachdem das verschieden zum Bewußtsein kommt. Auch das ist ein Stück Heiligung, je nachdem man es ansieht, trotzdem das gewiß bleibt, daß der Glaube in der Rechtfertigung nicht als Tun in Betracht kommt. Wir sagen der Glaube verhält sich in der Rechtfertigung mere passive. Das versteht eigentlich kein Mensch, weil das Prädikat nicht mit dem Subjekt stimmt. Aber wir sagen so, um die Alleinwirksamkeit der Gnade in der Rechtfertigung auszudrücken. Dann sagen wir auch, der Glaube kommt zuerst, und die Liebe ist seine Frucht. Das ist auch so eine Redensart, die wir trotz ihrer Ungenügsamkeit wohl verstehen. Glaube ohne Liebe, so etwas kann es nicht einmal in abstracto geben. Glaube ist selbst schon Liebe. Die Nacheinanderfolge könnte noch nicht mal statthaben, wenn der Mensch beides selbst in sich erzeugte. Da es nun aber der heilige Geist tut, dann erst recht nicht. Also Glaube und Liebe, Erleuchtung, Wiedergeburt, Befehrung und Heiligung immer zusammen, und zwar so, daß es als ein heiliger Keim in das Menschenherz gelegt wird, der da wachsen muß. Daher das Dringen auf Heiligung. Und diese

ergreift dann den ganzen Menschen in all seinem Vorstellen, Fühlen, Sinnen, Denken, Reden und Tun. Die Heiligung nimmt nicht extra Geschichten vor, wie die Klostersgelübde oder die Prohibition. Diese Dinge sind plumptes Handwerk. Die Heiligung aber ist Leben. Sie durchdringt deshalb den ganzen Menschen und dreht sich um die kleinen täglichen Dinge des gesamten Berufslebens, wie Luther es so wunderschön wieder herausgestellt hat. Darum ist sie auch immer da zu finden, wo vom Evangelium die Rede ist. Man kann das gar nicht predigen, ohne direkt oder indirekt auch Heiligung zu predigen. Das ist die Predigt, die ich *evangelische Ermahnung* nenne, und besonders liegt mir daran, zu betonen, daß das eine frische, frohe, gloriöse Rede ist.

In der Konfordinformel ist diese Rede in dem Artikel vom dritten Gebrauch des Gesetzes behandelt. Da ist aber mit hinzugenommen die Gesetzespredigt, die sich an den alten Adam des Christen richtet. Die ist hier ausgeschlossen. Ich nenne darum dieses Dringen auf Heiligung nicht Gesetzespredigt, sondern Ermahnung, und zwar, um das Hauptmoment bei dieser Rede zur Geltung zu bringen, *evangelische Ermahnung*.

Man hat bei uns unter Ermahnung sonst das verstanden, daß man einem Menschen seine Sünde vorhielt. Und weil das ja aus liebevoller Absicht geschehen sollte, so nannte man das evangelische Ermahnung. Es hat meine Ausführung deshalb viel Widerspruch erfahren. Wer aber den guten Willen hat, zu verstehen, was ich meine, der wird zugleich erkennen, daß mein Gebrauch des Wortes nicht nur dem Idiom der deutschen Sprache, sondern auch der Sache, die dargestellt werden soll, besser entspricht als der bisherige Gebrauch des Ausdrucks evangelische Ermahnung, und daß etwas klargelegt wird, was in dem Ausdruck dritter Gebrauch des Gesetzes nicht an sich klar vorliegt.

Ganz etwas anderes ist das *Pochen* auf Heiligung. Es gibt davon zwei Sorten. Die eine geht in Verbindung mit dem Pochen auf Rechtgläubigkeit, die andere steht diesem Pochen entgegen. Wer in der Kirchengeschichte zu Hause ist, weiß, daß die erste Art in der Zeit der Orthodorie florirte und die andere durch den Pietismus aufkam. Diese beiden Arten von Heiligungs-pocherei liegen in der Natur der betreffenden Verhältnisse. Sie finden sich in allen Zeiten und auf allen Seiten der äußeren Gesamtkirche. Sie waren da in der

alten katholischen Kirche mit ihren Sekten und Schismen vor der Reformation, und sie wiederholen sich bis auf den heutigen Tag auch in der lutherischen Kirche. Ja, hier zeigen sie durch ihren Gegensatz ihre eigentliche Art, die beide bei sonstiger Verschiedenheit haben, das ist das gesetzliche Wesen. Das hat drei besondere Eigentümlichkeiten: 1. Es nimmt die Antriebe nicht aus dem Evangelium, sondern will durch Fordern und Drohen wirken. 2. Es mischt in den Inhalt dieser Forderungen fremde Elemente, die nicht aus Gottes Willen, sondern aus dem eignen „Gewissen“ kommen. 3. Es mischt sich das Bewußtsein der eignen Rechtbeschaffenheit ein.

Beim Poehen auf Rechtgläubigkeit kann in der Heiligungspredigt nichts anderes herauskommen als gesetzliches Wesen. Es geschieht auf doppelte Weise. Entweder die Heiligungspredigt besteht nur in der Darstellung der Verbindung von Glaube und Werken, oder sie sucht ihre Kraft in allerlei kirchennregimentlichen Maßnahmen, wie z. B. dem Bann. Im ersten Fall mag die Darstellung korrekt sein. Ja, es mag sogar die Lehre von den Mitteldingen betont werden, um ja allem gesetzlichen Schein zu entgehen. Aber es fehlt dieser Predigt die Kraft, weil sie als Poehen auf Rechtgläubigkeit gesetzlich wirkt und darin alle innere Teilnahme aufgesogen hat, so daß eine gewisse Gleichgiltigkeit in Bezug auf die Heiligung entstanden ist.

Es kann auch gar nicht anders sein. Wo nur Wissen, intellektuelles Verstehen ist, da ist noch nicht Glaubensleben. Wo aber das Glaubensleben fehlt, da regiert gesetzliches Wesen. Und dieses gesetzliche Wesen offenbart sich eben in der angegebenen Weise, daß es sich begnügt, wenn es die intellektuelle Anerkennung gefunden hat. Es wird da von den Werken als den nötigen Früchten des Glaubens gepredigt. Die Bemerkung fehlt dann nie, daß die Werke nicht dienlich sind. Das gehört so zu dem vollen Zusammenhang der rechtgläubigen Lehre. Ja, wenn gar in der Lehre von den Mitteldingen dargestellt wird, daß die Dinge, die auf dem Gebiete der Schöpfung liegen, nicht ins Moralgesetz gehören, daß man sich in diesen kein Gewissen machen lassen soll, wenn man das bis in den letzten Winkel klar hat, dann stellt sich leicht der Gedanke ein, daß nun die Leistung komplett sei. Nun ist für die evangelische Stellung gesorgt. Und nun bleibt's dabei, im Leben des einzelnen Christen, da er es mit sich allein zu tun hat, und auch im Leben des Pastors, da er es mit seiner

Gemeinde zu tun. Das intellektuelle Erfassen der Gedanken hat die ganze innere Teilnahme aufgesogen. Es kommt nun nicht weiter zur Ausführung, weder beim einzelnen Christen, noch zielt des Pastors Seelsorge dahin. Resultat ist dann gewisse Gleichgültigkeit in Bezug auf die Heiligung.

Das ist schon an sich Gesetztreiberei. Das rein intellektuelle Erfassen beruht auf dem Zwang logischer Konsequenzen. Es dreht sich um äußere Verstandesdinge, die insoweit nicht Geist und Leben und das eigentliche Wesen dessen, was Gott will, sind. Dieses Erfassen ist rein mechanischer Natur. Es liegt etwas Unrechtes, Unwahres darin, daß man Heiligungs-begriffe mit dem Verstande erfaßt hat, ohne daß sie aus dem Erfahrungsleben des Glaubens hervorgingen oder dahinein umgesetzt werden. Darum braucht man sich nicht zu wundern, daß die Selbstzucht nachläßt in den kleinen, täglichen Angelegenheiten des Lebens. Und wo die fehlt, da wird ihr Einfluß in der Predigt fehlen, und das wird sich in dem Gemeindeleben geltend machen. Die Rede ist wie das Geistesleben, das sie geboren hat. Mit der Evangeliumspredigt ist immer die Heiligungs-predigt gesetzt. Wer ein Herold ist, die Menschen zur gläubigen Annahme der Vergebung der Sünden zu rufen, der ist auch immer Heiligungs-prediger, sie von der Knechtschaft der Sünden wegzurufen zu einem gottseligen Wandel. Das eine Interesse ist mit dem anderen gegeben und kommt in der Rede gleicherweise zur Geltung. Wo aber das erste Interesse fehlt in dem P o c h e n auf Rechtgläubigkeit, oder auch nur in dem Maße, da das erste Interesse fehlt, kommt auch das zweite zu kurz. Die Predigt hat die drei Elemente: das Schriftwort, das Bekenntnis der Gemeinde, die Erfahrung des Predigers. Die Heiligungs-predigt ist dem Studenten und jungen Pastor deshalb ein besonders schwieriger Teil, weil die reife Erfahrung mangelt. Wo nun in der ganzen intellektuellen Geistesrichtung die Erfahrung beeinträchtigt wird, weil man das nicht achtet, kann erst recht nicht etwas Ordentliches werden. Man hat daher in gewissen Zeiten des Lehrstreits die Beobachtung gemacht, daß die Heiligung nicht nur in der Führung des Kampfes, sondern auch im Gemeindeleben darnieder liegt. Das ist eine Folge des gesetzlichen Wesens. Was kann auch anderes herauskommen als Roheit der Gesinnung, wenn die ganze Heiligungs-predigt in dem Schimpfen auf die, so anders Lehren, besteht.

In unmittelbarem Zusammenhang damit stehen die kirchenregi-

mentlichen Maßnahmen. In diesem Stadium handelt es sich nicht darum, daß das Heiligkeitsstreben in seinen kleinen, täglichen Aeußerungen gepflegt wird, wie es bei rechter evangelischer Verkündigung geschieht, sondern diese Maßnahmen drehen sich um eklatante Fälle, die den Ruf der Kirche und Gemeinde in Frage stellen; Kirchenzuchtsfälle, wie sie oft unrichtigerweise genannt werden. Die bloße Tatsache, daß diese Fälle so auftreten, ist ein Zeichen des gesetzlichen Wesens. Noch mehr erhellt das, wenn man auf die Weise sieht, wie diese Fälle gehandhabt werden. Der Ausschluß, der Bann, ist das vorgesteckte Ziel. Daher nennt man das Verfahren auch Bannverfahren und meint, der Herr Jesus habe Matth. 18 eine bestimmte äußere Form der Kirchenzucht vorgeschrieben. Matth. 18 meint der Heiland offenbar, daß die Rettung des Sünders das vorgesteckte Ziel sei. Das Salten für einen Heiden und Zöllner ist das Konstatieren der Tatsache, daß der Sünder unbußfertig ist; das Ende, dem man dann nicht mehr ausweichen kann. Die Form, diese Gesetzespredigt zu handhaben, ist verschieden und richtet sich nach Zeit, Ort und Umständen. Daher denn überhaupt die Auffassung, daß der Herr in Matth. 18 eine äußere Form der Kirchenzucht geboten habe gegen das Evangelium im allgemeinen, wie speziell gegen den Wortlaut des Textes verstößt. Daß bei solch unevangelischer Auffassung jede einzelne Stufe des beregten Verfahrens gesetzlich gehandhabt wird, ist vorauszusetzen.

Hier ist aber nicht im allgemeinen das Interesse auf die Gesetzmäßigkeit in solchen kirchenregimentlichen Maßnahmen aufmerksam zu machen, sondern vielmehr darauf, daß diese Weise des gesetzlichen Wesens eine Begleiterscheinung der Rechtgläubigkeitspocherei, des Traditionalismus, wie er in der vorigen Nummer der Quartalschrift gezeichnet wurde, ist.

Nun gibt es auch ein Pochen auf Heiligung, das dem Pochen auf Rechtgläubigkeit entgegensteht und dabei das Kind mit dem Bade ausschüttet. Das ist der Pietismus. Weil bei dem Pochen auf Rechtgläubigkeit so oft liebloses Wesen überhand nahm, wendeten sich viele in dem Maße von dem Lehrstreit ab, daß ihnen rechte Lehre überhaupt etwas gleichgültig wurde. Statt dessen wendeten sie sich der Frömmigkeit im Leben zu. In dem Maße, daß die Pietisten sich von der dialektischen Lehrarbeit abwendeten, stieg bei ihnen das Gefühlswesen in die Höhe. Dabei bildete sich bei ihnen der gesetzliche

Sinn heraus. Die Orthodogie hat eine große Liste ihrer Mängel mit lateinischen Namen aufgestellt, die dem Leser bekannt sein werden. Wir sehen von all diesen Dingen ab und kommen auf die gesetzlichen Züge, die dem Kundigen auf den ersten Blick aus den orthodoxen Ausstellungen entgegenstarren. Sie lassen sich auf die oben genannten Ausstellungen reduzieren: Den Antriebe aus dem Gesetz statt dem Evangelium nehmen; das eigne Gewissen zum Richter über andere machen und seiner eignen Rechtsbeschaffenheit sich bewußt sein. Wie sich das äußert und wie das in der Natur der Verhältnisse liegt, damit haben wir es hier zu tun.

Die Abwendung von der Sorge für tiefe Lehrgründung ist schon ein gesetzlicher Zug. Bei dem Lehrstreit handelt es sich ja immer um Festhalten der evangelischen Wahrheit. Wer dies für gleichgültig hält, der gibt entweder nichts auf's Evangelium selbst, oder er hält hoch von sich, weil er dem „ärgerlichen“ Lehrstreit fern bleibt. Also Mangel an tieferer evangelischer Erkenntnis und Selbstgerechtigkeit sind die Quellen der vorliegenden Richtung. Es versteht sich, daß aus diesem gesetzlichen Wesen nichts anderes als Gesetztreiberei herauskommen kann.

Diese bestand nun darin, daß man jetzt alles Gewicht auf das Leben, statt auf die Lehre legte. Nicht so sehr Glaube (der wurde aber vorwiegend im Sinn von Firmwahrhalten genommen), als vielmehr die Liebe. Die Liebe bestand dann aber vorwiegend darin, daß man „liebevoll“ über die Irrtümer des anderen hinwegjah. Im übrigen ging nun aber eine unerträgliche, gesetzliche Meisterei und Ausrasserei vor sich, da man das eigene Gewissen zum Maßstab für das Leben des Nächsten machte. Der sollte nicht tanzen, ins Theater gehen nicht Karten spielen, nicht Bier trinken und dergl. Es versteht sich, daß wir jetzt nicht irgend einem ausgelassenen Wesen das Wort reden. Die pietistischen Vorwürfe sind an sich oft berechtigt gewesen. Aber uns kommt es jetzt auf den Geist an, der sie hervorbrachte. Der lebte nicht aus der Freude des Evangeliums heraus, sondern bestand in Mißgunst über die Fröhlichkeit des andern. Dieses Pochen auf rechtes Leben verschob die Betonung vom Leben auf das Recht. Nicht Leben wurde erzeugt durch evangelische Predigt, sondern durch Mäßigkeit wurde die äußere Form des Lebens in bestimmte Grenzen gepreßt. Das war dann kein eigentliches Leben, sondern gemachter Schein, selbst da, wo er ehrlich gemeint war. Fordern und immer wieder

Fordern ist daher das erste Charakteristikum dieses pietistischen Hochens auf Heiligung.

Der Maßstab, nach dem die Forderungen bestimmt werden, ist nun nicht Gottes Wort, Gottes Gesetz, sondern das Gewissen des Fordernden. Das wollten die Pietisten freilich nicht, sondern meinen, sie machten Gottes Wort zum Maßstab. Aber in ihrer übertriebenen Gefühlschwärmerei waren sie unfähig, objektiv den Sinn der Schrift zu erkennen, sondern trugen ihre vermeintlich frommen Gefühle in die Schrift. Weil diese von vornherein sauertöpfisch gerichtet sind, so begnügen sie sich nicht mit dem heiligen Willen Gottes, den wir armen Sünder gar nicht erfüllen können, sondern müssen ihn verschärfen durch ihre besonderen Forderungen. Da geht's ihnen gerade so wie den Römischen. Sie kommen auf äußerliche, mechanische, geringfügige Dinge. So hat diese Art also in jeder Hinsicht die gesetzlichen Züge, wie sie in dem ersten Absatz unserer Abhandlung beschrieben waren.

Dazu kommt nun noch der letzte Zug, der mit allem gesetzlichen Wesen in Verbindung geht, die Selbstgerechtigkeit. Das ist schon mit dem vorigen Zug gegeben. Wenn man sein eigenes Gewissen zum Maßstab für andere macht, dann hat man eine starke Dosis von Selbstbewußtsein, selbst da, wo die Demut manchmal sogar in übertriebener Weise fortwährend im Munde geführt wird. So war's bei den Pharisäern, so war es bei allen gesetzlichen Meißnerungen in der römischen Kirche, so war es beim Calvinismus und seinen Verwandten, so war es bei den lutherischen Pietisten. So ist es bei den Sekten. So entwickelt es sich innerhalb der lutherischen Kirche, bei uns, heute noch.

J. P. H. R ö b l e r.

(Schluß folgt.)

Schrift und Vernunft.

(Schluß.)

Es gibt keinen einzigen Artikel im Evangelium, der nicht irgend etwas enthalte, das über und wider unsre Vernunft ginge. Mit den eben erwähnten Artikeln von der Heiligen Dreieinigkeit und von der Person Christi hängen alle andern so innig zusammen, daß sie in nichts zusammensinken, sobald man jene beiden herausläßt.

In welchem Artikel käme der Dreieinige Gott oder der Gottmensch Christus nicht vor! Um nur das letztere zu nehmen: Ist die *unio personalis*, die *communicatio idiomatum* nicht, wie die Reformirten mit Paulus von Samosata und Nestorius wollen, eine *res de solo titulo*, sondern im vollen Sinn *realis* — wenn auch ohne Vermischung der Naturen, so haben wir es in der Lehre von der Person Christi mit lauter *oxymora*, *contradictiones in adjecto*, d. h. mit logischen Unmöglichkeiten zu tun. Gilt z. B. das Wort Christi „Ehe denn Abraham ward, bin ich“ irgendwie *realiter* — wenn auch nur *communicative* — von der menschlichen Natur Christi, so haben wir die vernunftwidrige, kontradiktorische Aussage, daß das Zeitliche ewig ist. Es bleibt uns nichts andres übrig, als entweder die ganze Lehre von der Person Christi, von seiner Menschwerdung, von seinem Leiden und Sterben, von der stellvertretenden Genugthuung, von der Erlösung, Versöhnung und Rechtfertigung durch sein Blut, kurz das ganze Evangelium als Torheit durchzustreichen, oder die untersten Gesetze unsers Denkens den klaren Aussagen der Schrift gegenüber zu verleugnen. Hier hilft keine künstliche Reimerei, man kann Schrift und Vernunft nicht mit einander versöhnen. Sobald die Vernunft zu ihrem Recht kommt, ist die Lehre der Schrift zerstört. Zwingli's *Alloiosis* hob das Evangelium auf. „Sie richtet zuletzt einen solchen Christum zu, nach dem ich nicht gern wollt ein Christ sein, nämlich daß Christus hinfort nicht mehr sei noch tue mit seinem Leben und Leiden dann ein anderer schlechter Heiliger“. — Luther. Nur dann behalten wir einen wirklichen Heiland an Christo, wenn wir hier der „alten Wettermacherin, der Frau Vernunft, der *Alloiosis* Großmutter“ den Mund verbieten.

Ehe wir jedoch das volle Fazit aus unsern Erörterungen ziehen können, müssen wir auch die andre hier in betracht kommende Seite der Vernunft besehen. Wie dem Verstande ganz bestimmte Normen

des Wahren — eben jene mathematischen und logischen Axiome: zweimal zwei ist vier, A ist gleich A — angeboren und darum unveräußerlich sind, so dem Gefühl die Normen des Rechten und Schönen. Die des letzteren gehen uns hier nichts an, sie gehören in die Kunst. Wir haben es mit den ersteren zu tun, den Prinzipien und Maßstäben des sittlichen Handelns. Wir haben in uns ein Bewußtsein von dem, was recht und unrecht, was gut und was böse ist, eine Stimme in uns, die da sagt: Dies sollst du tun, jenes nicht! Diese Stimme macht sich mit absoluter Autorität und kategorischem Befehl über uns geltend. Darum nannte sie Kant den kategorischen Imperativ. Sie treibt und lobt oder warnt und verurteilt uns in allem Tun, Reden, Wollen auf dem sittlichen Gebiet. Die Heiden hatten keine besondere Gesetzesoffenbarung, aber des Gesetzes Werk ist beschrieben in ihren Herzen, sie sind sich selbst ein Gesetz und tun darum von Natur des Gesetzes Werk und haben nun kraft des Bewußtseins der Verbindlichkeit des Gesetzes, d. h. kraft ihres Gewissens, Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. Nun hat Gott das Gesetz noch einmal besonders geoffenbart am Sinai und der Welt in der Schrift übergeben. Damit hat er uns den Maßstab für Recht oder Unrecht wieder ganz klar gemacht und das Bewußtsein von seiner Verbindlichkeit aufgefrischt. Wir wissen, es ist Gottes Stimme: „Du sollst Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst lieben, Vater und Mutter ehren, nicht töten etc.“ „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.“ „Tue das, so wirst du leben!“ „Verflucht ist, wer nicht bleibet in alle dem, das geschrieben steht!“ — Wir wiederholen: das Gesetz Gottes im Herzen, der Maßstab für Recht und Unrecht, das Gewissen, ist ein wesentliches Stück der menschlichen Vernunft. Der Mensch ist nicht nur ein intellektuelles, sondern auch ein moralisches Wesen. Wir können versuchen, das Gewissen zu töten, oder wie Nietzsche an Stelle der von Gott gegebenen Moral die „Herrenmoral“, das Gegenteil von der Liebe, Demut und Keuschheit, zu setzen, aber wir werden dabei das Bewußtsein nicht los, daß das Unmoral sei. Wie diejenigen, die darauf bestehen, daß zweimal zwei sieben seien, eigentlich ins Irrenhaus gehören, so gehören die, die die „Herrenmoral“ lehren und praktizieren wollen, ins Gefängnis. Recht muß Recht bleiben und bleibt Recht, auch wenn ihm niemand äußerlich zufällt, bis auf den Tag, da Gott das Verborgene der Menschen richten wird durch Jesum Christum.

Nun sind wir geneigt, inbezug auf die Prinzipien des Rechts genau denselben Fehler zu machen, wie bei den Grundsätzen des Wahren. Im Bewußtsein der göttlichen Autorität und der Gemeinverbindlichkeit des Sittengesetzes geraten wir leicht dahin, Gott in seinem sittlichen Handeln unter die Gesetze des den Menschen gegebenen Moralgesetzes zu zwingen. Was für uns unrecht ist, kann für Gott nicht recht sein. Was er uns verbietet und an uns straft, darf er selber nicht tun. Was für uns recht ist, ist es auch für ihn, und was für uns Sünde ist, muß es auch für ihn sein. Prinzipiell freilich und bewußt wird wenigstens kein Theologe so stehen; aber praktisch tun wir es immer und immer wieder.

Für diese Argumentation bietet die Schrift selbst einen scheinbaren Anlaß. Steht nicht geschrieben: *J h r* sollt heilig sein, denn *i c h* bin heilig, der Herr euer Gott? Steht's nicht da: Du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt, wer böse ist, bleibt nicht vor dir? *Dreu* ist Gott und kein Böses an ihm, gerecht und fromm ist er? Und heißt es nicht auch descriptive von Gott: Gott ist die Liebe, Gott ist gerecht, Gott ist die Weisheit, Gott ist wahrhaftig, Gott ist nicht ein Mensch, daß er lüge, noch eines Menschen Kind, daß ihn etwas gereue? Ist nicht seine eigene sittliche Vollkommenheit das Vorbild, nach dem unser Handeln sich gestalten soll als deren Ab- und Nachbild? Besteht nicht die menschliche Ebenbildlichkeit Gottes gerade darin, daß wir heilig und gerecht erschaffen waren? Und ist nun der Schluß vom Abbild auf das Urbild hier nicht ebenso gültig wie bei den Prinzipien des Denkens? Wir antworten: Ja, e b e n - s o gültig; nämlich **nicht weiter** gültig, als Gott es in seinem Wort ausdrücklich selbst gesagt und offenbart hat. Der Schluß vom Abbild auf das Urbild ist als Analogieschluß an sich selbst ungültig. Wir sind nicht *gott g l e i c h*, sondern nur *gott ä h n l i c h* geschaffen. Die Heiligkeit Gottes besteht nicht eo ipso in eben den Dingen, in denen die unsre besteht. Unfre Heiligkeit besteht in der Gesetzmäßigkeit, in der Liebe gegen Gott und den Nächsten. Unfre Stellung in der Welt, unser Verhältnis zu Gott und unsern Mitmenschen bestimmt für uns den Inhalt des Moralgesetzes. Weil Gott unser Herr (Heiland) und Gott ist, d a r u m sollen wir ihn über alles lieben. Weil unser Nächster unser Fleisch und Blut und Gott auch sein Herr und Gott ist, darum sollen wir ihn lieben wie uns selbst. Gott hat aber keinen Gott, den er über alles, und keinen Nächsten, den er wie sich selbst lieben könnte und sollte. Er ist einzig und absolut, Herr

aller Dinge und seiner selbst, frei in allem Tun; darum „sind alle seine Werke unsträflich, denn alles, was er tut, ist recht“. Darum ist es einer der größten exegetischen und dogmatischen Fehler, die Begriffe der sittlichen Vollkommenheiten Gottes, seiner Weisheit, Liebe, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit und aller andern aus den im Gesetz von uns Menschen geforderten sittlichen Vollkommenheiten zu konstruieren. Gott steht ja nicht unter, sondern über dem uns gegebenen Gesetz. Wir sind Untertanen, Gott ist der Herr des Gesetzes.

Nach den in unserm Herzen wohnenden Ideen von Liebe, Weisheit, Gerechtigkeit ist der ganze Welt- und Erlösungsplan Gottes Torheit, Ungerechtigkeit, Grausamkeit, 1. Kor. 1. Gott hat eine Welt geschaffen, die ihm der Teufel durch Einführung der Sünde gründlich verdorben hat. Sein edelstes Geschöpf, sein Ebenbild hat ihm der Satan aufs höchste geschändet und reizt die meisten Menschen mit sich in ewige Qual und Pein. Daß es so kommen würde, hat Gott im voraus gewußt. Er wollte die Sünde nicht, er haßt sie. Er will auch nicht, daß jemand verloren werde. Er hat aus großer Liebe die Sünder erlöst mit großen Schmerzen seines Sohnes und tut alles an ihnen, um sie selig zu machen. Aber er weiß, daß es ihm auf dem von ihm eingeschlagenen Wege nicht gelingt; die allermeisten gehen trotzdem verloren. Er hätte mit einem Wink seines Willens den Satan vernichten können, ehe er abfiel, oder Adam und Eva vor dessen Verführung bewahren oder das Elend auf sie beschränken können, indem er sie unfruchtbar machte, kurz, hätte die Sünde selbst und all das namenlose Elend, das sie für unzählbare Seelen im Gefolge hat, verhüten, seinem Sohn alles Leiden ersparen können. Er hat's nicht getan, er hat die Sünde und den Tod und Leid und Tränen und ewige Verdammnis so vieler zugelassen und in Christo eine kostspielige Erlösung geschaffen, die an den meisten ihren Zweck verfehlt. — Das ist nicht Weisheit, sondern Torheit, nicht Liebe, sondern Grausamkeit, nicht Gerechtigkeit, sondern Ungerechtigkeit, nicht Treue, sondern Untreue — nach unsern Begriffen. Oder: Gott ist andererseits nicht allmächtig, allwissend, allgegenwärtig, ewig, daß er das alles hätte verhindern oder anders machen können. So urteilt die Vernunft. So muß sie urteilen, nach dem ihr gegebenen Maßstab von Liebe, Weisheit und Gerechtigkeit. Und dennoch ist ihr Urteil falsch und gotteslästerlich. Warum? Weil sie den Maßstab falsch anwendet.

Sie gebraucht ihn an einem unrechten Ort. Anstatt ihn allein an menschliches Tun anzulegen, legt sie ihn an Gott und göttliches Tun an, wozu er nicht gegeben ist, und kommt so zu lauter falschen und gotteslästerlichen Urteilen. Das ist der Grund, warum das Evangelium den Juden ein Argerniß und den Griechen eine Torheit ist.

Wenn die Schrift sagt: Der Herr ist gerecht in allen seinen Werken, die er tut, so ist die Gerechtigkeit Gottes nicht nach dem zu bemessen, was der Begriff bei uns und von uns ausgesagt bezeichnet, sondern nach dem, was er von Gott ausgesagt in sich faßt, und zwar so, daß alle seine Gedanken, Worte und Werke in denselben mit hineingehen oder doch neben ihm bestehen können, auch die, welche uns ungerecht und grausam erscheinen. Die Werke der Schöpfung und Erlösung, die Zulassung der Sünde, des Todes und der Verdammnis stimmen a priori mit der Weisheit, Liebe und Treue Gottes; diese Begriffe sind so weit und so breit, daß alle Gotteswerke unter oder neben ihnen Platz haben. Ja, das ist doch der weiße Gott, der die Welt und die Menschen so geschaffen hat, daß ihm der Teufel alles so hat schänden können, — und wenn unsre Vernunft tausendmal Nein dazu sagt. Das ist der liebe und gute Gott, der den Teufel und die Sünde über die Welt und Leid und Schmerzen und Geschrei und ewiges Heulen und Zähneklappen über die Sünder hat kommen lassen, — und wenn sich die menschliche Vernunft — das Gerechtigkeitsgefühl — darüber auch zu Tode ärgert. Es stimmt mit der Gerechtigkeit Gottes und auch mit seiner Wahrhaftigkeit, daß die Schrift einerseits sagt: Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters etc., und daß Gott andererseits um des bloßen erbsündlichen Verderbens willen diejenigen mit Zorn und Verdammnis belegt, die sich nicht selbst geschaffen noch die Sünde erfunden haben, noch auch nur sie vermeiden oder sich auf irgend einem Wege von ihr befreien und der Verdammnis entrinnen können. Es stimmt mit Gottes Gerechtigkeit, aber mit unsrer menschlichen Idee von Gerechtigkeit stimmt es nicht. Sobald wir die „Tugenden“ oder sittlichen Vollkommenheiten Gottes, gerade wie die Schrift sie beschreibt, nach den uns von Gott selbst eingepflanzten, für unser eigenes Verhalten bestimmten Normen messen und richten, wird das Evangelium, das ganze Wort Gottes, das göttliche Weisheit und Kraft ist, Argerniß und Torheit; aus dem guten Gott wird ein Teufel, und zwar nur deshalb, weil wir unsern Maßstab für Gerechtigkeit und Weisheit etc. falsch angewendet haben.

Was hier zu tun sei, ist klar. Es bleibt uns nur zweierlei übrig: entweder wir lassen die Schrift stehen, die uns sagt, daß der Gott der allergütigste ist, der doch so wenige selig macht, und verleugnen Gott und der Schrift gegenüber unsre Vernunft und beten ihn an mit Furcht und Zittern, oder wir bestehen auf unsern sittlichen Normen als auch auf Gott anwendbar und werden Lästerer.

Das dritte, was noch möglich ist, ist dies, daß wir unsrer Vernunft (hier — Idee von Gerechtigkeit und Weisheit etc.) zuliebe die Schriftbegriffe von der göttlichen Weisheit, Liebe, Gerechtigkeit etc. so umdeuten, daß sie mit unsern Ideen harmonieren. Das ist die Methode aller Nationalisten. In Gottes Denken darf sich nichts finden, was nach menschlicher Logik ein Widerspruch ist; darum muß die göttliche Rede, wo sie eine logische Unmöglichkeit ergibt, nach unsern Grundätzen des Denkens „erklärt“, d. h. umgedeutet werden, sie möge grammatisch so klar sein, wie sie wolle. In Gottes Willen und Sankeln darf nichts sein, was unsre Ideen von sittlicher Vollkommenheit zunichte macht; darum muß jede Aussage der Schrift, die Gott eine menschliche sittliche Ungeheuerlichkeit beilegt, entweder ganz gestrichen oder so umgedeutet und „ausgelegt“ werden, daß eine menschliche, sittliche Vollkommenheit daraus wird. — Wie viel ist nicht an dem Wort Gen. 6, 6. 7 im Interesse der Logik und der Ethik Gottes herumgedreht und -gedeutelt worden. Die Schrift sagt sonst: Gott ist nicht ein Mensch, daß er lüge, noch eines Menschen Kind, daß ihn etwas gereue, Num. 23, 19; 1. Sam. 15, 29. Und nun steht Gen. 6 da: — „Da reute es ihn, daß er die Menschen gemacht hatte . . .“ „denn es reut mich, daß ich sie gemacht habe“. — Da ist beides, ein logischer Widerspruch zwischen diesem Wort und der in den beiden andern Stellen ausgesagten Wahrheit (Gott gereut nichts — es reute Gott); und zugleich sagt die Stelle eine sittliche Unvollkommenheit von Gott aus, die nach den andern beiden Stellen in ihn nicht fällt. Gott empfindet Reue und Schmerz (jitazzeb) über seine eigene, wohl vorbedachte (Gen. 1, 26.) Tat, daß er die Menschen gemacht hatte. Die Worte sind so einfältig und unmißverständlich, daß hier kein Kind irgehen kann. Gewiß sind sie eine Anthropopathie, aber man möge so viel Menschliches davon abstreichen, wie man will, so bleibt als abstrakte Wahrheit doch die Aussage übrig, daß Gott über sein eigenes wohlbedachtes Werk so empfindet, daß er es vernichten will. Es sagt eine Selbstkorrektur Gottes aus. Und das involviert ent-

weder einen Mißgriff bei der Schöpfung, oder eine Unzufriedenheit mit einem „sehr guten“ Werk. Und nun setze man nur einmal beispielsweise den sonst so tüchtigen und verständigen Keil zu dieser Stelle an! Er fördert in langer Auseinandersetzung lauter Unsinn zu Tage. Warum? Ja, man darf doch Gott keine Reue beilegen, das hieße ja Gottes Weisheit inkriminieren! Man darf doch einen offenbaren Widerspruch zu den andern Stellen nicht stehen lassen! Hier ist der Ausleger an seinem Platz, der das für die Ethik und Logik Anstößige hinwegzuräumen hat.

Aber wir fragen, wo steht das? Wo gibt Gott dem Erregten diese Aufgabe? Nirgends ist in der Schrift auch nur angedeutet, daß diejenigen Aussagen, die nach der menschlichen Vernunft eine logische oder moralische Ungereimtheit ergeben, von irgend jemand so gedreht und verdreht werden sollen, daß sie vor dem Richterstuhl unsers Denkens und Fühlens bestehen können. Gott braucht in seinem Wort, in seinen Begriffen und Aussagen keine menschliche Anstöße oder Korrektur. Er kennt unsre Sprache sehr gut, ist ein besserer Hebräer und Hellenist, auch ein besserer Grammatiker, Logiker, Stilist und Rhetoriker als alle Gelehrte und Päpste zusammengenommen. Er braucht doch nicht erst von uns reden zu lernen, er weiß, wie er sich auszudrücken hat, um uns die von ihm intendierten Vorstellungen und Begriffe beizubringen. Wenn er an einer Stelle sagt: Mich gereut nichts, so kann kein Einfältiger das anders verstehen, als daß Gott — nichts gereut; und wenn er an der andern Stelle sagt: Es gereut mich, daß ich die Menschen geschaffen habe, so verstehen Kind und Bauer (und auf die kommt es ihm eigentlich an) das so, daß es Gott leidgetan hat, daß er die Menschen geschaffen habe. Und beides will Gott zum klaren Ausdruck gebracht haben, und beides sollen wir wissen und — glauben, es für gewisse Wahrheit halten, weil er, der Wahrhaftige, der nicht lügt, beides sagt. Wie beides nach unsrer Logik mit einander harmoniert, oder wie die Reue Gottes bei seiner sittlichen Vollkommenheit möglich ist, sie nicht aufhebt, das auszuklügeln ist nicht unsre Sache. Die Kinder und Unmündigen tun es auch nicht. Sie glauben einfach beide Worte und haben etwas davon, nämlich Übung des Glaubens und Mehrung der Demut, während die Weisen und Klugen, die alles, was Gott sagt, logisch und ethisch mit einander klappen machen, weiter nichts davon haben als die *E i n b i l d u n g*, Gott zu verstehen, wo er sich unserm menschlichen Verstande ver-

borgen hat. Sie haben eine Wahrheit um der andern willen gestrichen und diejenige, welche sie stehen ließen, gründlich verderbt, indem sie dieselbe erst zu einer rein menschlichen machten. Das ist der Fluch der Vernunftstelei: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du es den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir“. Die Kinder und Einfältigen verstehen mehr von Gottes Geheimnissen als die vernunftflugen Erregeten, die sich für berufen halten, „widersprechende Aussagen der Schrift mit einander in Einklang zu setzen“.

Das gilt schon von den Dingen dieses Lebens. Jedes unbefangene Kind, jeder Unmündige, jeder Bauer hat von Natur die richtige Weltanschauung; jeder Philosoph hat eine falsche.jene, weil sie nicht nachdenken, scheiden, vergleichen, richten, sondern nur des unmittelbaren Eindrucks leben, den die Natur — die Sterne des Himmels, der Sturmwind und das Erdbeben, Wetter, Blitz und Donner, Wald und Feld, das Brausen der Wogen und das Murmeln des Bachs, Blumen, Menschen, Tiere — auf ihr Gemüt macht. Sie fühlen (ψηλαφᾶν, Act. 17, 27.) und finden darin den persönlichen, allmächtigen Gott, der Himmel und Erde und was darinnen ist so wunderbar gemacht hat, obwohl sie sich schier gar nichts „erklären“ können, sondern ihr Leben lang mitten unter unverstandenen Wundern stehen. Das hat noch kein Philosoph fertig gebracht, weil er — denkt; weil er sein Fingerhutvoll von Vernunft zum Maßstab aller Dinge, seine „wissenschaftliche“ Erfahrung zum unveränderlichen Gesetz alles Geschehens und seine sittlichen Ideen zur Verhaltensmaßregel für jedes sittliche Wesen, auch für Gott, macht. Darnach hat ein persönlicher allmächtiger und sittlich vollkommener Gott keinen Raum in seinem Kopf, denn die Welt ist gar zu unvollkommen. Ja, schon in natürlichen Dingen ist es so: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das fühlt in Einfalt ein kindlich Gemüt. Das Märchen, das Kindermärchen erzählt die Wahrheit, weil es das der gewöhnlichen menschlichen Erfahrung Zuwiderlaufende, das Ungefehmäßige und Wunderbare, das sonst Unmögliches darstellt. Denn diese Welt und dies Leben ist lauter Wunder, Unregelmäßigkeit, Gesetzlosigkeit und Unmöglichkeit in dem Gesetzmäßigen und Möglichen, nicht absolute Gesetzmäßigkeit, Regelmäßigkeit, tote Notwendigkeit und Unveränderlichkeit. Und die sogenannte Wissenschaft, die die Unveränderlichkeit und Gleichmäßig-

keit der sogenannten Naturgesetze, die absolute Herrschaft des Kausalitätsgesetzes als unumstößliche Tatsache und sicheren Grund alles Wissens proklamiert und deshalb jedes Wunder aus der Welt streng verbannt, die ist die große Unwahrheit, die jede wahre Erkenntnis, alle Gotteserkenntnis unmöglich macht.

In den geistlichen Dingen, in der Offenbarung Gottes ist es erst recht so. Die sind es vor allen, die Gott den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen offenbart hat. Hier kann niemand zur Erkenntnis kommen, der seine menschliche Klugheit nicht verleugnet und Gottes Wahrheit wie ein Kind hinnimmt und glaubt, er verstehe sie oder nicht, er empfinde sie als recht oder unrecht. „Wenn ihr nicht umfehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“. Das ganze Evangelium, der ganze Welt- und Heilsplan Gottes ist Torheit vor der menschlichen Vernunft. Wer der Weisheit Richter anstatt ihr Schüler sein will (Matth. 11. 19.), der verliert in dem Streit doch schließlich; denn am Ende wird Gott ja doch Recht behalten in seinem Wort und rein bleiben, wenn er gerichtet wird. Es wird doch schließlich also sein, daß Gott wahrhaftig ist und alle Menschen falsch, daß Gott gerecht ist und alle Menschen ungerecht.

Besonders hat die Lehre von der applicativen Gnade Gottes, vom allgemeinen Gnadenwillen, von der Berufung, Befehring und von der Gnadenwahl, viele Punkte, die mit unsrer Logik und Ethik nicht stimmen. Aber schließlich drängen sich alle Geheimnisse derselben in die eine Frage zusammen: Cur alii prae aliis? Die Schrift beantwortet sie an und für sich ganz klar und unmißverständlich. Die Wahl Jakobs vor Esau, Israels vor den Heiden, der Heiden vor dem Israel nach dem Fleisch ist ein Typus der Wahl überhaupt, der Wahl aller Auserwählten im einzelnen. So behandelt sie Paulus Röm. 9. 10. 11. Und immer ist die Wahl, was ihren letzten Grund anbetrifft, eine Wahl der bloßen Gnade, im scharfen Gegensatz zu einem Verdienst oder einer Würdigkeit oder einem eignen Tun und Verhalten der Auserwählten. „Ehe noch die Kinder geboren waren und weder Gutes noch Böses getan hatten“. „Nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnade des Berufers“. „Ich will das mein Volk heißen, das nicht mein Volk war, und meine Liebe, die nicht die Liebe war“. „Ich bin erfunden von denen, die mich nicht gesucht haben, und bin erschienen denen, die nicht nach mir gefragt haben“. Und schließlich: „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich

gnädig, und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich“. „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen“. Das alles sind, wir wiederholen es, ganz klare und unmißverständliche Worte, die den Grund zur Wahl der Ermählten aus diesen selbst ausdrücklich und emphatisch herausnehmen und denselben in das Wohlgefallen Gottes legen. Aber so klar sie sind, so anstößig und ärgerlich sind sie für unsre Vernunft, und das heißt hier, für das angeborene aber falsch angewandte menschliche Gerechtigkeitsgefühl. Die Wahl erscheint uns als offenbare Willkür, als Parteilichkeit, als Ungerechtigkeit gegen die Nichtermählten. So kann und darf Gott nicht handeln, weil er selbst sagt, daß er gerecht sei, daß er die Person nicht ansehe, weil er die Parteilichkeit als Sünde an uns verdammt. Aber die so raisonnieren, merken nicht, daß sie nicht nur nach der Seite der Logik sondern auch nach der der Ethik hin vernünfteln, rationalisieren. Sie machen den Begriff von Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, den Gott für das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch in unsrer Herz geschrieben und in der Schrift offenbart hat, zum Maßstab für die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit Gottes seinen Geschöpfen gegenüber. Die Form des Begriffs Gerechtigkeit Gottes füllen sie ohne weiteres auf mit dem Inhalt des Begriffs menschliche Gerechtigkeit. Was bei uns Parteilichkeit und Person ansehen ist, ist es auch bei ihm; also ist er parteiisch und ungerecht, wenn er von zwei gleich Schuldigen des einen sich erbarmt, den andern seinem selbstverschuldeten Verderben überläßt, dem einen mehr Gnade als dem andern erweist, oder wenn er Menschen von verschiedenem Verdienst gleiche Güte erzeugt. —

Diese Argumentationsweise müssen wir als falsch erkennen, wenn wir nicht alles in einander werfen und jede Gotteserkenntnis uns verbauen wollen. Wo steht denn, daß Gottes Gerechtigkeit sei wie unsre Gerechtigkeit, oder seine Logik wie unsre Logik? Sondern das genaue Gegenteil steht da: daß seine Gedanken nicht sind wie unsre Gedanken und seine Wege (Weisheitsmaßnahmen) höher denn unsre Wege. Die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit Gottes, wie immer sie beschaffen sein möge, ist derart, daß sie seine Gnade und Güte und seine Souveranität über seine Kreaturen nicht aufhebt. Nach unserm Begriff von Gerechtigkeit schließt die Gerechtigkeit Gottes die Gnade überhaupt aus. Wenn Gott einem jeglichen geben wird nach seinen Werken, Röm. 2, dann gibt es keine Gnade. Aber nun

lehrt die Schrift, daß Gott gerecht und gnädig zugleich sei. Die Gnade wiederum ist wider die Gerechtigkeit. Nach ihr gibt Gott nicht jedem nach seinen Werken. Aber so ist es bloß nach menschlichen Begriffen. In Gott können Gerechtigkeit und Gnade neben einander bestehen, ohne einander aufzuheben oder auch nur zu schädigen. Gott bleibt vollkommen gerecht, auch wenn er ausschließlich seine Gnade walten läßt, und bleibt vollkommen gnädig, auch wenn er nur Gerechtigkeit übt. Diejenigen, welche meinen, Gott könne von zwei gleich Schuldigen nicht den einen annehmen und den andern verdammen, ohne parteiisch und ungerecht zu sein, machen den großen Fehler, daß sie die Gnade Gottes *u n t e r* seine Gerechtigkeit stellen. Das heißt aber alles verwirren. Die Gnade steht in Gott nicht *u n t e r*, sondern *n e b e n* der Gerechtigkeit, ist eine ebenso große Eigenschaft Gottes wie diese. Und es ist nun das Wesen der Gnade, wie aller Vollkommenheiten Gottes, daß sie absolut frei ist, kein Gesetz, keine Regel kennt. Es ist ja nicht so, daß Gott Sünde strafen oder Sünde vergeben *m ü s s e*; das steht nirgends in der Schrift. Eben jenes Wort: „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig etc.“ sagt, daß Gott in seiner Gnade absolut ungebunden ist. Wenn Gott zwei Gleiche ungleich oder zwei Ungleiche gleich behandelt, wenn er von zwei Sündern den einen selig macht, den andern verdammt, oder verschiedene Arbeiter gleich bezahlt, so gilt: Mein Freund, ich tue dir nicht unrecht. Ich will aber diesen letzten geben gleich wie dir. Siehest du darum schein, daß ich so *g ü t i g* bin? Die Gnade hält bei dem, an welchem Gott sie walten läßt, den Vollzug seiner Gerechtigkeit auf; aber damit verletzt sie nicht die Gerechtigkeit gegen den andern. Daß Gott dem einen Gnade, dem andern Gerechtigkeit widerfahren läßt, das ist das Recht und die Freiheit der Majestät, die von uns ungerichtet sein will. Daß, wieviel, wo, wann, wie und an wem er Gnade oder Gerechtigkeit walten lassen soll, das entscheidet *e r*, nicht *w i r*. Er hat uns, aber nicht sich in seinem Walten an Regeln gebunden. Er will frei sein, er macht's, wie er *w i l l*. Verstehst dich, daß die menschliche Vernunft, die den unendlichen Gott, die absolute Majestät mit ihrem endlichen Maß menschlicher Gerechtigkeit mißt, dagegen protestiert und rebelliert und zu lästern anfängt. Der Apostel führt sie ja unmittelbar hinter dieser Darlegung in Röm. 9 so ein; aber er fängt darum nicht an, Gott zu verteidigen oder seine eigenen Worte zu korrigieren, sondern schlägt der hoch-

mütigen Rebellin auf den Mund und spricht: Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst!

Aber sagt nicht die Schrift selbst, daß Gott die Sünder alle ganz gleich behandle, jedem daselbe Maß von Gerechtigkeit und Gnade angedeihen lasse? Nein, das sagt sie nirgends. Die Schrift sagt zwar sehr klar und nachdrücklich, daß unter den Menschen kein Unterschied sei hinsichtlich ihres sündlichen Verderbens, ihres geistlichen Unvermögens, z. B. Röm. 3, 9—18. Ja, auch was die Gnade anbelangt, so statuiert Paulus Röm. 10, 12 eine bestimmte Gleichheit der Juden und Griechen vor derselben. Es ist ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen. So muß Petrus bei Cornelius erfahren, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm. Der Weg zum Leben ist für Juden und Nichtjuden derselbe, und der Herr ist reich an Gnade gegen alle Bußfertigen. Die Schrift sagt, Gott will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre. Gott hat alle Menschen so geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle durch den Glauben an ihn selig würden. Gott hat auch sein Evangelium in alle Welt hinausgesandt, will es aller Kreatur gepredigt und von ihr gehört haben. Gottes Wort ist auch immer und überall, wo es nur gepredigt wird, ernstlich gemeint und eine Kraft Gottes zur Seligkeit, alle Gnadenschätze über die Zuhörer ausschüttend und zur Buße, Glauben, Heiligung wirksam, sodaß niemand, der das Evangelium hört, sagen kann: Mich will Gott nicht selig machen, oder: Er tut nicht genug zur Seligkeit an mir. Der Gnadenwille Gottes ist allgemein, Christus ist allgemein, die Berufung im Sinne von Röm. 10, 18 und Psalm 19 ist allgemein. Gott ist reich an Gnade gegen alle, die ihn anrufen. Gleichwohl heißt es der Schrift ins Angesicht schlagen, wenn man auf Grund dieser Gleichheit behauptet, daß Gott allen Sündern aller Zeiten und aller Orten das gleiche Maß von Gnade widerfahren lasse und an keinem mehr tue als am andern. Die Schrift lehrt nicht, daß die gratia applicativa nach einem unveränderlichen mechanischen Gesetz walte. Alle Gnadengabe und Gnadenwirkung hat Gott ins Wort gelegt. „Alles, was ohne das leiblich Wort und Sacrament vom Geist und Gnade gerühmt wird, das ist der Teufel“, jagt Luther mit Recht. Gott gibt aber sein Wort nicht allen Menschen an allen Orten und zu allen Zeiten zugleich, sondern wo und wann er will. Zur Zeit des Alten Testaments hat Gott Israel sein Heil offenbart und die Heiden ihre

eigenen Wege gehen lassen, sodaß der 147. Psalm sagen konnte: „Er läßt Jakob sein Wort verkündigen, Israel seine Satzungen und Rechte; so hat er keinem Volk getan, noch läßt er sie wissen seine Rechte“ Das ist ungleiche Gnade. Im Neuen Testament hat er ein Volk jetzt, ein anderes zu anderer Zeit mit seiner Predigt heimgesucht. Der Herr sagt ausdrücklich, daß Chorazin, Bethsaida und Kapernaum größere Gnade zur Buße erfahren hätten als Tyrus, Sidon und Sodom. Ja, der Kleinste im neutestamentlichen Himmelreich hat größere Gnade empfangen als der Größte im Alten Testament. Die Kinder des Reichs haben größere Gnade gehabt als der Hauptmann von Kapernaum. Kurz, die Verwaltung der Gnade steht unter keinem eisernen Gesetz, sondern ist frei. Gott ist niemand Gnade schuldig. Er macht's, wie er will. „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig.“ So lehrt die Schrift die Ungleichheit der Gnade neben einer gewissen Gleichheit. Sie lehrt beides: Viel sind der Berufenen und wenig sind der Auserwählten. Diese und jene sind es gleicherweise ohne Verdienst. Und nun ist es nicht unsre Aufgabe, das mit einander vernünftig zu reimen. Es könnte nur dadurch geschehen, daß wir einen Teil der göttlichen Offenbarung wegstreichen und so ein halbes, d. h. ein falsches Evangelium gewinnen. Vielmehr gilt es auch hier, beides zugleich annehmen, die Paradoxie glauben wie Kinder und unsre Vernunft, Logik und Ethik, gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi.

Das ist alte lutherische Auslegungstheorie, die Luther, wie seine ganze Theologie, der Schrift selbst entnommen hat. Von seinem Bekenntnis zu Worms an bis zu seiner letzten Schrift gegen die Sacramentschwärmer hat er sie mit der äußersten Energie vertreten und praktisch durchgeführt. Die systematisierende Tendenz der lutherischen Dogmatik hat sie in thesi stark genug betont, in der Anwendung aber ihr viel abgebrochen. Und je stärker sie systematisierte, desto größer wurde der Abbruch. Seit Calixt mußte alles in die logische Zwangsjacke hinein. Hilsemann, Scherzer, Calov, Quenstedt wurden die Meister der logischen Form, der strengen Systematik, zum großen Teil aus der Not der Polemik gegen die Reformierten heraus, die ihnen mit der Logik entgegentraten und sie zu Keckern machten. Der Ruhm der Orthodoxie mußte unter allen Umständen gewahrt, die Reinheit der Lehre auch vor der Vernunft erwiesen und erhalten werden. So lernten sie das „distinguendum est“ bis auf's Tüpfelchen und — brachen ohne alle böse Absicht der Schrift hier ab

und dort ab. Nicht aus Herzenssynergismus, sondern lediglich aus Rücksicht auf die menschliche Logik und Ethik kamen sie auf das intuitu fidei und verdrängten im Interesse der allgemeinen Gnade und der Wirksamkeit des Wortes drei Lehren zugleich: von der Rechtfertigung, von der Befehung und von der Gnadenwahl, ohne es zu ahnen. Es war nur logische, psychologische und geschichtliche Konsequenz des systematisierenden Orthodoxyismus, wenn der Pietismus einen Schritt weiter ging und die Befehung und Wiedergeburt begrifflich und zeitlich vor die Rechtfertigung stellte und von einer Gnadenwahl im eigentlichen Sinn nichts mehr wußte und wissen wollte. Im ausgewachsenen Rationalismus brachte die Vernunft, nach Luthers Vorausverkündigung, die Theologen ganz vom Glauben. Wahr war jetzt nur, was klar und beweisbar war. Wo die menschliche Vernunft Exegetin ist, bleibt schließlich von geoffenbarten Wahrheiten nichts mehr übrig.

In unsrer Zeit ist in der amerikaniſch-lutheriſchen Kirche die Verleugnung des ſchriftgemäßen und lutheriſchen Auslegungsprinzips und der Rationalismus in der Exegeſe erſt wieder in dem Streit um die Lehre von der Wahl klar zutage getreten. Unſre Gegner wollen keinen Synergismus ins Evangelium bringen. Sie halten an der sola gratia theoretisch ſo feſt wie wir. Sie betonen ſie möglichſt ſtark. Sie leugnen, daß der Menſch irgend etwas als aus ſeinem Eignen zu ſeiner Befehung, Wiedergeburt, Rechtfertigung, Heiligung und Wahl — übrigens genau die pietistiſche Reihenfolge — tue; ſie ſchreiben dem natürlichen Menſchen nur ein Laſſen, Zu-laſſen, und zwar nicht aus natürlichen, ſondern allein aus Gnadenkräften, in der Befehung zu. Und auch das nicht, um dem Menſchen irgend welchen Anteil an ſeiner Seligmachung zu ſichern, ſondern nur als „Erklärungsgrund“ für das cur alii prae aliis. Letzteres muß klargestellt werden, und zwar dadurch, daß man den letzten Grund der Befehung und Wahl der einen vor den andern in den Menſchen, in einen Unterſchied, — nicht der Sündhaftigkeit der Menſchen an ſich, ſondern des der Gnade und der befehrenden Wirkung des Wortes entgegnetretenden Widerſtrebens legt. Weil die einen nicht ſo ſtark widerſtreben wie die andern, darum werden ſie befehrt, gerechtfertigt, im Glauben erhalten und schließlich erwählt. — Warum muß man ſo lehren? Sie geben zu, daß das intuitu fidei von der Wahl nicht ausdrücklich in der Schrift ſteht. Aber wenn es auch nicht grammatiſch da zu finden iſt, — theologiſch,

sachlich, dogmatisch gehört es hinein, sagt einer ihrer Meister (Schriftbeweis d. luth. Kat. S. 415f, 422).

Warum? — Aus ethischen und logischen Gründen.

Aus ethischen Gründen:

Entweder wir legen den Grund der Wahl in die Menschen, oder wir haben einen parteiischen und ungerechten Gott. Das ist "sum and substance" alles Raisonnements des Intuitufideismus. Gott muß in seiner Gnade gerecht, unparteiisch, muß alle Sünder gleich behandeln. Die Gnade hat ein festes Gesetz, eine eiserne, absolut unumstößliche Regel, nach der sie sich richtet. Welches diese Regel sei, bestimmt Gott in seiner Majestät, aber irgend eine Regel muß sie haben, nach der sie sich richtet, sonst wird sie Willkür, Parteilichkeit, Ungerechtigkeit, — quod absit! Das Gegenteil, die Freiheit der Gnade lehren, ist Calvinismus, heißt contrarias voluntates deo affingere, Gott lästern. Darum müssen alle Stellen wie: Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, umgedeutet und das intuitu fidei in die Wahl eingeschoben werden. — Aber sie sehen nicht, daß diese ganze Argumentation auf dem einen großen Fehler beruht, den Begriff der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit Gottes aus dem Begriff der menschlichen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu konstruieren und den Herrn des Gesetzes zum Knecht des Gesetzes zu machen, als wäre Gesetz und Regel für ihn, was Regel und Gesetz für uns ist. Sie sehen nicht, daß der Begriff der Gerechtigkeit Gottes lediglich aus dem zu erheben ist, was die Schrift von seiner Gerechtigkeit im besondern sagt. Diesen Fehler einsehen wäre der Tod des Intuitufideismus und die Einigung der Lutherischen Kirche.

Aus rein logischen Gründen. — In der oben erwähnten Schrift wird ausgeführt: Erstlich heißt Wahl so viel wie Auswahl. Zweitens setzt dieser Begriff einen Unterschied unter denen voraus, aus welchen ausgewählt wird, den der Auswählende beachtet (S. 413). Wer aus einer unterschiedslosen Menge etliche herausnimmt, der wählt nicht und wählt nicht aus. „Rein vernünftiger Mensch nennt das eine Wahl oder Auswahl. Und Gottes Wort tut das auch nicht; denn es redet nach der Sprache und Ausdrucksweise vernünftiger Menschen und muß das tun, wenn es von Menschen verstanden werden will. Die Sache, von der es redet, mag über die menschliche Vernunft hinausgehen, wie das oft der Fall ist, oder sogar in Widerspruch mit unsrer

durch die Sünde verfinsterten Vernunft stehen, was auch nicht selten vorkommt; aber in einer für vernünftige Menschen verständlichen Sprache und Ausdrucksweise muß es reden, wenn es uns etwas nützen soll. Es darf nicht das Gegentheil von dem gemeint sein, was der Ausdruck nach allgemein menschlichem Gebrauch und Verständnis sagt. Wenn Gottes Wort von Wählen und Auswählen redet, und zwar von einem Wählen und Auswählen Gottes, der zu dem nie willkürlich und grundlos handelt, so kann es nicht sagen wollen, daß Gott von einer Anzahl nur einige genommen hat, ohne sich nach einem unter ihnen befindlichen und von ihm gekannten Unterschied zu richten“ (S. 413f). — Das ist Vernünftelei vom reinsten Wasser. Weil Gott in menschlicher Sprache zu uns redet, muß er auch seine Begriffe so gebrauchen wie wir. Den Begriff Auswahl gebrauchen wir Menschen so, daß wir uns bei dem Art durch gewisse unterscheidende Merkmale der zu Ermählenden bestimmen lassen. Also muß Gott den Ausdruck auch so gebrauchen. Wenn er ihn so gebraucht, daß ein Herausnehmen aus Gleichen dabei herauskommt, dann können wir nicht mehr mitspielen, denn nun fordert Gott die Unsinnigkeit von uns, daß wir unter einem Ausdruck das Gegentheil von dem verstehen sollen, was er sonst in aller Welt bedeutet. — Der Verfasser hat es gewiß nicht böse gemeint, aber die Worte an sich klingen sehr hochmütig und schönde. Das ist aber die Art der sündlichen, menschlichen Vernunft. — Es ist ja im allgemeinen wohl wahr, daß Gott, um sich uns verständlich zu machen, die menschlichen Ausdrücke in derselben Bedeutung gebrauchen muß wie wir. Aber das gilt ja doch nur dann, wenn er von menschlichen, irdischen Dingen zu uns redet, für die allein unsre Begriffe gemünzt sind. Sobald es sich aber um Begriffe handelt, die über unsre Erfahrung, Denken, Fühlen und Wollen hinausliegen, um himmlische Dinge, so können wir uns auf den menschlichen Sprachgebrauch nicht mehr verlassen, sondern müssen sorgfältig beachten, wie Gott selbst in seinem Wort seine Begriffe zusammensetzt, erklärt und definiert. Im ganzen Evangelium ist nicht ein einziger Offenbarungsbegriff, der sich mit dem entsprechenden menschlichen Erfahrungsbegriff genau deckt. Es soll nur einmal jemand die Begriffe Gott, Gottes Sohn, Heiliger Geist, Dreieinigkeit, Christus, Heiland, Erlösung, Rechtfertigung, Wiedergeburt, Befeh- rung, Heiligung, Glaube, gute Werke, Seligkeit, Himmel, Hölle, Verdammnis, — kurz, irgend einen Offenbarungsbegriff aus dem

allgemein menschlichen Sprachgebrauch erklären!! Er würde aus dem Evangelium eine heidnische Lehre, ja lauter Unsinn machen. Gott wäre dann etwa der alte Zeus, Gottes Sohn Hercules, der Heilige Geist Hermes, die Erlösung die Befreiung von Krankheit, der Glaube das Glauben der Christian Science, die Seligkeit das buddhistische Nirwana, die Hölle ein tiefes Loch in der Erde. Nein, diese Begriffe gibt es im gemeinen menschlichen Sprachgebrauch nicht, weil die natürliche Menschheit die Dinge nicht kennt, die damit bezeichnet sind. Es sind ja geoffenbarte Begriffe, Begriffe aus einer andern Welt. Wir haben sie erst aus der Schrift, aus der Offenbarung selbst. Darum dürfen sie nicht aus dem allgemein menschlichen, sondern müssen aus dem besondern Schriftgebrauch erhoben, aus den in der Schrift angegebenen Merkmalen zusammengesetzt und nach der Schrift definiert werden. Nikodemus verstand den Begriff Wiedergeburt aus dem allgemeinen menschlichen Sprachgebrauch und — war überzeugt, daß der Herr Unsinn rede. Wer den Schriftbegriff Rechtfertigung nach dem allgemeinen menschlichen Sprachgebrauch versteht, der kommt auf die Lehre, daß der Sünder auf Grund seiner eigenen Gerechtigkeit aus Gottes Gericht als rein hervorgehe. Nein, der Begriff will aus dem Schriftgebrauch erklärt sein. So alle Offenbarungsbegriffe, so auch der Begriff Wahl, Auswahl, Wahl der Gnaden. Nach der Schrift hat zwar dieser Begriff das eine oder andre Moment mit dem Begriff des menschlichen Sprachgebrauchs gemein (sonst hätte Gott ihn nicht gebraucht), aber er hat auch manches Moment, das er im menschlichen Gebrauch nicht hat, und gerade dies Moment, daß Gott nicht auf Grund einer vorgefundenen moralischen oder geistlichen Verschiedenheit seine Wahl trifft, sondern nach seinem Wohlgefallen. „Nicht um der Werke willen, sondern aus Gnade des Berufers,“ „ehe noch die Kinder weder Gutes noch Böses getan hatten.“ „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig.“ Und wer nun dies Moment aus dem Begriff der Wahl herausnimmt und dafür die Verschiedenheit der Menschen in ihn hineinlegt, der fälscht ihn in seinem eigentlichen Wesen und hat nicht nur keine Lehre von der Wahl, sondern er hat zugleich das Evangelium in sein Gegenteil verkehrt. Die Offenbarungsbegriffe der Schrift dem allgemeinen menschlichen Sprachgebrauch unterwerfen wollen heißt die menschliche Vernunft über Gottes Wort stellen und sie zum Maßstab der göttlichen Vernunft machen. Von der

Wahl Gottes sagen, sie müsse auf grund einer an den Menschen wahrgenommenen Verschiedenheit geschehen sein, oder kein vernünftiger Mensch könne sie eine Wahl oder Auswahl nennen, ist ganz krasser Rationalismus, und kein demütiger.

Ebenso ist auch die sogenannte Analogie des Glaubens im Sinne der Intuitivfideisten kein Schriftbegriff, sondern eine reine Erfindung der menschlichen Vernunft, in ihrem eignen Interesse ausgeheckt und überall dort beliebig angewendet, wo „es Reimens gilt“. Jene Verufung auf „das Ganze der Schrift“ (das man v. Hofmann nachspricht), die da sagt: „Die Übereinstimmung mit dem Ganzen gibt erst die Gewißheit, daß das einzelne richtig ist“ (Luth. Kirchenz., 23. April, 1904) — ist nichts andres als Rationalismus, logische Reimerei, die göttliche Begriffe mit dem Maß der menschlichen Vernunft mißt.

Doch das waren alles noch mehr oder minder unbewußte Betonungen und Anwendungen rationalistischer Auslegungssätze. Aber wir finden sie auch als Theorie dargelegt und ex professo zum Auslegungsprinzip erhoben. Was ist das, wenn es in dem oben angeführten „Schriftbeweis“ S. 367 heißt: „Man könnte in der Tat die ganze Weltregierung Gottes nicht verstehen, ja man müßte an dem Dasein eines ebenso liebevollen und barmherzigen wie heiligen und gerechten Gottes, und damit, weil es keinen andern Gott geben kann, an dem Dasein Gottes überhaupt verzweifeln, wenn man nicht glauben dürfte, daß Gott die Menschen wie Personen, Wesen mit (formal) freiem Willen, behandelt und in religiöser und sittlicher Hinsicht in keiner Weise Gewalt und Zwang bei ihnen anwendet?“ — Müßten wir wirklich verzweifeln, wenn wir Gottes Weltregierung nicht verstehen? Gibt es irgendeinen Menschen auf Gottes Erdhoden, der sie je verstanden hat? Steht nicht als ein großes Ausrufungszeichen das gewaltige Wort in der Schrift: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege? Wer hat des Herrn Sinn erkannt?“ Warum muß die Gnade unwiderstehlich wirken, sobald der freie Wille des Menschen aus dem Handel der Seligmachung ausgeschaltet wird? — So schreiben heißt von Gott verlangen, daß er uns sein Denken und seine Wege klipp und klar macht, wenn er mit uns überhaupt handeln will. — Am grellsten wurde die Forderung, daß die menschliche Vernunft die Aussagen Gottes zu kontrollieren habe, auf der intersynodalen Konferenz in Detroit (April 1904) ausgesprochen. „Kein Artikel

(der Schrift) darf mit einem andern in Widerspruch stehen. Der Theologe hat nicht nur das Recht sondern auch die Pflicht, widersprechende Aussagen der Schrift mit einander in Einklang zu setzen. Dazu hat Gott uns die Vernunft gegeben, und das ist der legitime Gebrauch der Vernunft. Und wenn unsere Gegner das verdammen, so ist zu bemerken, daß sie ihre Schlüsse auch nicht mit den Füßen machen. Beides, Ja und Nein, kann nicht zugleich wahr sein“ (S. Quartalschr. 1904, p. 174 f). Das heißt sagen, Gott muß denken nach unsrer Logik und muß handeln nach unsrer Ethik. Was im Wortlaut der Schrift unsrer Vernunft widerspricht, muß einfach umgedeutet werden. Die Folge ist, daß wir nicht mehr Gottes Wort selbst behalten, sondern Menschenlehre bekommen, wo es unsrer Vernunft gefällt.

Diese Stellung zur Schrift ist es im letzten Grunde, die unsere Gegner in der Lehre von der Wahl und Bekehrung von uns scheidet. Die Lehre von der Wahl enthält nun einmal Begriffe und Aussagen, die sich mit unsern Begriffen und Rechtsgrundsätzen nicht reimen. Reimen müssen sie sich aber. „Reim dich, oder ich freß dich.“ Sie reimt sich nicht, so — fressen wir, was sich nicht reimt. Die Lehre von der Wahl, wie sie in der Schrift steht, hebt nach unsern Ideen die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit Gottes auf. Sie reimt sich nicht mit ihnen. Aber sie muß. Wir drehen so lange an ihr, bis sie sich reimt. — So stehen sie. Wir stehen anders. Wir sagen: Gottes Wort muß ohne Korrektur stehen bleiben, wie es lautet. Was der einzelne Begriff, die einzelne Aussage bedeutet, das entscheidet nicht der allgemeine Sprachgebrauch, sondern der besondere Schriftgebrauch, ganz besonders, wo es sich um geoffenbarte Begriffe handelt. Ob dabei Dinge herauskommen, die unsrer Vernunft zuwider sind, das sichts uns nicht an. Wir wissen a priori, daß das Evangelium den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit ist, weil einerseits alle Offenbarungswahrheit an sich über und wider natürliches menschliches Erkennen und Fühlen geht, und daß andererseits die Sünde, der Hochmut der menschlichen Vernunft sich unter Gottes Vernunft nicht beugen, sondern selbst das Maß alles Wahren und Guten sein will. Die gegenwärtige menschliche Vernunft und Gottes Vernunft, in seinem Wort uns nur zum Teil offenbart, stimmen nicht miteinander. Die Frage ist: Wer soll sich beugen? Wir sagen: die menschliche Vernunft, 1. Kor. 1; 2. Kor. 10. Wir sagen von Gottes Wort mit Anselm: „Kann es

jemand verstehen, so danke er Gott; kann er es nicht, so setze er nicht seinen Kopf auf zum Streiten, sondern beuge sein Haupt zum Anbeten". Als im Jahre 1877 — es war in Altenburg, Mo. — die Lehre von der Gnadenwahl zum erstenmal, nachdem sie öffentlich angegriffen worden war, auf der Synode verhandelt wurde und bei vielen Pastoren Kopfschütteln erregte, stand der alte, nun selige Prof. Schaller auf und erklärte: „Es ist ein göttlicher und lutherischer Auslegungsgrundsatz: Wenn die Schrift zwei Lehren offenbart, die wir mit unsrer Vernunft nicht zusammenzureimen vermögen, so streichen wir nicht die eine weg oder deuten sie nach der andern um, sondern wir glauben sie demütig beide“. Er machte seine Schlüsse freilich nicht mit den Füßen, aber auch nicht mit dem Kopf, sondern mit den Knieen, die er vor dem Wort des großen und gnädigen Gottes beugte, wie Anselm sein Haupt. Dies herrliche Wort seines alten Lehrers hat neben dem Hinweis eines noch lebenden Theologen darauf, das Röm. 9 die Wahl ausdrücklich als ein Ärgernis für die Vernunft darstelle, den Schreiber dieses wirksam vor dem Intuitufideismus bewahrt. Die Weisheit will von ihren Kindern nicht gerichtet, sondern gehört, geglaubt und angebetet sein. „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du es den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart.“

Es ist freilich nichts schwerer als die Vernunft verleugnen. Es heißt ja das Beste und Edelste und Eigenste, sein eignes Selbst verleugnen und ein Narr werden vor sich selbst und allen vernünftigen Menschen. Es heißt insonderheit heute, von jedem wissenschaftlichen Menschen als nicht richtig im Kopf angesehen zu werden. Zwar wir trösten uns damit, daß unser Ruhm bei Gott steht, daß unser Herr Christus ja auch für wahnsinnig gehalten wurde (Mark. 3, 21) und Paulus ein Rasender sein mußte. Wir wollen gern bei jedermann verachtet sein, so wir nur bei Gott in Gnaden bleiben und die göttliche Erkenntnis der seligmachenden Wahrheit behalten. Wir wissen doch, an welchen wir glauben. Aber die Vernunft wirklich verleugnen, das kann niemand aus eignen Kräften. Es ist das herrlichste Ding, daß das Herz in der Wahrheit Gottes, in dem törichtsten Evangelium fest werde; aber es geschieht allein durch Gnade. Die wolle uns unser lieber Herr Jesus Christus bis an ein seliges Ende erhalten!

A u g. P i e p e r.

Büchertisch.

Corrigendum. — Ein Pastor des Generalkonzils schreibt uns, daß das in der letzten Nummer dieses Blattes rezensierte und seiner falschen Lehre von der Inspiration wegen getadelte Buch, *The Bible: A General Introduction*, by G. C. Allen, nicht aus dem Generalkonzil kommt, wie wir gesagt hatten, sondern von der *General Synode* herausgegeben ist. Wir bitten das Konzil um Verzeihung. A. P.

Ausgewählte Psalmen, ausgelegt von D. G. Stöckhardt, Professor am Concordia = Seminar zu St. Louis. Concordia Pub. House. 1915. 75 Cents.

Dies ist die Arbeit Stöckhardts, bei welcher der Herr über Leben und Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Die letzten Worte waren kaum trocken, als man ihn entseelt vorfand. Herr Prof. Fürbringer, der das Manuskript vor dem Druck durchgesehen und die Herausgabe besorgt hat, schreibt im Vorwort:

„Nachdem der selige D. Stöckhardt seine drei großen Kommentare zum Römerbrief, zum Epheserbrief und zum 1. Petribrief, deren Vollenbung ihm besonders am Herzen lag, fertiggestellt hatte, kehrte er zur Auslegung des Alten Testaments zurück, die er mit dem Kommentar über die ersten 12 Kapitel des Propheten Jesaja begonnen hatte. . . . Er beabsichtigte, eine Reihe ausgewählter Psalmen, namentlich messianischer, auszulegen. Sieben Psalmen hatte er fertiggestellt, als seiner fleißigen Hand die Feder entfiel. . . . Die Auslegung dieser sieben Psalmen, des 1., 19., 2., 8., 40., 22. und 16. Psalms, fand sich nach seinem Tode in der angegebenen Reihenfolge in einem druckfertigen Manuskript vor, das hier unverändert wiedergegeben wird. Nur hin und wieder ist ein Wort, das ganz offenbar aus Versehen ausgelassen war, hinzugefügt worden. Das Werk ist nur geringen Umfangs und nicht so vollständig, wie es der Entschlafene ohne Zweifel geplant hatte. Wenn er in seiner Lehrtätigkeit über die Psalmen las, pflegte er auch den 23., 32., 45., 46., 51., 72., 73., 90., 91., 103., 110., 118., 121. und 126. Psalm und wohl auch noch andre auszulegen. Und doch wird jeder auch für diese Gabe. . . . von Herzen dankbar sein. Auch diese Psalmenauslegung zeigt alle Vorzüge der Stöckhardtschen Exegese, die hinlänglich bekannt sind. . . . Mögen namentlich die früheren Schüler des Entschlafenen, zu denen sich der Unterzeichnete zeit lebens aufs dankbarste rechnen wird, durch fleißiges Studium seiner Werke sein Andenken hochhalten. „Er redet noch, inwieviel er gestorben ist.“

Stöckhardts Arbeit hat nur den einen großen Mangel, daß sie nicht vollendet worden ist. Was vorliegt ist eine Probe davon, welche ein großer Schatz ein Kommentar Stöckhardts zu den bedeutendsten Psalmen gewesen wäre. Man wird zwar, wenn man nachzuprüfen vermag, nicht in allen Einzelheiten mit dem Verfasser übereinstimmen. In der Deutung der ersten Hälfte von Psalm 19 hat Stöckhardt alle orthodoxe Tradition mit Recht durchbrochen und zugleich Röm. 10, 18 auf das richtige Verständnis ge-

bracht. Es wäre besser gewesen, wenn er das auch in der Auslegung von Ps. 2, 7 getan und Aktor. 13, 33 zu seinem Recht hätte kommen lassen. Er gibt sich große Mühe, aus Ps. 2, 7 nach althergebrachter Weise die wesentliche Gottesjohnschaft Christi, von dem der Psalm handelt, zu deduzieren. Aber das wird ewig an dem "chok J'hovah", dessen Inhalt der folgende Satz ist, und am Zusammenhang, V. 6 und 8, 9, der von der Einkleidung des Königs handelt, scheitern. Und in Aktor. 13, 33 das *ἀναστήσας* nicht von der Auferweckung Jesu, sondern von seiner Sendung zu verstehen und es für das hebräische *hekim* zu nehmen, ist angesichts des Kontextes dieser Stelle ein mutiges Stück. — Dazu kommt die wesentliche Gottesjohnschaft Christi durch den Verlust dieser Stelle als Beweis für dieselbe garnicht in Gefahr, da sie sonst genug in der Schrift bezeugt ist. Der Wortlaut der Schrift muß uns über alles gehen, auch wenn wir eine uns teuer gewordene Hauptbeweisstelle drangeben müssen, und wenn mit ihr auch noch andre fallen. — Aber solche Eigenheiten, deren ja Stöckhardt in seinen Kommentaren eine ganze Reihe hat, tun der Meisterschaft seiner Arbeit wahrlich keinen Eintrag. Er war nicht nur im Neuen, sondern auch im Alten Testament so eingelesen, daß er auch dort, wo er eigentümlich und willkürlich erscheint, wenigstens genaue Prüfung verdient, und erst recht dann, wenn er wie bei Eph. 1, 4—5 und Röm. 10, 18 seine Meinung einmal ändert.

Druck und Band sind, wie wir das beim Concordia-Verlag nicht anders gewöhnt sind, schier tadellos. Nur einen Druckfehler haben wir bemerkt: *mizrat* statt *mizvat*, S. 13, Zeile 6 von oben. U. P.

Das „Lutheran Book Concern“ von Columbus, O. hat uns zur Rezension eingeschickt:

1. **The Eisenach Epistle Selection made ready for pulpit work**, by R. C. H. Lensky. \$3.50

Seinen vor einigen Jahren herausgegebenen „Eisenach Gospel Selections“ hat der Verfasser nun diese Bearbeitung der Eisenacher Episteltexzte folgen lassen. Das Buch trägt etwa denselben formalen Charakter wie die erste Arbeit. Es gibt zuerst eine kurze Charakteristik der auch von den Eisenacher Textreihen beobachteten altkirchlichen Kirchenjahrskreisen, exegetisch der Reihenfolge nach die Texte gerade mit Absicht auf die Predigt, liefert nach jedem Text eine Summe von „Homiletical Hints“ und gibt zum Schluß jedesmal etwa sechs „Outlines“, die meistens aus bloßer Angabe des Themas und der großen Teile, ohne weitere Ausführung, bestehen.

Was nun zunächst den theologischen Geist des Buches betrifft, so erwarten wir von dem Verfasser, dessen dogmatische Stellung und geistlicher Animus von der luth. Kirchenzeitung her bekannt und durch seine Berufung auf einen Columbuser Lehrstuhl von seiner Synode approbiert sind, nichts anderes als einen ausgesprochenen Intuitivfideismus und eine heftige Polemik gegen den „Calvinismus“ der Synodalkonferenz. Beides tritt reichlich zutage, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bietet; besonders eifrig wird

Stöckhardt aufs Korn genommen. Man könnte das Buch trotzdem empfehlen, wenn nicht einerseits des Verfassers geistliche Anschauung vom Evangelium sich überall so stark vorschöbe und durchdrängte, und wenn andererseits die theologische Tüchtigkeit des Buchs der homiletischen Tätigkeit wesentliche Dienste leistete. — Für das erstere ist gleich die Behandlung des ersten Textes, Hebr. 10, 19—25, charakteristisch. „So wir denn nun haben, lieben Brüder, die Freude zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu, welchen (Eingang) er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Wege durch den Vorhang, das ist, durch sein Fleisch, — und haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes; so laßt uns hinzugehen etc.“. Man sollte nicht meinen, daß sich in den rein evangelischen Vordersatz irgendein geistlicher Gedanke hineinzwängen lasse, fintemal er ja das evangelische Motiv für die folgende Ermahnung, die zudem nichts als evangelische Lockung ist, abgibt; aber der Verfasser kann sich nicht enthalten, er muß schon bei dem Vordersatz von dem *Muß*, der *Notwendigkeit* des Glaubens zur Seligkeit handeln. Wer das Blut Christi nicht im Glauben besitzt, darf dem Thron Gottes nicht nahen, der Zorn Gottes verzehret ihn. — Warum denn diesen geistlichen Gedanken hier, wo ihn doch der Text nicht hat, wo er jede Freude, die der Text so überschwänglich preist, vernichtet? Aber das ist der Fluch des Intuitufideismus. Er kann es nicht lassen, er muß den Glauben überall als Gesetz, als verdammte Pflicht und Schuldigkeit predigen. Daß aber das das Evangelium in seinem Herzen verdirbt, erkennt kein Intuitufideist; es ist vor seinen Augen verborgen. Sein *ceterum censeo* ist: Entweder du glaubst, oder wehe dir! Daß Gott erbarm! Ist das ein Evangelium? — Das ist der eine große Schade des Buchs.

Der andre ist seine exegetische Mittelmäßigkeit. Und das ist milde ausgedrückt. Der Verfasser hat, wie er in der Vorrede bekennt, meistens fremde Arbeit herbeigeholt und daraus seine Auswahl getroffen. Beispielsweise führt er zu einem einzigen Ausdruck in Eph. 1, 3 in zwölf Zeilen fünf verschiedene Ausleger ins Feld. Er schreibt nicht aus dem vollen heraus als einer, der sich gründlich in die Sprache des Neuen Testaments eingelefen hat und ihr abfühlt, was sie will — nur ein solcher kann wirklich exegetisieren —, sondern er wählt an der Hand des Wörterbuchs und verschiedener Grammatiken „mit Kritik“ das aus, was ihm in seine Dogmatik hineinpaßt. Zur obersten Norm hat er die Bekenntnisschriften und — die „Glaubensanalogie“, wie er selbst ausdrücklich bemerkt. „The author has carefully examined every position taken, and has striven to keep safely within the bounds of the Confessions and the analogy of faith.“ Das ist der Traditionalismus und Dogmatismus in der Exegese, der einerseits die absolute Gebundenheit an die Schrift prinzipiell aufgegeben hat, andererseits zum Nachsprechen und damit zur Inferiorität verdammt. Man sucht in dem ganzen Buch von 1072 Seiten vergeblich nach einem einzigen selbständigen evangelisch = geistvollen Gedanken.

Unter „homiletical hints“ muß der Verfasser etwas andres verstehen, als was man im Deutschen mit „homiletischen Winken“ meint. Wir Deut-

schen denken bei unserm Ausdruck an Andeutungen zur homiletischen Behandlung des Textes. Der Verfasser bringt solche hier nicht, sondern allerlei sachliche Gedanken, die dem Text näher oder ferner liegen.

Die beigegebenen Dispositionen bestehen meistens nur aus dem Thema und den großen Teilen, nur ausnahmsweise gibt es einmal mehr. Sie sind, wie der Verfasser bekennet, auch größtenteils fremdes Gut. Sie haben wenig Wert, weil sie bloße Gedankenschemata sind, die aus sich selbst ja nichts gebären. Was soll eine Disposition wie diese: *The Mighty Building of the Christian Church. 1. Solid. 2. Vast. 3. Fitly framed?* Doch, so etwas mag noch passieren, wenn die Logik nur korrekt ist; wenn aber gleich unter dieser (S. 643) die folgende Disposition von Stöcker steht: *What is The Church? — 1. The communion of saints. 2. The ground and pillar of truth. 3. The temple of God,* — ohne daß eine folgende Ausführung Klarheit darüber schafft, daß das „ist“ des Themas einen dreifachen Sinn hat, dann werden junge, in der Logik noch nicht sattelfeste Pastoren und ihre Zuhörer nur verwirrt. Es ist nicht alles gut, was in deutschen Predigtbüchern steht. Gerade mit der Logik hapert es da oft am meisten. Und in einem Buch wie dem vorliegenden sollte doch in diesem Lehrlingsstück nur Mustergültiges stehen. Viele Dispositionen sind gar keine Dis-, sondern nur Kompositionen, unter einen Satz zusammengetragene, in sich logisch durch nichts zusammengehörige Gedanken, die wie Gut, Stiefelknecht und Wurst nur das gemeinsam haben, daß sie an demselben Nagel hängen. Beispiel: *If any will not work, neither let him eat! 1. Sound economics. (!) 2. Sound philanthropy. 3. Sound religion. (!) — Sapienti sat!*

Noch ein Wort über das Englisch. In der Vorrede macht der Verfasser zum voraus darauf aufmerksam, daß man, weil er sich meistens an deutsche Autoren gehalten habe, manchen Germanismus in seinem Buch entdecken werde. Nicht bloß das. Er schreibt durchweg ein gutes Deutsch-Englisch, das man ihm unter den Umständen nicht allzusehr verübeln wird. — Druck, Papier und Einband sind gut.

2. *Lenten Outlines and Sermons*, by Rev. R. E. Golladay, A. M., B. D., and others. \$2.00.

Das Buch enthält neun verschiedene Serien von Predigtstücken von dem Verfasser und vier Serien von Predigten über Passionsterte von andern Pastoren der Ohio-Synode. Auch hier das Intuitivfidei = Evangelium der Ohioer Schule, aber ohne Polemik. „*Thōmas (der eine der Schächer), the comrade of our subject, was probably as wicked as Testas (der andre) so far as mere deeds were concerned. But he had not sold himself to sin as had the other (woher der Verfasser das wohl weiß?). And he was converted on the cross and saved.*“ Von den verschiedenen Verfassern des Buchs wird kaum einer 40 Jahre alt sein. In den Predigten mehr als in den outlines, merkt man etwas von jugendlicher Unfertigkeit an der Dünmheit des Inhalts, an dem Mangel an logischer Form und an dem Ringen mit dem Ausdruck, obwohl das Englisch durchweg besser

ist als in dem vorigen Buch. Das beste schreibt der Verfasser der outlines Inhaltlich stehen die Predigten nicht hoch; sie haben aber ein gut Teil Disposition. Was die Logik in den outlines betrifft, so gibt es hier wenig Analyse des Textes. Die Themata sind meistens überschrieben, die großen Teile auch, während die Unterabteilungen gewöhnlich aus „points“ bestehen, die aus praktischen Rücksichten gewählt sind. Obwohl daher für den Inhalt und die Form der Passionspredigt aus den „outlines and sermons“ des Buches wenig zu holen sein wird, so hat es doch eine Eigentümlichkeit, die es sehr wertvoll und empfehlenswert macht, und die besteht in den Zitaten aus andern Schriftstellern, die der Verfasser der outlines den einzelnen Teilen der Dispositionen beigegeben hat. Zwar sind viele recht minderwertig, dieses und jenes ist sogar falsch (Giddon, S. 12), aber es finden sich darunter auch eine große Anzahl wirklicher Perlen, wunderschöne, tiefe, ernste und echt evangelische Gedanken (die von Parker noch dazu in einer bezaubernd schönen Sprache), die in einem einigermaßen fähigen Kopf und warmen Herzen ganze Predigten hervorrufen können. Sie sind allein den Preis des Buches wert.

-
3. **Daily Exercises unto Godliness** for Use in the Pew and the Altar on the Home Sanctuary Based on the Calendar of the Church Year, by C. H. L. Schuette. \$2.00.

Für den Hausgottesdienst stellt der Verfasser folgende Form auf:

1. In the name of God: The Father, The Son, etc.
2. Versicle for the day.
3. Scripture Lesson.
4. The Ten Commandments.
5. The Lord's Prayer.
6. The Benediction.

Am Abend tritt für die zehn Gebote der Glaube ein. Am Sonnabend werden noch 2 und 4 Lieder eingeschaltet. Das Buch besteht wesentlich aus Betrachtungen von Scripture lessons, die dem Gedanken des Kirchenjahrs folgen. Von den mehr als 700 Betrachtungen haben wir einige dreißig durchgelesen. Was einem dabei zuerst unangenehm auffällt, ist die Schwerfälligkeit des Ausdrucks, die sich schon im ersten Satz des Vorworts präsentierte. Der Verfasser spricht fast nur in Nominalsätzen, dem Charakteristikum des vernünftigen Gedankens. Der frische, fließende Gedanke liebt die verbale Konstruktion.

Sieht man sich die Betrachtungen auf ihren Inhalt an, so ergibt sich, daß sie fast durchweg nicht Auslegungen des an der Spitze stehenden Textes sind, sondern allerlei andre Gedanken, Nebengedanken, die dem Text angelehnt und vielfach geradezu untergeschoben sind. Das fängt gleich mit der ersten Betrachtung an und geht mit seltenen Unterbrechungen bis ans Ende fort. Was soll das nur? Wozu dem Christenvolk einen biblischen Text vorlesen, und ihm dann etwas anderes sagen, seine eigenen frommen Gedanken, die einem beiseitefallen? Sind die eignen Gedanken mehr wert

als die Gottesgedanken des Textes, wozu sie dann unter falscher Flagge segeln lassen?

Was den Lehrgehalt der „Betrachtungen“ anlangt, so haben wir hier wieder das echte Intuitivmetall, und dazu in einem düsteren und unwirksamen dogmatischen Kathederton, der in erbaulichen Hausandachten am allerwenigsten anheimelt. Wäre doch gerade die Hausandacht der Ort, an dem man einmal die dogmatische Zwangsjacke abwerfen und unmittelbar des freisießenden Stroms des Schriftworts leben könnte. Fehlt denn dem Schriftwort wirklich etwas, wenn es nicht den menschlichen Stempel trägt? Der Soldatenrock und die Kathedertoga haben ja ihre Berechtigung, aber wenn sie sich auch im Parlor als die normale Tracht breit machen, then there is something wrong somewhere. O daß wir doch wieder lernten, unser Christenvolk an die Schrift selbst heranzubringen!

Einen wohlthuenden Gegensatz zu diesem Buch bildet das kleinere Buch

4. **Daily Devotions.** Material for the Family Altar. Prepared by Rev. J. A. Kieffer. \$1.25.

Es bietet keine Betrachtungen oder Auslegungen von Bibelversen, sondern einfach Bibelabschnitte mit sehr gesunden Gebeten, denen man abmerkt, daß sie aus der Not des Christenherzens herausgeboren sind. Um des Christenvolks willen raten wir dem Verlag, dies Buch mit allem Eifer zu vertreiben; es wird großen Gewinn davon haben. Das hat ein einfältiges Herz geschrieben, welches wußte, daß einen Christ im Gebet nur nach dem Herrn seinem Gott und Heiland verlangt. Es ist überall „orthodox“ und kann jedem englischen Christen empfohlen werden.

5. **School Carols.** A Collection of Hymns for the Sunday Schools. 50 cents; \$4.80 per dozen.

Das Buch ist von einem Komitee der Ohio-Synode herausgegeben, nachdem sich das bisherige Sunday School Hymnal als unzulänglich erwiesen hatte. Es ist zum Gebrauch für alle Klassen der Sonntagschule bestimmt und in doppelter Form herausgegeben, einmal als Primary School Carols und dann in der uns vorliegenden zusammenfassenden Form. Dieses enthält zunächst eine Anzahl Gottesdienstordnungen für die Sonntagschule, eine allgemeine und besondere festliche, dann eine Auswahl von Psalmen zum wechselseitigen Lesen. Gebete für die Eröffnung und den Schluß, und dann für die Unterklassen eine besondere Form. Den eigentlichen Inhalt bilden 352 Lieder in vierstimmiger Musik. Davon entfallen auf den ersten, für das Primary Department bestimmten Teil 102, auf den zweiten, für die Main School, 250.

Über die Grundsätze, durch die das Komitee bei der Herausgabe sich hat leiten lassen, heißt es in der Vorrede:

“The book is based upon a recognition of worship as a vital element in religious education, and the conviction that the music which is to be a part of that worship should be devotional and churchly in its character, melodi-

ous and singable, and expressive of the faith and purposes of Christian life. Great care has been exercised therefore in the selection of the hymns As it is expected that the book will be used for special occasions as well as in the home, hymns for prayers, for morning and evening, as also a few nursery hymns (ebenso ein paar Nationallieder — L. Schr.) have been inserted."

Man wird über die Auswahl dieses oder jenes Liedes mit den Herausgebern rechten können, auch wird ein deutsches kirchliches Gemüt manche Melodie als einen läppischen englisch-amerikanischen Singfang empfinden, oder über die Unpassung der Melodie z. B. von Ach, wie ist's möglich dann (No. 247) an einen christlichen Text zunächst etwas „shocked“ sein — das sind wir freilich schon gewöhnt; aber im großen und ganzen haben wir hier ein Sonntagsschulliederbuch von außergewöhnlichem Wert vor uns. Nach dem Maß der Sunday School Carols gemessen finden sich hier eine große Zahl Lieder von textlicher Gesundheit und musikalischer Schönheit. Der Preis von 50c, im Duzend 40c, ist bei der Größe (320 Seiten in Hochformat) des Buchs, bei dem auch in den Noten schönen Druck und dem geschmackvollen hellblauen Leinwandband, geradezu lächerlich gering. Nur bei einem Massenabfatz kann dabei der Verlag auf seine Kosten kommen.

H. B.

Eine Besprechung von Prof. F. Reuters „Eine feste Burg“ und seinem „Hochzeitsmarsch“ hätte längst erscheinen sollen. In der ganzen Zeit war ich krank, so daß ich einerseits nicht zu einer intimeren Bekanntschaft mit den beiden opera und noch viel weniger andererseits zum Niederschreiben der Gedanken, die ich gerne außerdem an das Erscheinen der beiden Musikstücke geknüpft hätte, kam. Auch jetzt nicht. Aber ich möchte hier schnell das berichten, daß ich in der hiesigen Christuskirche das Chorstück am Reformationsfest vom Chore singen hörte. Da ich selber predigte, diente mir der Gesang zur Aufmunterung in hohem Maße, während sonst die Kritik mir oft diese Erfahrung verdirbt. In Bezug auf das zweite Musikstück liegt auf der Hand, daß es eine vernünftige Wendung zum Besseren von dem bisherigen Hochzeitsmarschunsinn bedeutet. Den Eindruck der Musik möchte ich wohl gerne in concreto mal erleben.

K.

Briefe von C. F. Walther (geb. 25. Okt. 1811, gest. 7. Mai 1887) an seine Freunde, Synodalgemeinden und Familienlieder, herausgegeben von L. Fürbringer. Erster Band. Briefe aus den Jahren 1841—1865. St. Louis, Mo., Concordia Publishing House. 1915.

Mit der Herausgabe dieser Briefe hat Prof. Fürbringer eine schätzenswerte Arbeit begonnen, die im Interesse der Historik, der Pietät und der christlichen Erbauung nicht zu hoch angeschlagen werden kann.

An diese drei Punkte möchte ich einige Bemerkungen anhängen, die Gelegenheit zu einigen Rezensionsgedanken bieten.

Das wichtigste Interesse ist das historische, wenigstens äußerlich; wenn's recht verstanden wird, überhaupt. Es wird sich nicht nur weit über den Kreis ausdehnen, der Walthers im Leben näher stand und in dem die beiden andern Interessen vorherrschen werden, sondern das Buch wird auch in der fernsten Zukunft diesem Interesse vielleicht noch größere Dienste leisten als in der Gegenwart.

In seinen Briefen tritt ein Mann wie Walthers näher an uns heran als in öffentlichen Reden und Schriften oder sonstigen Handlungen. Diese sind immer mehr oder weniger vorbereitet. Der Autor nimmt sich etwas mehr zusammen und tritt nicht so aus sich heraus wie in seinen Privatbriefen, von denen er nicht erwartet, daß sie ein anderer als der Adressat zu Gesicht bekommt.

In dieser Hinsicht ist zu bedauern, daß nicht mehr Briefe Walthers ans Licht treten; da aus den veröffentlichten hervorgeht, daß des Autors Korrespondenz bedeutend gewesen sein muß. Freilich war diese Korrespondenz, auf die sich Walthers immer wieder bezieht, offizieller Natur und gewinnt damit den Charakter öffentlicher Schriften, die Walthers nicht wie diese Briefe uns menschlich näher bringen. Insofern wäre der Ausfall eher zu verschmerzen.

Was nun den historischen Ertrag dieser veröffentlichten Briefe betrifft, so kann ich nicht sagen, daß sie viel Neues bieten, sowohl was den Umfang von Daten als auch was tiefere Einsicht in Walthers Wesen betrifft. Ausgenommen sind nur einzelne Data des intimen Familienlebens. Der geschichtliche Wert dieser Briefe ist vielmehr der, daß man sieht, wie die Gedanken, die der Mann im öffentlichen Leben vertrat, ihn so vollständig beherrschten und sein ganzes Leben ausmachten, daß er selbst im engen Familien- und Freundeskreis unter ihrem Eindruck steht. Darin liegt eine menschliche Erklärung für den Erfolg, mit dem Gott seine Arbeit gesegnet hat.

Ich hatte früher geglaubt, daß in dem historischen Jahrhundert nur die Synodalkonferenz rückständig sei. Seither habe ich öfters die Klage gelesen, daß auch sonst so wenig Sinn für Geschichte herrsche. Und jetzt bei den Auseinandersetzungen über den europäischen Krieg, da auf allen Seiten, wenn auch nicht die Tüchtigsten, so doch die, welche sich Geltung zu verschaffen wissen, an die Öffentlichkeit treten, sieht man, wie wenig Sinn für Geschichte besteht.

Geschichtlicher Sinn ist nicht das, daß man Geschichten, viele Geschichten über große Männer und Völker weiß und gerne erfährt. Das gehört mit dazu, und beim unentwickelten Kinde braucht man dieses Interesse, um zum geschichtlichen Sinne überzuleiten, indem man vaterländische Geschichte und die Geschichte der eigenen Religionsgemeinschaft dadurch lehrt, daß man ihnen große Persönlichkeiten und Vorgänge lebendig vorführt. Bei den Erwachsenen aber wird diese Kenntnis meistens vom Parteinteresse getrübt, so daß von Geschichte, vom wirklichen Geschehen, wenig übrig bleibt.

Geschichte hat's mit zwei Interessen zu tun. Was ist *w i c k l i c h* geschehen, und *w i e* ist es zu Stande gekommen? Antrüglischer Wahrheitsfinn

und das Bedürfnis des Verstehens, das sind die beiden Angelpunkte geschichtlichen Sinnes.

Davon findet man wenig in der Welt. Das erstere wollen zwar alle redlichen Leute. Die wenigsten können sich aber zum zweiten aufschwingen und fehlen darum auch des ersteren. Warum ist das so? Im Gymnasialunterricht habe ich gefunden, daß die Mädchen keinen Sinn für Geschichte haben. Ebenso ist mir noch keine gebildete Frau begegnet, die ihn gehabt hätte. Bei den theologischen Studenten merke ich, daß nur die reiferen, die aber auch alle, diesen Sinn haben und im Geschichtsstudium Tüchtiges leisten. Die Erklärung liegt wohl darin, daß die historischen Studien — dazu gehört auch die Exegese (nach richtiger Auffassung gehört auch die Dogmatik dazu, aber sie wird eben meistens als systematisches Fach behandelt) — tiefergründige Selbstarbeit erfordern und eine gewisse innere Erfahrung voraussetzen. Sie haben aber dann auch den Vorteil, daß sie diese weiterbilden und fördern. Frauen eignen sich im allgemeinen nicht zu solcher Arbeit, sie sind groß in der Rezeptivität, wenn sie sich mit Studium abgeben. Ebenso ist es mit unreifen oder durchaus unbegabten Jünglingen, besonders wenn ihnen der Fleiß mangelt, während z. B. ein unbegabter Mensch mit Fleiß hier auch etwas erreichen kann, denn Fleiß ist immer ein Zeichen von geistiger und sittlicher Reife. Walthers Briefe werden in diesem Sinn zunächst wohl wenig gelesen werden. Das ist schade, denn das historische Interesse würde in diesem Falle die Pietät und die Erbauung fördern.

Im einzelnen sind einige interessante Beobachtungen anzumerken. Walthers hat ein Pathos, das uns heute meistens fremd ist und von manchem unrichtig eingeschätzt werden wird. In den Ausdrücken der Liebe, der Demut, der Sorge, dann wohl auch des Zornes, liegt etwas Uebertriebenes, daß es wohl oft zur Redensart herabsinkt. Das kommt zumteil auf Rechnung von Walthers Herkunft aus Europa, aus Sachsen und zwar in der sogenannten Wiedermeierzeit, da ein behaglicher romantischer Zug mehr Worte machen ließ, als sich in diesem matter-of-fact Lande und der heutigen Zeit erhalten konnte. Manches kommt auf Rechnung des besonderen Temperaments des Mannes.

Mit dieser Art verbindet sich eine andere, die des Dogmatikers und Schulmeisters. In die bei andern sonst unbefangene Rede des Gemüths mischt sich bei Walthers die geistliche dogmatische Korrektheit. Bei seiner Bewerbung tritt Lehre und Anweisung mehr heraus, als man das bei Binger oder Wyneken erwarten würde. In Briefen an fremde Pastoren, die sich ihm erst nähern, wie Sihler und Ernst, ist die dogmatische Bestimmtheit natürlich. In Briefen an Brohm, Fick, Fürbringer, Lochner, Lindemann tritt auf der andern Seite ein evangelisch-ökumenischer Zug heraus, wenn er in Gemeinde- oder Synodalangelegenheiten Rat gibt, der Walthers durchaus eigen war und z. B. in den ersten Jahrgängen des Lutheraners besonders hervorleuchtet, der aber manchen frappieren wird.

In diese Kategorie gehört auch der Rat an Lochner, ein Notwehrblatt gegen die Buffaloer zu gründen, selbst gegen den Wunsch Wynekens. Wer diesen aufstellt und verteidigt, findet auch im praktischen Leben leicht da

immer das Recht, wo die Thesen recht sind, während bekanntlich das Gegenteil sehr häufig der Fall ist und die historische Wahrheit fast immer in der Mitte liegt. Mir sagt die Art Winesens besser zu, weil ich in unsern Blättern noch nie eine solche Kriegsnachricht gelesen habe, die nicht offenbar einseitig gewesen wäre und also hauptsächlich dem Unfrieden gedient hätte.

Interessant sind drei Bemerkungen über das Predigtamt auf Seite 13, 16 und 196. In allen Fällen ist klar, daß Walthers in der damals vorliegenden Hauptsache recht steht, aber ebenso, daß eine Unklarheit in den Fragen, die uns heute berühren, nicht überwunden ist. Wir würden daher in den drei Fällen uns nicht so ausdrücken wie Walthers.

Eine andere Seite von Walthers geistigem make-up bekundet ein Brief an seinen Neffen Joh. Walthers, da der Brieffschreiber sich über schönggeistige Literatur ausspricht, als er 1860 auf der Reise nach New Orleans begriffen ist. Shakespeare scheint er bis dahin nicht gekannt zu haben. Auch in der deutschen Literatur ist er eigentlich nicht zu Hause, oder sein formales Urtheil ist mangelhaft. Daß er Schillers etwas stelzenhafte Schönheit statt Göthes schlichte Natürlichkeit vorzieht, erklärt sich aus Walthers Stil in seinen Schriften und entspricht der romantischen Stimmung jener Zeit. Ebenso das Urtheil über Jean Paul. Er konnte statt dessen schwülstige Langweiligkeit manch andern Autor nennen, um ihn dem Gymnasiasten um seiner sittlichen Sauberkeit willen zu lesen anzuraten.

Gefangen ist Walthers auch in rechtlichen Fragen. Während er im Recht ist gegenüber den ungläubigen Abolitionisten in Bezug auf die Frage von Sklaverei und Gottes Wort, und besonders gegenüber den St. Louiser Radikalen, zu denen sogar einzelne seiner Gemeindeglieder gehörten, in Bezug auf die Frage: Wer ist die Obrigkeit? scheint Walthers doch keine positiven Gedanken gehabt zu haben, die zur Lösung der Schwierigkeiten zwischen Nord und Süd hätten beitragen können. Wenigstens kommen sie nicht in den Briefen zum Ausdruck. Ebenso würden wir heute schneller fertig werden mit der Frage von dem radikalen Loyalitäts eid in Missouri.

In all diesen Dingen aber und in all den andern, die in den Briefen berührt werden, spricht sich etwas aus, was tausend mal wichtiger ist als die geringen Ausstellungen, die wir machten; das ist der heilige Ernst, das Erfülltfsein mit dem einen Gedanken, daß er als ein erlöstes und seliges Gotteskind trachte nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Ob er mit Amtsgenossen über kirchliche Dinge zu tun hat, oder mit Freunden und seinen Verwandten und Familiengliedern über die intimen Angelegenheiten des Privatlebens handelt, überall geht der eine Ton durch. Es ist nicht notwendig, daß der Gedanke gerade den Ausdruck erhält, den Walthers ihm gibt, aber daß der Gedanke so durchhält, das gibt uns einen tiefen Einblick in die Geschichte jener Zeit und hilft zur verständigen Auffassung von Walthers Persönlichkeit. Ich wünsche dem Buche viele Leser in dieser Hinsicht, denn das ist der höhere Zweck, wenn man nicht nur auf das Bedürfnis des Einzelnen, sondern das unserer ganzen Kirche sieht. Ich bin aber darüber im Laufe der Zeit etwas pessimistisch geworden.

Das Pietätsinteresse dagegen wird dem Buche viele Leser zuführen.

Walthers Schüler, Bekannte und Freunde, werden das Buch gerne lesen, denn da tritt er, wie er lebte und lebte, dem Leser entgegen, ganz anders als in seinen andern Schriften.

Auch ein Erbauungsbuch bilden die Briefe. So können sie auch von solchen gelesen werden, die Walthers nicht persönlich gekannt haben. Unserer Zeit dienen sie, um zu zeigen, woran es uns vielfach fehlt, nämlich an dem Sinn der ersten Liebe. Wenn diese Erkenntnis lebendig wird, dann dienen die Briefe als Reizmittel zur Racheiferung und als Wegweiser, und durch sie wird Walthers Gedächtnis noch viel Segen stiften. J. P. K.

Beichtreden über alt- und neutestamentliche Texte. Gesammelt von G. Bouman, ev. = luth. Pastor zu Hamburg, Minn. (Mit einem Vorwort von Prof. C. Hardieck in St. Louis.) St. Louis, Concordia Pub. House. V und 164 Seiten. Gebunden 75 Cents.

In diesem Büchlein sind 31 Beichtreden von eben so vielen Pastoren der Missourisynode zusammengebracht worden. Der Zweck dieser Publikation rechtfertigt es, daß man ihr Erscheinen nicht rein formell ankündigt und sie mit einem allgemeinen Lobspruche empfehle. Dazu kommt, daß bei einer Arbeit, an der so viele Federn mitgewirkt haben, naturgemäß nicht alles von gleicher Güte ist; so müßte auch eine allgemeine Empfehlung, wenn sie aufrecht sein sollte, immerhin mit der Einschränkung „im Großen und Ganzen“ gegeben werden. Auf technische Erörterungen einzugehen, dürfte sich freilich kaum lohnen; bei der Kasualrede rechnet man noch weniger gern als bei der solennen Predigt über Logik der Disposition und Ausnützung der Texte. Nur ganz beiläufig sei hier darauf hingewiesen, daß eine ganze Anzahl der hier vorliegenden Beichtreden in der Länge sicher über das wünschenswerte Maß hinausgehen; Kasualreden sind zu lang, wenn sie Predigtproportionen annehmen. Aber von diesen minder wichtigen Dingen abgesehen, liegen in dieser Sammlung allerhand Anlässe vor, auf schwerwiegende Fehler aufmerksam zu machen, die gewiß in unsern Kreisen grade bei Beichtreden vielfach mit unterlaufen. Recht häufig scheint der verkehrte Gedanke bestimmend zu wirken, als habe die Beichtrede den Zweck, etwaige unbußfertige Kommunikanten im letzten Augenblick vor dem Genusse des Abendmahls zu bekehren. Allerdings wird ja eine gute Beichtrede, wie jede gute evangelische Predigt, alle die göttlichen Gedanken zum Ausdruck bringen, durch deren Verkündigung allein ein unbekehrter Mensch zum Glauben an Jesum Christum gebracht werden kann. Aber nach der Voraussetzung, unter der wir als rechtschaffene Haushalter über Gottes Geheimnisse die Beichtrede halten, wenden wir uns mit ihr jedesmal an eine Gemeinde von lauter wahren Christen. Kein ordentlicher lutherischer Pastor wird die Anmeldung einer Person annehmen, deren Unbußfertigkeit er unwidersprechlich nachweisen kann. Darum soll er auch in der Beichte alle Beteiligten als Kinder Gottes behandeln und nicht den Verdacht aussprechen oder durchflingen lassen, daß jemand unter ihnen ein Kind des Teufels sei. Darum ist es unevangelisch geredet, wenn es z. B. in einer der vorliegenden Beichtreden heißt: „Ich fordere daher jetzt einen jeden,

dem ich heute Christi Leib und Blut darreichen soll, ernstlich auf, in sein Herz und Gewissen zu gehen und zu forschen, ob er ein Kain oder ein Abel ist“. Deshalb möchte ich, um bei gesellig eingestimmten Leuten nicht mißverstanden zu werden, den Zweck der Beichtrede nicht schlechthin mit folgenden Worten der Vorrede angeben: „Wie die Beichtanmeldung, so will auch der besondre Beichtgottesdienst mit seiner Beichtrede dem unwürdigen Genuß des Sacraments wehren und den Christen helfen bei ihrer Selbstprüfung und Vorbereitung auf einen würdigen, gesegneten Abendmahlsgang.“ Freilich wünscht der Beichtredner, daß durch seine Darstellung von Sünde und Gnade auch noch etwaige Heuchler unter den Kommunikanten bekehrt werden, und **er mag auch in diesem Sinne** in seinem Herzen für sie Fürbitte tun; aber bei der Beichtrede darf er nicht so sprechen, als jehe er mit großer Wahrscheinlichkeit voraus, daß unter den Beichtenden noch Unbekehrte seien. Auch kommt ja jede bedrohende Anrede in der Beichte erfahrungsgemäß zu spät; es gehört gewiß zu den allergrößten Seltenheiten, daß ein Heuchler, der sich gemeldet hatte, wegen einer solchen direkten Bedrohung vom Sacrament zurückschleibt. Weil er eben ein Heuchler ist, wird er sie einfach nicht auf sich beziehen, und so wird sein unwürdiger Genuß des Abendmahls dadurch nicht verhindert — wie denn überhaupt Mißbrauch des Sacraments nie durch Gesetzeswort, sondern nur durch das Evangelium verhindert werden kann! Andererseits aber wirken solche Äußerungen geselligen Sinnes nachweisbar oft direkt schädigend. Schädigung erfährt derjenige, der die Drohung bezieht und rasch zu dem Schluß kommt: Damit bin ich nicht gemeint, die Sünde habe ich nicht an mir. Noch weit schlimmer aber ist die Schädigung, die die zarten Gewissen und erschrockenen Herzen erfahren, die grade wegen ihres inneren Zustandes solche Drohungen auf sich beziehen und mit unsicherem oder gar beschwertem Gewissen zum Abendmahl gehen, weil sie aus den Worten des Beichtredners entnehmen, daß sie unwürdig sind. Damit haben wir den schlimmsten Fehler gekennzeichnet, den ein Pastor bei seiner Handhabung der Abendmahlspraxis machen kann. Es ist ein schwereres Versehen, wenn man ein Kind Gottes an seinem Gnadenstande irre macht, als wenn man einem Unwürdigen, den man nicht einmal als solchen kennt, das Abendmahl reicht. Warum nicht das Verborgene des Herzens Gott überlassen, dagegen aber das Bekenntnis des Mundes, das man in der Anmeldung anerkannt hat, als aufrichtig gemeint behandeln? Die Versündigung an den blöden und verzagten Herzen bezieht der Beichtredner aber nicht nur, wenn er richterlich droht, sondern überhaupt wenn er die Notwendigkeit einer bestimmten Beschaffenheit des Kommunikanten gesellig betont. Jeder Verständige weiß, daß ich hiemit nicht das Zeugnis gegen die Sünde und von der Sünde irgendwie abschwächen will. Gesetz predigen und gesellig predigen ist je und je zweierlei Ding gewesen, und grade die Beichtreden in dieser Sammlung, die mir am besten gefallen haben, lassen es an scharfer Gesetzesbezeugung nicht fehlen. Der gesellige Zug tritt überall da in den Vordergrund, wo man den Beichtenden nötigt, sich vor allen Dingen mit sich selbst, mit seinem Zustande zu be-

schäftigen, statt mit der Gnade, die in der Absolution und im Sakrament so reichlich dargeboten wird. Es ist ein kurzer und rascher, aber fataler Sprung, der von der rechten Bezeugung des Gesetzes in pietistische Gewissensqualerei hineinführt. Gefährlich ist in vielen Fällen schon die Art und Weise, wie die rechte Vorbereitung auf das Abendmahl dargestellt wird. Obwohl im Sakrament keine andre und keine größere Gnade dargeboten wird als in jeder andern Evangeliumspredigt, so tritt uns doch Gott im Sakrament mit einem besonderen Gnadenerweis entgegen. Dieser besteht beim Abendmahl nicht sowohl darin, daß der Herr uns da seinen Leib und sein Blut wahrhaftig zu essen und zu trinken gibt, sondern darin, daß er die Verheißung der Sündenvergebung gerade an diese wunderbare Mitteilung geknüpft hat. Wer diese Verbindung eines großen Wunders mit der persönlichen Zusicherung der Gnade recht erkannt hat, empfindet es ohne weiteres dem Apostel nach, wie sehr es dem wahren Glaubensleben widerspreche, gleichgültig zum Abendmahl zu kommen und den Leib des Herrn nicht von einer gewöhnlichen Speise zu unterscheiden. Was wir also als Seelsorger zu tun haben, besteht darin, daß wir in der Beichtrede die Augen unsrer Kommunikanten immer wieder auf die große Gnadenerweisung im Abendmahl hinrichten und sie so recht vorbereiten. Der ist recht würdig und wohlgeschickt, der den Glauben hat an die Worte: Für euch usw. Wie oft aber wird in Beichtreden das Auge des Kommunikanten vor allen Dingen auf dessen eigen Herz gerichtet, so daß er messen und abwägen soll, ob er so beschaffen ist, wie es — nicht der Herr — sondern der Pastor als nötig beschreibt. Da kann man solche Äußerungen vernehmen: „Bist, du, mein lieber Zuhörer, ein solcher Sain, ach dann kann dir dein Abendmahls-gang nichts helfen, du bist unwürdig und trinkst dir selber das Gericht. Du erst Buße, werde erst ein Abel!“ — „Zum hl. Abendmahl sollen erstlich diejenigen nicht gehen, welche auf ihr frommes Leben vertrauen . . . Zum hl. Abendmahl sollen ferner auch diejenigen nicht gehen, die es zwar wissen, daß sie vor Gott nicht ohne Sünde sind, aber ohne Reue und Betrübnis über die Sünde sind oder gar gewisse Sünden in sich hegen und pflegen.“ — „Ach! die meisten, die Gnade suchen, erlangen sie nicht (woher weiß der Pastor das?). Nur einen Weg gibt es, der Gnade teilhaftig zu werden. Nur wer in der Gesinnung kommt, die wir in unserm Text an Daniel sehen, der ist Gott angenehm . . . Ist bei euch im Herzen nirgends eine heimliche Wurzel der Selbstgerechtigkeit, der Selbstgefälligkeit versteckt?“ — „Wer in Gottes Reich kommen soll . . . der muß vom Geiste Gottes durch Wort und Sakrament eine gründliche innerliche Umwandlung erfahren.“ — „Wir müssen das Abendmahl unsers Herrn genießen in ungeheurem Glauben . . . Wir müssen fest glauben, daß usw. . . Schließlich müssen wir den ernststen Vorsatz haben, unser Leben zu bessern.“ — „Kommen müssen wir also zu Jesu, kommen unter allen Umständen; vom Kommen darf uns nichts abhalten . . . Und wie kommen wir nun? Kurz gesagt, durch Buße und Glauben . . . Also Buße, und zwar ernste, aufrichtige Buße ist nötig.“ Man kann ja zugeben, daß der Eindruck, den solche Redensarten machen, vielfach mit

durch den Tonfall und die ganze Vortragsweise mitbestimmt werden, aber es liegt doch auch für den, der es an sich erfahren hat, auf der Hand, daß man kein sichereres Mittel als derartige Ausführungen finden kann, um einem erschrockenen Gewissen klar zu machen, daß ihm das Abendmahl zum Verichte gereicht werde. Eben der bußfertige Sünder erkennt ja so sehr, daß er ein Cain und nicht ein Abel ist; daß er viel zu sehr geneigt ist, auf sein frommes Leben zu vertrauen; daß er keine rechte Buße und Reue über die Sünde empfindet, keine gründliche Umwandlung erfahren hat, keinen festen Glauben an Christum besitzt; daß in seinem Herzen tatsächlich die Wurzel der Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit versteckt ist usw. Da sagt ihm nun sein Seelsorger auf den Kopf, daß für seinesgleichen das Sakrament nicht gemeint ist! Und solche Leute sind es doch grade, die der Herr zu sich ruft! Welch ein Vergehen, sie vom Troste zurückzuschrecken! Am auffälligsten trägt diesen unevangelischen Charakter eine Beichtrede in der vorliegenden Sammlung über Act. 5, 3f. Das Thema lautet: „Hütet euch, ach hütet euch, daß ihr in der Beichte nicht die alte Ananiasünde begeht und Gott lügt!“ Als Teile dienen die drei Beichtfragen, die der Absolution vorausgehen, und jeder Teil schließt mit dem Nachweis der Ananiasünde und einem solennen Wehe dir! So der erste Teil: „Wem seine Sünde noch keine drückende Last ist, kein Gegenstand des Wehens, keine Quelle der Seufzer, viellecht gar der Tränen, wer noch niemals mit David im 38. Psalm in heißem Sündenschmerz geklagt hat: Deine Pfeile stecken in mir . . . den ganzen Tag gehe ich traurig: der lügt, wenn er bei der Frage nach herzlicher Sündenreue mit einem Ja antwortet, lügt Gott ins Angesicht.“ (Was nützt es da, wenn der Pastor gleich zurücknimmt und hinzusetzt: „Fern sei es von mir, ein bestimmtes Maß herzlicher Reue zu fordern (grade das hatte er doch getan!); aber wer nichts von Sündenreue und Sündenschmerz fühlt, der hüte sich, auf die erste Beichtfrage mit Ja zu antworten. Er würde sich der Ananiasünde schuldig machen — nicht Menschen, sondern Gott lügen.“) Der zweite Teil hebt an: „Die Ananiasünde wird auch häufig von Beichtenden bei der zweiten Beichtfrage begangen. Diese lautet ja: Glaubest du auch an Jesum Christum? Ihr werdet hernach auch diese Frage mit einem Ja beantworten. Hütet euch, ach hütet euch, daß dies Ja nicht ein falsches, lügnerrisches und heuchlerisches sei! Ihr hättet mit eurem Ja nicht Menschen, sondern Gott gelogen!“ Da ist von vornherein nicht der Ton angeschlagen, zum rechten Glauben zu locken, sondern den Ungläubigen zu schrecken. Genau so im dritten Teile, wo von der Besserung des Lebens geredet wird; überall nicht der lockende Ruf des Heilandes, sondern der absichtlich schreckenerregende Ton des Richters. Zum Schluß, wo noch für evangelischen Trost Raum gewesen wäre, kommt nicht der Trost der Sündenvergebung zu rechtem Ausdruck, sondern der Redner schließt mit der Forderung: „Gindere seinen guten gnädigen Willen jetzt nicht“, und gibt dann Anweisung, wie der Sünder zu beten habe, damit er die drei Fragen mit Ja beantworten dürfe. Wer nach dieser Beichtrede noch ohne Gewissensbeflemmung das dreifache Ja aussprechen konnte, mußte den Beichtredner ent-

weder umgekehrt verstanden haben oder — ein Pharisäer sein! — Man wolle nun in die obigen Ausführungen nicht den Gedanken hineinlesen, als seien alle Beichtreden in dieser Sammlung von gesetzlicher Art. Auch die kürzeren Zitate sollen nicht den Eindruck machen, als ob die Reden, aus denen sie genommen sind, durchweg gesetzliches Gepräge hätten. Sie wurden lediglich als Beispiele zu dem beabsichtigten Argumente angeführt und müssen als Mängel gelten, die durch recht evangelische Ausführungen in denselben Reden größtenteils aufgewogen werden. Der großen Mehrzahl nach schlagen die Reden von vornherein einen Ton an, der das richtige Ziel der Beichtrede erkennen läßt: Die kommunikativen fröhlich zu machen, damit sie frei und ohne alle Furcht zum Sakrament kommen, in dem ihnen ihr Herr geben will, was ihnen fehlt. So wird diese Sammlung gewiß dem Pastor, der sie sich erwirbt, wirklich wertvolle Dienste leisten können. — Zum Schluß möchte ich noch einige besondere Bedenken erwähnen, die mir bei dem Durchlesen des Büchleins aufgestoßen sind. Ob es wohl richtig ist, daß S. 31 die letzten Worte von Ps. 119, 117 als Versprechen bezeichnet und die Rechte Gottes schlechtweg als dessen Moralgebote verstanden werden? Beschreibt nicht vielmehr die zweite Vershälfte die Folge der Genesung, nämlich dauernde Freude am Evangelium? Ferner scheint es doch der biblischen Darstellungsweise zu widersprechen, wenn S. 75 zu lesen steht: „Der süße Most der Rechtfertigung im Glauben, durch den man ein wahrer Christ ist, kann nur da sein, wo der neue Schlauch der Heiligung ist... Wollt ihr den Schatz des wahren Christentums, mein vor Gott euch rechtfertigendes Verdienst besitzen, so müßt ihr auch als Gerechtfertigte leben und Gott an eurem Leibe und in eurem Leben preisen.“ S. 80 wird aus dem Wort Jesu: „Lernet von mir“ gefolgert, daß nur Jesus unser Vorbild sein soll; widerspricht das nicht solchen Stellen wie 1. Kor. 11, 1. Phil. 3, 17. 1. Pet. 5, 3. Heb. 13, 7 u. ä.? Auf S. 81 wird die Seelenruhe als Segen der christlichen Demut bezeichnet — eine Verwechslung von Ursache und Wirkung, denn die wahre Christendemut fließt doch aus dem Seelenfrieden, der durchs Evangelium geschenkt wird. Als zweifelhafte Exegese erscheint es, daß S. 98 die Katechismusworte: „die wir wissen und fühlen im Herzen“ als Beweis dafür gelten sollen, daß ein Christ seine Sünde auch fühlen müsse.

J. Schaller.

Unser Erlöser. Predigten über die Leidensgeschichte unsers Erlösers Jesu Christi von J. G. Hartenberger, Past. d. ev.-luth. St. Johannisgemeinde zu Red Bud, Ill. Mit einem Vorwort von Prof. W. G. L. Dau (Concordiafeminar, St. Louis). St. Louis, Success Printing Co. 248 S. Fein gebunden \$1.25. Vom Verfasser zu beziehen.

Es ist schade, daß wir dies Predigtbuch nicht in unserer Januarnummer anzeigen konnten; wahrscheinlich wäre es dann schon dies Jahr manchen unserer Pastoren eine wertvolle Hilfe geworden. Schon die äußere Aus-

stattung des Buches wirkt anziehend: der schmucke Einband mit seiner reichen, geschmackvollen Deckelprägung; der klare und dabei gedrängte Druck, der es ermöglichte, 33 Predigten auf weniger als 240 Seiten darzubieten. Über den Inhalt kann man sich nur freuen. Hier ist einfaches, klares, ebangeseliches Zeugnis von dem, was die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu Christi zur frohen Botschaft für alle Menschen macht. Bei aller Schlichtheit der Sprache und der Gedankenführung bekommen diese Predigten eben dadurch einen vornehmen Zug, daß in ihnen überall „unser Erlöser“ wirklich im Vordergrund steht. Past. H. hat sie sämtlich in seiner Gemeinde gehalten; obwohl aber demnach ihre Abfassung sich über eine Reihe von Jahren verteilt, findet man schwerlich eine Spur der Unterbrechungen. Sie lesen sich, als seien sie in zusammenhängender Reihe gehalten worden. Die Texte decken den ganzen Bericht der Evangelien über das Leben des Heilandes; den Abschluß bildet eine Osterpredigt. Möchten unsere Pastoren diese Predigtsammlung berücksichtigen, wenn sie nächstes Jahr nach einer brauchbaren homiletischen Stütze in der arbeitsreichen Passionszeit suchen.

J. Schaller.

Keuschheit und Zucht. Was lehrt die Schrift durch Gebot und Exempel von innerlicher und äußerlicher Keuschheit, von der Beziehung und dem Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern, von Verlobung, von dem Verhältnis zwischen Mann und Weib in der Ehe und von den Verpflichtungen und der Verantwortlichkeit des Lebens im h. Ehestande? Allen Christen, sonderlich den Eheleuten und solchen, die in den h. Ehestand einzutreten gedenken, zur Belehrung dargeboten von Paul C. Kreßmann. St. Louis, Concordia Pub. House. 104 Seiten. In Papierumschlag geheftet, 25 Cents portofrei.

Zur Empfehlung dieses Buches genügt neben dem ausführlichen Untertitel das Zeugnis, daß der Verfasser den etwas heiklen Gegenstand in durchaus würdiger, unanfechtbarer Weise, dabei aber mit aller Nüchternheit nach Gottes Wort behandelt. Man kann das Büchlein ruhig irgend einer der Personen in die Hand geben, auf deren Bedürfnisse es berechnet ist. Die Belehrung in dieser Form wird sich in vielen Fällen als sehr angebracht erweisen und wegen ihrer biblischen Begründung die gewünschte Wirkung nicht verfehlen. Der Verfasser ist Professor am Concordia College in St. Paul.

J. Schaller.

„Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!“ Dreißig Andachten für die Kriegszeit. Von Martin Wilkom. Zwickau i. Sa. Verlag des Schriftenvereins (E. Märner). 49 Seiten. 8°. Preis: 40 Pf., 10 Exemplare M. 3.50, 100 Exemplare M. 30.00.

Unter der Flut von paränetischen Schriften, die in Deutschland aus Anlaß des großen Krieges erschienen sind, gibt es wenige, die den rechten Ton treffen. Von diesem Büchlein schreibt die sächsische „Freikirche“ mit Recht: „Mit Freuden begrüßen wir dieses Büchlein und empfehlen es aufs wärmste. Jeder dieser dreißig kurzen Andachten liegt ein Wort der Heiligen

Schrift zugrunde, das in rechter Weise ausgelegt und auf die Gegenwart angewandt wird. Diese Posaune gibt einen deutlichen Ton. Die wahren Ursachen des Krieges werden hier klar nachgewiesen, die Sünden unseres Volkes offen besprochen und das einige Heil in Christo vor Augen gestellt. Vor allem wird aber auch der Weg zum Heil gewiesen und gezeigt, wie die Christen, welche auf diesen Weg zum Herrn kommen, durch Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankfagung in dieser Kriegsnot unserem Volke zum Segen werden können und sollen. Das ist gesunde, kräftige Speise, die hier dem Christenvolke geboten wird. Möchten sich vieler Hände begierig danach ausstrecken, und das Büchlein seinen Segensgang durch viele Christenhäuser antreten! Es eignet sich vortrefflich zur Verbreitung unter Bekannten und Verwandten und wird so an seinem Teile mithelfen, daß Gottes Friedensgedanken in dieser Kriegsheimtuchung an unserem Volke erreicht werden."

Annual Reports of the Federal Council of the Churches of Christ in America for the year 1914. National Offices, 612 United Charities Bldg., 105 E. 22nd St., New York.

Daß wir diesen Jahresbericht im Büchertisch besprechen, soll nicht besagen, daß das Pamphlet an sich auch nur eine beiläufige Notiz wert ist. Aber es tritt in unsern Gesichtskreis als Begleitererscheinung einer gewissen unionistischen Agitation, die unser kirchliches Leben auch in ihren Bereich ziehen möchte und bereits öfters versucht hat, einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Ich erinnere an die Aufforderungen, die an unsre Pastoren ergehen, gewisse Sonntage für bestimmte Predigten anzusetzen (Labor Sunday, Peace Sunday u. dgl.). Daher sei diese Gelegenheit wahrgenommen, die nötigen Aufschlüsse über das Federal Council zu geben. Es ist ein loser Zusammenschluß vieler kirchlicher Organisationen; am 1. Januar d. J. waren 30 Körperschaften daran beteiligt. Der großen Mehrzahl nach gehören diese Kirchenkörper ins reformierte Lager; doch finden wir da auch nicht nur die Quäker und die Evangelische Synode vertreten, sondern auch die „lutherische“ Generalsynode. Damit kündigt das Federal Council sofort seinen synkretistischen Ursprung und Charakter an. Indem es aber weiter Shailer Matthews als Präsidenten an ihre Spitze stellte, den Dean der theologischen Abteilung in der Univerſity of Chicago, hat das Federal Council sich zugleich mit der liberalsten Religionspartei identifiziert, die es hier in Amerika gibt; denn in der Theologie steht die Univerſity of Chicago auf der äußersten Linken und vertritt in ihren Publikationen unverblümt den Standpunkt der modernsten Theologie Deutschlands. Unter diesen Umständen kann man nicht erwarten, daß das Federal Council vernünftige, schriftgemäße Prinzipien über kirchliche Tätigkeit vertreten wird. Der moderne Liberale, der das Evangelium Christi gänzlich verloren hat, wenn er auch in der unwahrscheinlichen Weise der modernen Wissenschaft noch allerhand christliche Redensarten gebraucht, findet sich hier zusammen mit einer Menge calvinistisch gerichteter Leute, die von Haus aus das Bestreben in sich tragen, die Welt nicht nur zu Christo zu bekehren, sondern auch äußerlich zu reformieren und zu bessern. Welchen Einfluß das Federal Council

ausüben will, gibt dessen Exekutivbehörde in einem Aufruf zum Gebet kund, in dem als Gegenstand des Gebets nicht nur die Förderung der Union genannt wird, sondern auch, „daß die vereinte Kraft der christlichen Kirche göttlich geleitet werde in dem Werke, das christliche Evangelium in heidnische Lande zu tragen; in der Übung christlicher Bruderschaft mit denen, die aus andern Ländern an unsre Ufer kommen, mit einem ernstlichen Bestreben, sie zu Christo zu bringen; in wirksamer Verteilung und Entwicklung religiöser Kräfte in den Gebieten der inneren Mission; in der Vertiefung des christlichen Sentiments gegen den Getränkehandel, gegen unreinigkeit der Einzelnen und der Gesellschaft, und alle andern übel der menschlichen Sozietät; in der Wiederherstellung und Erhaltung eines richtig christlichen Sonntags, so beschaffen, daß er beide das physische und geistliche Leben des Volkes erhalte; zu vergrößertem Eifer für religiöse Erziehung unsrer Jugend; zu geistlicherem Verständnis der Ehe, der Familie und des Heims; zur Entwicklung einer gerechten und humanen sozialen Ordnung durch Entfaltung einer christlichen Demokratie; zu einem Geist der Bruderschaft, der den ewigen Frieden zwischen den Nationen der Welt herstellt.“ Diesem strikt calvinistischen Typus entspricht denn auch die gewaltige Tätigkeit des Federal Council. Unter seinen vielen Kommissionen gibt es zwar auch eine für evangelistische Arbeit, aber ihr völlig koordiniert stehen die andern: für Temperenz, für christliche Erziehung (dazu gehört nach Auffassung dieser Leute auch die Tätigkeit der Staatschule!), vor allem aber die Kommission „für Kirche und soziale Wirksamkeit“, die einen weitläufigen Bericht ablegt über die Segnungen der sozialen Kooperation in Europa, die den materiellen Wohlstand, die Schulverhältnisse, Sparsamkeit, Enthaltensamkeit, Ehrlichkeit, Unabhängigkeit in demokratisch = politischer Kraftentfaltung, Frieden, Bruderschaft und Religion gefördert habe. Kurz, das Federal Council verdammt die Lebenskraft, die es etwa hat, einem völligen Mangel an Verständnis für den Unterschied zwischen Kirche und Staat, zwischen Gottesreich und Weltreich. Es fördert die greulichste Vermischung dieser getrennten Gebiete und wird deshalb mit seiner Tätigkeit sowohl Kirche als Staat nur schädigen können. Wie weit muß aber die General Synode von dem Verständnisse der biblisch = lutherischen Lehre abgekommen sein, daß sie einer solchen Verbindung beitreten und deren Ziele zu den ihrigen machen konnte!

J. Schaller.

Beachtenswert sind folgende Flugblätter:

What the Evangelical Lutheran Church Stands For. A Statement of Lutheran Principles By Theo. Graebner, Concordia Seminary, St. Louis. Concordia Publ. House, St. Louis. 10c a doz., 50c per 100.

Why the State Should Not Permit the Reading of the Bible for Religious Purposes in the Public Schools.

Verfaßt von Prof. C. Abbetmeyer im Auftrage des Schulkomitees des Minnesotadistrikts der Missourynode.)

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 12.

Juli 1915.

Nummer 3.

Gesetzlich Wesen unter uns. III.

Die bisherige Ausführung des zweiten Satzes dieser Abhandlung, da vom Bischen auf Rechtgläubigkeit und Heiligung die Rede war, hatte es mit der Neußerung des gesetzlichen Wesens im Empfinden, Denken und Reden einzelner Christen zu tun.

Wenn wir nun fragen, wie kommt das gesetzliche Wesen in einer rechtgläubigen Gemeinschaft, in der Kirche, auf, dann wäre die Vorstellung, daß zuerst die Lehrstreitigkeiten mit ihrer Neigung zum Intellektualismus und dann nachher als Gegensatz dazu der Pietismus mit seinem Dringen auf Heiligung das gesetzliche Wesen schaffen, und daß es nur so geschehe, nicht richtig. Wahr ist, daß gesetzliches Wesen in der Lehrauffassung der Kirche in der geschilderten historischen Folge auftritt und heraustritt, wie schon im XVI. und XVII. so auch im XIX. und XX. Jahrhundert. Aber es besteht gesetzliches Wesen nicht nur schon, ehe jene Richtungen sich ausbilden, sondern auch auf anderem Gebiet. Nicht nur bei der Orthodorie sondern auch beim Pietismus in der Lutherischen Kirche handelt es sich vorwiegend um Lehrauffassung, wie das ja überhaupt das Hervorstechende an Lutherischen Wesen gegenüber dem Calvinismus ist.

Aber es gibt schon gesetzliches Wesen in der Lutherischen Kirche, ehe sich der Intellektualismus im XVII. Jahrhundert breit machte, und zwar auf anderem Gebiete, nämlich dem der Verfassung. Ja, das ist eigentlich der Platz, wo neben der persönlichen Stellung des Einzelnen zu Gesetz und Evangelium im kleinen Leben der einzelnen Gemeinde das gesetzliche Wesen großgezogen wird. Aber dieser Teil des kirchlichen Lebens hat die Aufmerksamkeit der Lutherischen Kirche im Großen erst dadurch in Anspruch genommen, daß die Kirche aus Europa nach Amerika in ganz andere äußere Lebensbedingungen verpflanzt wurde, als sie bisher in Europa vorlagen. Dort ist alles öffentliche kirchliche Tun von Anfang an, und zwar z. T. auf Luthers

Einfluß hin, Beamtenarbeit gewesen, trotzdem Luthers innerstes Wesen und seine sonst klar vorgestellte Auffassung von Kirche und Amt dieser Weise eigentlich entgegenstand. Als Luther tot war, da hat das Beamtentum die Oberherrschaft bekommen, und das ist immer mehr bis in die neueste Zeit die Signatur deutschen Kirchenwesens geworden. Hier in Amerika wurde die Kirche in dieser Hinsicht vor ganz neue Aufgaben gestellt, nicht nur durch die englisch-amerikanische Auffassung von Regierungswesen, sondern besonders durch die Tatsache, daß der Staat sich nicht um die deutsch-lutherische Kirche kümmerte, wie das nicht nur bei den Sekten meistens sondern ganz besonders bei der schwedisch-lutherischen Kirche geschehen war. Nun galt es ein Neues schaffen.

Schon im XVIII. Jahrhundert, als Mühlenberg sein großes Organisationswerk ausführte, geschah dies in praktisch aufbauender Weise. Prinzipiell wurden die einschlägigen Gedanken noch nicht durchgearbeitet, weil dazu die klare lutherische Stellung nötig ist, die man von Mühlenberg bei dem vorherrschenden Einfluß des Pietismus nicht erwarten konnte. Das geschah erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Da sind es die Namen von Grabau, Walthers, Löhe und Höfling, denen man in den einschlägigen Diskussionen hauptsächlich begegnet. Da handelt es sich besonders um die Fragen von Kirche und Amt, und wie man sich in den neuen Verhältnissen des 19. Jahrhunderts und der neuen westlichen Heimat vornehmlich mit den Anschauungen der Väter des 17. Jahrhunderts auseinandersetzt. Später, als die Väter unserer hiesigen Kirche anfangen zur Ruhe zu gehen, beginnt die Periode der Geschäftsmethoden, die man meistens von den Sekten übernommen hat. Wir können auch von den Sekten etwas lernen. Es fragt sich nur, aus welchem Geist die Formen hervorgegangen sind, die wir von andern lernen wollen, und in welcher Geistesverfassung die Lernenden sind, die von Fremden neue Dinge aufnehmen.

Damit werden wir auf das praktische Gebiet des kirchenregimentlichen Lebens geführt, und es ist der Mühe wert, auch da die einzelnen Äußerungen gesellschaftlichen Wesens aufzuweisen. Es handelt sich da um das Zusammenleben der Christen in Gemeinden und Synoden, um das Verhalten von Amtspersonen und Gemeindegliedern, von Gemeinden und Synoden gegeneinander, um Verkehr mit Andersgläubigen und Verkehr mit der Welt.

Wir brauchen uns nicht dabei aufzuhalten, nachzuweisen, daß es der alte Adam ist, der auch hier das gesetzliche Wesen hervorbringt. Das wird sich immer von selbst ergeben, wenn wir sehen, wie er von den verschiedenen äußeren Verhältnissen des Lebens gerade so Anlaß und Gelegenheit nimmt, als er die den Christen verschieden eigene Art in Anspruch nahm, um gesetzliche Denkweise draus zu machen. Es hilft zum Verständnis, wenn hier gleich drauf aufmerksam gemacht wird, daß auch auf diesem Gebiet die schon oben beobachtete Art der Gesetztreiberei zur Geltung kommt, daß sie alles mechanisch, äußerlich, oberflächlich macht.

Wenn Christen zusammenkommen, um das zu tun, was unmittelbar aus dem Evangelium entspringt, nämlich von den großen Taten Gottes zu reden, dann ergeben die menschlichen Verhältnisse sofort gewisse Beschränkungen in Bezug auf Personen, Zeit, Ort und Handlungen, die zweierlei Charakter haben, amtlichen oder geschäftlichen. Man brauchte, soweit das Evangelium in Betracht kommt, gar keine Formen und Ordnungen über Wort und Sakrament hinaus. Das Wort, die Sprache, ist eine Form, in die das Evangelium gefaßt wird. Daß eine solche Form da ist, liegt in der Beschränkung des menschlichen Lebens, da man sich nur so Gedanken vermitteln kann. Welche Form aber gewählt wird, ist dem Evangelium gleichgültig, wenn nur die Wahrheit herauskommt. So sind auch die Sakramente bestimmte Formen der Vermittlung des Evangeliums, und man hat gern von ihnen aus dem Gedanken, daß der Herr im Neuen Testamente keine äußeren Formen für seine Kirche gesetzt habe, wie im Alten Testamente, Widerstand geleistet. Doch ist zu beachten, daß die Sakramente durch die solenne Einsetzung Christi aus der Reihe anderer Dinge herausgenommen sind. Sie sind außerdem in besonderem Maße darnach angetan, daß der Christ sich mit gläubiger Annahme dessen, was der Herr gegeben hat, begnügen wird, ohne daß er mit seinem menschlichen Verständnis in alles eindringen kann. Für irgendwelche andere Formen und Ordnungen liegen keine solche Einsetzungen vor; aus geschichtlichen Vorkommnissen und Beispielen im Leben der apostolischen Kirche göttliche Verordnungen ableiten zu wollen, ist nicht geraten; und für alle solche Fälle genügt des Apostels Wort, daß man sich in äußern Dingen kein Gewissen machen lassen soll.

Der Schluß also, weil Christus in den Sakramenten in gewissem

Sinne äußere Formen gegeben hat, darum ist es möglich oder wahrscheinlich, daß er noch andere Formen gegeben hat, ist theoretisch und historisch falsch; es müßten denn noch andere Sakramente zu nennen sein.

Eine weitere Art der äußeren Form, die das Evangelium an sich nicht braucht, die sich aber im Zusammenleben der Menschen herausbildet, ist die Verfassung, die Summe der äußeren Ordnungen. Das Bedürfnis für die äußeren Ordnungen liegt in dem organischen Charakter menschlicher Gemeinschaft, und die Ordnungen machen sich da durch den menschlichen Verkehr von selbst. Sie geben dem Geiste Ausdruck, der in der Gemeinschaft herrscht, und wo sie durch die Arbeit des Evangeliums im einzelnen Fall zu Stande kommen und soweit das der Fall ist, bekennet sich der heilige Geist, der im Evangelium wirksam ist, zu ihnen, wie die Apostelgeschichte fast in jedem Kapitel bezeugt. So können z. B. nicht alle zu gleicher Zeit oder mit demselben Erfolg reden. Deshalb übergibt die Gemeinschaft Einzelnen die besondere Aufgabe des Lehrens und Führens im Namen der Gemeinde. Man bestimmt für das gemeinsame Handeln Ort und Zeit und bestimmte Weisen, in welchen sich das gemeinsame Handeln vollzieht. In Zeiten der Gründung menschlicher Gemeinschaftsverhältnisse besorgen Einzelne diese Anordnungen. Das ist auch eine Weise oder Form des menschlichen Verkehrs, die in der Natur der Sache liegt, weil zunächst alles mehr oder weniger formlos geschieht, ohne daß sich aus diesem äußeren zum Autoritätsbegriffe konstruieren lassen.

Dieser Fehler der Beweisführung oder der Lehrentwicklung ist in der Betrachtung der vorliegenden Dinge immer wieder gemacht worden. In das vierte Gebot sind die Herren und, wie wir recht auslegen, auch die Lehrer und Diener der Kirche eingeschlossen. Daraus folgt aber doch nicht, daß geboten ist, daß wir partout in solche Verhältnisse eintreten, damit Ober- und Unterordnung zu Stande komme, noch viel weniger, daß eine bestimmte Form der Obrigkeit bezeichnet werden dürfte. Ja, nicht einmal das Verhältnis von Eltern und Kindern ist in dem Sinn g e b o t e n, daß es in Existenz treten soll. Sondern all diese Verhältnisse sind mit dem organischen Charakter der menschlichen Gesellschaft gegeben, und auf sie wendet Gott die ewigen Ideen seines heiligen Willens, der sich in dem einen Worte Liebe ausdrückt, an, wenn er in den zehn Geboten redet oder

wenn Paulus im Neuen Testamente vom Amte der Bischöfe oder auch anderer redet. Noch viel unrichtiger ist die Beweisführung aus den Bezeichnungen Hirt, Lehrer etc. schon im alten Testament, daß eine bestimmte Form der Vermittlung der Verheißung, die in der Oeffentlichkeit, in dem Auftrage einer Gemeinschaft an Einzelne ihr wesentliches Merkmal hat, von Gott befohlen sei, daß sie an sich eingerichtet werden müsse.

Es ist z. B. auch das Wählen durch Händeaufheben seitens der Gemeinde nicht eigentlich in der heiligen Schrift bezeugt, sondern wo das entsprechende griechische Wort vorkommt, heißt es richtig, wie Luther übersetzt, ganz allgemein verordnen, und dieses Verordnen ist von den Aposteln öfter und präciser ausgesagt als von den Gemeinden. Daraus folgt aber nicht, daß dieser Tatbestand uns zu römischen Amtsauffassungen führen müsse, sondern im Gegentheil, der Gedanke, daß alles dieses Gemeindeangelegenheit ist, liegt an sich im Evangelium, sobald sich um dasselbe eine Gemeinschaft sammelt. Das findet selbst bei jener Formlosigkeit, da, wie es scheint, die Apostel autokratisch gehandelt haben, genügend Ausdruck. So stellt die heilige Schrift die Gründung der apostolischen Kirche dar, und dieselben Dinge geschehen heute in den Anfangsverhältnissen immer wieder so und rufen da gar keine Bedenken hervor, eben weil sie in der Natur der Sache liegen. Es handelt sich dann um Verkündigung des Evangeliums, und niemand denkt an Autoritätsinteressen.

Diese gemeindebildende Tätigkeit dreht sich gleich um zwei Lebensgebiete, das gottesdienstliche, das es mit dem ordnungsmäßigen Umgehen mit Gottes Wort zu tun hat, und das des gemeinsamen Verkehrs, der in gegenseitiger leiblicher und geistlicher Hilfe, also in Liebe und Zucht, sich vollzieht. So gestaltet sich zunächst das Gemeindeleben. Durch die äußere Ausbreitung entsteht die Synode, wie wir hier sagen würden. Im Interesse beider, Gemeinden und Synoden, ergeben sich von vornherein zweierlei Arten von Ordnungen, amtliche und geschäftliche. Die Ordnungen, welche es mit dem Lehren und Regieren durch Gottes Wort zu tun haben, tragen autoritativen Charakter. Die andern, die es mit der äußeren Verwaltung von äußeren Mitteln, Geld und Gut, und mit der Beforgung von äußeren Dienstleistungen wie Krankenpflege zu tun haben, tragen mehr geschäftlichen Dienstcharakter. Das sind menschliche, an sich

gleichgiltige Formen, wie auch die Auffassung ihrer Bedeutung und Einschätzung rein menschlicher Art ist.

Das Evangelium macht keinen Unterschied, sondern gleicht Unterschied aus. Aber das Evangelium hebt auch den Unterschied, soweit er in der äußeren Form liegt, nicht auf. Das Evangelium kriegt es fertig zu lehren, zu regieren, zu dienen und rein äußerliche Dienstleistungen zu verrichten und dabei die äußeren Unterschiede bestehen zu lassen, während zugleich bis in das innerste Empfinden hinein das Bewußtsein klar bleibt, daß von Unterschieden gar nicht die Rede sein kann, weil es sich bei all diesen Dingen darum handelt, daß wir armen Sünder durch Christi Blut selig werden, daß sich alles um unsern Herrn Jesum, unsern Heiland, dreht. Diese Auffassung und Behandlung gibt allen menschlichen Verhältnissen erst ihren tiefen innerlichen gehaltvollen Charakter.

Das Fleisch aber mischt in diese Dinge den Charakter und die Auffassung, die in allem sündlichen menschlichen Wesen mit diesen Dingen gegeben sind, die Selbstsucht. Weil es sich um Ordnung handelt, ist sofort für das Fleisch der gesetzliche Charakter gegeben, der die Form, die äußere Form, das, daß es Ordnung ist, in den Vordergrund stellt. Dabei tritt der Inhalt, das Evangelium, um das es sich hier im einzelnen Fall handelt, zurück.

Dem Lehrenden ist das, daß er lehrt, das ihn von dem Hörenden unterscheidet, die äußere Form, wichtiger, als es bei dem großen Inhalt seiner Botschaft sein sollte. Es liegt darin, daß man einen Andern belehren kann, immer etwas Überraschendes. Unsere Pastorenarbeit hat vielfach den Charakter des Belehrenden. Dabei geschieht es gar zu leicht, daß man sich von den Lernenden zu hoch erheben läßt, daß man in dieser Oberstellung etwas Unangenehmes findet und schließlich von oben herab redet, auch dann, wenn man sich in protegierendem Tone „mit den Leuten gemein macht“. Dies wird dadurch verschlimmert, daß die meisten Leute das nicht nur sich gefallen lassen, sondern sogar anerkennen. Ein Mensch gilt gewöhnlich so viel, wie er aus sich selber macht. Das ist auch in der äußeren Kirche, auch bei uns, so.

Welch eine Gefahr für den Prediger und seine Arbeit! Zunächst wie unverständlich! Wie widersteht diese Weise so ganz und gar dem, was das Predigersein dem Wesen nach ist. Predigersein ist nicht Schulmeisterei sondern Botschafter — Heroldswerk. Wenn ich je-

mand eine frohe Botschaft bringe, das hat auch etwas Erhebendes, aber nicht das der Selbstsucht, der Überhebung, sondern das der Freude, der Teilnahme, der Demut, daß man solche Botschaft bringen darf. Aus dieser Darstellung ist ersichtlich, wie die schiefe Auffassung mit dem früher geschilderten Intellektualismus zusammenhängt.

Ferner wie unfein! Was gibt es Eitelhasterees als die gemachte priesterliche Salbung, einerlei, ob sie hochfahrend oder protegierend oder herablassend tut. Das ist neben der Bauchsorge dasjenige, was aus dem Pfarrer den Pfaffen macht. Wie kann es nur jemand fertig bringen, da, wo von dem Tode und der Herrlichkeit unsers Herrn Jesu die Rede ist, seine eigene kleine Person mit in den Vordergrund zu bringen, und wenn es auch nur durch äußeres Gebahren geschieht!

Endlich wie schädlich! Die bezeichnete Art hindert, daß wir mit unserer Predigt das zustande bringen, wozu wir da sind, daß sich nämlich die Freiheit der Kinder Gottes auch im äußern Leben geltend macht. Diese Amtsmanieren erzeugen oder befördern nicht nur allerlei häßliche Manieren bei unserm Volk wie z. B. Arieckerei, Streberei, Parteiung, sondern was wichtiger ist, daß unsere Leute nicht in die Schrift hinein getrieben werden. Was zumteil durch die oben beschriebene Lehrbehandlung geschah, wird durch die hier in Betracht kommende Amtsmiene noch befördert, daß unsere Leute den Pastoren das Bibelstudium überlassen. Eine Nebenbemerkung: Man hat beobachtet, daß bei den Sekten die Bibel mehr in den Händen des Volkes ist und daß dieses von seinem Standpunkt aus besser damit umgehen kann, als bei den Lutheranern. Soweit meine Kenntnis reicht, ist die Beobachtung zutreffend, wenngleich es fraglich bleibt, in welchem Maße. Es gibt für diese Tatsache auch mancherlei Ursachen, die in einer ganz anderen Gesetzmäßigkeit bei den Sekten liegen. Der Calvinismus hat wirklich aus der Bibel einen „papierenen Papst“ gemacht, nicht Luther. Das geht sehr fein damit in Verbindung, daß man in der Auslegung alle Schranken der Lehrzucht niedrigerissen hat. So hebt sich dieser Vorzug des Sektentums also zum Teil wieder auf. Bei uns Lutheranern dagegen erklärt sich der Mangel des Gebrauchs der Bibel zum Teil auch ohne die oben bezeichneten bösen Einflüsse. Wir haben Katechismus und Gesangbuch. Die sind bedeutender und spielen im Volksleben eine bedeutendere Rolle als irgend etwas, das in andern Kirchengemeinschaften an ihre Seite gestellt werden kann. Dahinein spielt auch das Kirchenlied.

Durch ihre Gesetzmäßigkeit ist den Sekten z. B. das große Kirchenlied, das aus der Tiefe christlichen Volkslebens in seiner besten Zeit hervorging; verfallen. Deshalb steht ihnen äußerlich die Bibel höher als unserm Volk. Aber was bei uns ein Vorzug sein sollte, ist zum Schaden geworden, eben weil wir uns wieder zu wenig um unser Kirchenlied bekümmert haben. Alles konzentrierte sich auf Predigt und Katechismus und ließ die andern Teile unseres Gottesdienstes aus dem Verständnis des Volkes schwinden.

Ein rechtes eingehendes Verständnis unseres Katechismus, nicht aus dem Parteinteresse heraus, und des Gemeindeliedes, unserm Volke durch stetige sorgfältige Behandlung derselben vermittelt, müßte unsere Leute auch in die Bibel treiben. Da hat's gefehlt. Aber wenn das auch in Ordnung wäre und dabei die übel angebrachte Priesterlichkeit statt behielte, dann wären wir immer noch nicht weiter. Ein rechter Umgang mit der Schrift, mit dem Katechismus und mit dem Gemeindelied erfordert freie im Evangelium gefestigte selbstständige Leute. Das verträgt sich aber nicht damit, daß wir über das Volk herrschen, wenn auch nur dem Scheine nach.

Ein zweites Stück, bei dem unrichtige Anschauungen dem Gesetze Raum geben wollen, ist das **R e g i e r e n**.

Dem Regierer ist das die Hauptfache, daß er regiert, statt daß ihm der Bau des Reiches Gottes im Vordergrunde stände. In der ganzen Welt wird das Regieren höher eingeschätzt als das Lehren, während der Apostel Paulus die Sache umgekehrt ansieht. 1. Tim. 5, 17 heißt es, die Ältesten, die wohl vorstehen, halte man zweifacher Ehre wert, sonderlich die da arbeiten im Wort und in der Lehre, denn . . . ein Arbeiter ist seines Lohnes wert. Drei Dinge sind darin ausgesagt, die in unseren gewohnten Amtsanschauungen neu erscheinen. 1. Der oberste äußere Leiter einer Gemeinde oder einer Synode braucht nicht ein Pastor zu sein, dem die Predigtarbeit als Hauptfache aufgetragen ist. Es kann z. B. ein Geschäftsmann oder Handwerker sein, wenn er nur die Qualifikationen hat, die Paulus sonst in den bekannten Stellen vom Bischof verlangt. Und wenn da von der Lehrhaftigkeit die Rede ist, dann meint der Apostel wieder nicht eine wissenschaftlich theologische Bildung sondern eine praktische Gabe, die sich freilich auf tiefe evangelische Erkenntnis gründet. Solche Leute werden in der Schrift Regierer genannt. Ihre Aufgabe hat im Unterschied von der des Wortes und der Lehre etwas mehr

Außerliches. Es ist die äußere Leitung und Sorge für Ordnung im gemeinsamen Tun der Gemeinde, worin z. B. dort in den einfachen Verhältnissen Seelsorge mit eingeschlossen ist. Aus Pauli Anweisung geht sonst hervor, daß das eigentliche Mittel der Regierung das Wort Gottes ist.

Das Zweite in der angeführten Stelle ist, daß Paulus die Arbeit im Wort und in der Lehre über die obige Regiertätigkeit stellt. Daß man die besondere Aufgabe hat, sich speziell mit dem Studium der Schrift zu befassen, in die Schrift geistig einzudringen, die Lehren herauszustellen, und so, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, geistige geistliche Werte zu schaffen, mit denen der Regierer dann umgehen kann, um seine Arbeit zu tun, das ist das Höhere. Warum? Weil so das Wort Gottes, das Evangelium, herausgestellt wird. Das Evangelium ist die eigentliche Sache, auf die es ankommt, nicht die äußeren Unterschiede zwischen Regierer und Prediger. Das sagt Paulus nicht in der angeführten Stelle, sondern das erhellt aus dem, was die Schrift sonst immer wieder über das Evangelium sagt.

Weshalb Paulus in dieser Stelle aber den Unterschied zwischen Regierer und Prediger macht, das ist das dritte Moment, auf das ich aufmerksam machen möchte. Es zeigt, daß die Verhältnisse in Welt und Kirche damals gerade so waren wie heute, daß nämlich die mehr geistige Kraft und Tätigkeit geringer eingeschätzt wurde als das mehr äußere praktische Tun. Das geschah bis zu dem Maß, daß die Prediger oft nicht entsprechend mit leiblichen Dingen versorgt wurden. Der Regierer konnte wohl Geschäftsmann sein, nur sollte er nicht unehrliche Handtierung treiben. Der Prediger hatte dazu keine Zeit um des Studiums willen. Aber gerade wie heute; wer äußerlich durch Regieren mehr hervortritt, und wer das größere Einkommen hat, gilt vielfach am meisten.

Was nun in der alten Kirche so wurde, das sind alles nicht Dinge, die per Anordnung Gottes entstanden, sondern die sich naturgemäß aus den Verhältnissen entwickelten. Auf die wendet Paulus den Maßstab des Willens Gottes, wie er im eingeschriebenen und offenbarten Gesetz Gottes vorlag, in evangelischer Ermahnung an.

In der Welt hat die angeführte falsche Anschauungsweise halbwegs Sinn, denn da ist schließlich alles auf Gewalt gestellt. In der Kirche ist das unsinnig, denn da ist alles auf das Evangelium gestellt, das durch Verkündigung, durch geistige Tätigkeit, in die Welt tritt.

Und doch ist es in der äußeren Kirche vielfach genau so wie in der Welt. In den Gemeinden hält man den Pastor für den Regenten. D e s h a l b wird ihm die höhere Ehre in dem Verkehr der Leute zu teil z. B. über den Schulmeister hinaus. Auch im größern Kreis, in der Synode, wenn da jemand ein Amt hat, das mit der äußeren Ordnung zu tun hat, und wenn es auch nur gilt Stimmzettel auszuteilen, so erhebt ihn das sofort über seinen Mitmenschen.

Diese falsche Anschauung äußert sich bei den Beamten in lauter Vielgeschäftigkeit, und deren Geheimnis ist Herrschen und gnädiger Herr heißen, d. h. etwas m a c h e n und dabei sich durchsetzen und die menschlichen Triebe der Andern dazu gebrauchen. Befehlen, anordnen, manipulieren sind die Mittel. Das ist äußerlich erfolgreich, und zwar nicht nur bei den Polen, sondern auch bei den Pommeren oder irgend welchen andern deutschen Stämmen, die mehr als andere mit Unzugänglichkeit oder dergleichen begabt sind. Ja, auch bei den Engländern und den Yankee's. Die wenigsten Menschen und Christen merken, wie sie von andern Menschen regiert werden. Und da meine ich das falsche Regieren.

Wenn z. B. ein Regierer, sei es Pastor, Vorsteher, Präses oder Visitator, die äußere Überlegenheit, die er durch die Natur seiner Stellung oder Tätigkeit über die Masse der Versammlung hat, in guter Absicht dazu gebraucht, seine Meinung oder seinen Willen mit äußeren Mitteln durchzusetzen, sei es, daß er das Untertänigkeitsgefühl der Leute durch kräftiges Einsetzen seiner Person mit lauter Stimme für sich einnimmt oder das Selbstinteresse mit liebenswürdiger Überredung ausnützt, oder daß er mit parlamentarischen Regeln oder mit der Auswahl von Komiteen oder mit amtlichen Erlassen und dergleichen operiert, so gehört das unter die Rubrik des falschen Regierens, selbst dann, wenn die Meinung oder der Wille etwas Rechtes als Objekt hat.

Selbst beim Herzubringen der Leute zur Gemeinde oder daß man sie bei der Gemeinde hält, spielt die Person dessen, der da in Betracht kommt, des Pastors oder des S u n d a y s c h o o l s u p e r i n t e n d s e t c., eine größere Rolle, als der Stellung des Evangeliums entspricht, nicht nur in dem Tun der Betreffenden sondern auch in der Einschätzung, die solches Tun bei Lehrern und Hörern gemeiniglich erfährt. Ich muß etwas weiter ausholen, um klar zu machen, was ich meine.

Gott hat den Menschen als Persönlichkeit geschaffen. Als solche ist er ein in sich abgeschlossenes, von einer andern Persönlichkeit abgeschlossenes, Wesen. Insofern ist er für den Andern heilig, d. h. es gehört sich nicht, daß der Andere sich ihm mit seiner Persönlichkeit aufdrängt, selbst nicht zu dem Zweck, ihn zu befehren. Ich will nicht einmal mein eigenes Kind in seinen feinsten Seelenregungen anders bestimmen, als daß das Evangelium durch freie innere Überzeugung es gewinnt. Nicht ich will in meinem Kinde der bestimmende Faktor sein, sondern das Evangelium soll aus ihm einen freien selbständigen Menschen machen. Deshalb bleibt selbst zwischen Eltern und Kindern ein Gebiet der Persönlichkeit da, in welches der Andere sich nicht einzudrängen hat, weder durch Ausforschen noch durch sonstiges Bearbeiten mittels der elterlichen Persönlichkeit. Das Aufdrängen der eignen Persönlichkeit hat nur in der äußeren Zucht statt. Wieviel weniger paßt sich das, wo Menschen es mit einander zu tun haben, die sich ferner stehen. Diese Gedanken stehen nicht mit eben soviel Worten in der Schrift, aber sie sind durch die ganze Anlage des Wirkens Gottes mit Gesetz und Evangelium gegeben. Im Gesetz Gottes drängt sich Gott, daß ich so sage, auf und vernichtet das sündlicher Menschen Wesen. Im Evangelium überwindet er mit Liebe, nicht dadurch, daß er uns die Liebe aufdrängt, sondern daß er sich in seinem Sohne selbst drangibt und durch die Botschaft davon eine neue freie Persönlichkeit schafft in Glaube und Liebe. Das deutet an, wie wir Menschen in derselben Frage zu einander stehen.

Der Impuls, der den Apostel an seine Hörer heran bringt, ist die Dankbarkeit gegen Gott und die Liebe zum Miterlösten. Aber bei dieser Liebe tritt er ganz zurück. Er kommt garnicht in Betracht, sondern durch die Barmherzigkeit Gottes und mit derselben tritt er an die Hörer heran. Das einzige Bestimmende, das er an sie heran bringt, ist die Gnade in Christo Jesu. Es gibt auch bei Paulus ein persönliches Werben, Gal. 4, 12—20. Aber da sind die persönlichen Interessen ausdrücklich abgewiesen. Der ganze Absatz soll den Galatern die Erinnerung an ihre eigene geistliche Erfahrung erzeugen und den Gedanken fern halten, als meine Paulus mit seiner vorigen Schärfe es nicht gut mit ihnen. Sein einzig Mittel ist Christus mit seiner Gnade und sein Ziel, daß dieser Christus Gestalt in ihnen gewinne. Darf ich auf die ausführliche Darstellung dieser Gedanken in meiner Auslegung des Galaterbriefes verweisen?

Diesem steht entgegen irgend welches aufdringliches oder gar gemachtes Wesen der Prediger, das dazu dienen soll, die Menschen zu gewinnen. Darin gibt es unzählige Abstufungen vom Rollen oder Vibrieren der Stimme, wie die Sänger es z. B. abgeschmackter Weise machen, dem Augenverdrehen, den interessanten oder pikanten Wendungen oder Andeutungen in der Rede, dem Gebrauch von Slang oder sonstigen Vulgaritäten, den auffälligen Gesten bis zu den Grimassen, die man Billy Sunday und ähnlichen Leuten nachsagt. Dazu gehört auch, daß man im persönlichen Verkehr den Menschen, z. B. auch den Frauen, zu nahe auf den Leib rückt. Ich weiß wohl, daß ein Unterschied im Temperament vorliegt. Zumteil gehört das in Gottes Schöpfung, zumteil ist das aber auch verderbliches Erbeil oder anerworbene Manier. Ich will jetzt keine äußeren Vorschriften machen, weil die Grenze zwischen echtem und unechtem Wesen sich für den Andern mit Regeln schwer feststellen läßt. Man käme zu leicht wieder in geselliges Wesen hinein. Diese Gedanken sind nur als Maßstab aufgezeichnet, daß der Leser sich selbst mit Kritik prüfe.

Und was den Erfolg betrifft, der in den meisten Fällen die Triebfeder bildet? Ich habe in alter und neuer Zeit viele Männer gekannt, die von diesen „erfolgreichen“ Manieren nichts hatten und deshalb stark im Hintergrund blieben. Aber sie hatten das Evangelium verstanden und hatten ihre Leute lieb. Und da haben sie Gottes Wort schlicht objektiv bezeugt. Und viel Anderes haben sie überhaupt nicht getan. Was das gewirkt hat zum Heil der Hörer, das haben diese ihnen oft nicht nachgerechnet, besonders nicht, so lange die Prediger bei ihnen waren. Und doch hätte ein feiner Beobachter es bemerken können. So bleibt manch wahrhaft tüchtiger Mann im Hintergrund, während die Welt und auch die Kirche nach Drynsterns Bemerkung mit viel Unverstand etc. regiert wird, des sie sich dann noch rühmen, weil sie es nicht durchschauen. Auf der andern Seite ist es ein großer Irrtum, wenn man gerade den einfachen Leuten durchweg zutraut, daß die auf solche Geschichten wie oben angedeutet hereinfallen.

Hierher gehört auch, was man hierzulande „Mizen“ nennt. Man sagt als Lob eines Pastors „er ist ein feiner Mizer“. Der Ausdruck ist von dem kalvinischen Sektentum gemünzt, da man mit gesellschaftlichen Bestrebungen dem Evangelium zur Hilfe kommen will. Ich weiß wohl, daß man den Ausdruck in gutem Sinne ge-

brauchen kann, und ebenso, daß Scheu und zurückhaltendes Wesen der Wirksamkeit eines Predigers nicht nur hinderlich sein sondern auch dem alten Adam Raum geben kann. Aber meine Meinung ist, daß die Mißerei das letztere mehr in positiver Weise tut als die Zurückhaltung. Jedenfalls ist jedem Prediger ein gut Stück Selbstkritik in diesen Dingen zu wünschen. Je tiefer man in das Evangelium eintaucht, desto mehr wird jeder für sich hierin den rechten Weg finden.

Das wirkliche Regieren in der Kirche geschieht so, daß der heilige Geist durch das Evangelium geistliche Werte schafft, die sich dann im Zusammenleben der Christen auswirken, zunächst im kleinen alltäglichen Detail, und da mit sorgfältiger Treue. Die großen Aktionen, auf die auch im kirchlichen Leben von den Meisten am meisten gegeben wird, sind auch unter des heiligen Geistes Direktion. Aber auch da ist es die Treue im Kleinen, deren Summe ein Großes macht, die nicht laut und auf die Aufmerksamkeit der Masse berechnet ist, sondern im Stillen vor Gott ihre Pflicht tut, die mit zum Regieren der Kirche beiträgt. Sonst sind die großen Aktionen, die die Welt auf das Evangelium aufmerksam machen sollen, gleichviel von welcher Art, meistens menschliche Mache und insofern eitel wie z. B. aufdringliche Zeitungsannonzen und marktschreierische Aufsätze oder außerhalb des gewöhnlichen Kirchenlebens liegende oft nur der Auffälligkeit wegen arrangierte nicht durch große Anlässe sich von selbst ergebende sondern fast immer mit allerlei Nebenzwecken verbundene Massenversammlungen u. dergl.

Worauf es nun aber bei dieser Auseinandersetzung im großen Zusammenhang ankommt, ist das, daß die gerügten Dinge Auswüchse gesetzlichen Wesens sind. Sie sind alle darauf angelegt, daß nicht die freie Gnade Gottes, die durch die Predigt des Evangeliums ganz allein bezeugt wird, ein neues Wesen schaffe, sondern daß der Mensch mit seiner Mache nach der unsaubern *do ut des* Regel etwas zu stande bringe, was natürlich dann äußerlich, mechanisch, unecht, unwahr und oberflächlich wird und nicht gegen Sünde und Teufel und im Gericht Stich hält.

Wir kommen zu den geschäftlichen Dingen. Die Verhältnisse auf Erden bedingen es mit der Zeit, daß man den Predigern des Evangeliums Gehälter gibt, daß man Kirchen, Schulen, Pfarrhäuser, Lehrerwohnungen baut, daß man höhere Schulen errichtet und Zeit-

schriften und Bücher herausgibt. Zu all diesem ist zunächst Geld nötig. Die letzteren Dinge bringen auch Geld. Dazu kommt das Missionswesen, das wir in äußere und innere Mission teilen, wobei von der letzteren im Unterschied von der ersteren mit der Zeit auch Geld erwartet wird. Zu all diesem Geld braucht man Personen, die es verwalten, und Ordnungen, nach denen die Verwaltung geschieht.

Das gesetzliche Wesen tritt hier etwas anders auf als bei dem vorhin behandelten lehrhaften Amtswesen. Während dort das selbstzentrierte Empfinden mehr in dem Reichen auf Autorität sich äußert, liegt hier die Verdienstlichkeit der Werke einerseits und die Beobachtung der geschäftlichen Ordnung andererseits im Vordergrund. Freilich machen sich hier auch Autoritätsgelüste geltend. Das ist aber eigentlich nur dann der Fall, wenn diese Beamten zugleich Pastoren sind; und man darf die Neigung dann auf die pfarramtlichen Gewohnheiten zurückführen. Wir haben es hier also nur mit den beiden neuen Erscheinungen zu tun. Beide laufen ineinander, hauptsächlich bei der Weise, wie man Geld durch Kollekten aufbringt, freilich auch bei der Weise, wie man Geld als Liebesgabe ausgibt und endlich, wie man dies geschäftliche Wesen gegenüber der Lehraufgabe der Kirche überhaupt einschätzt.

Wir brauchen hier nicht von dem rechten Motiv des Gebens zu reden. Das gehört in die obige Behandlung von Lehrauffassung. Hier handelt es sich mehr um die Weise, wie man bei Behandlung der Leute mit diesem Motiv umgeht. Da muß zunächst festgestellt werden, daß es mit einer rechten Lehرداریstellung nicht getan ist. Es kann sich eine falsche Praxis ungemein leicht damit verbinden, und zwar kann man einem, der diese zwei Dinge nebeneinander betreibt, noch nicht einmal klar machen, daß das nicht geht. Mit einem Worte, man kann nicht Regeln für evangelisches Geldkollektieren aufstellen, sondern man muß einen evangelischen Mann haben, der in bezug auf seine Stellung zum Mammon vor andern sich auszeichnet. Wer selber geizig ist, wer selber auf's Geld sieht, wer nicht aus Erfahrung weiß, wie fröhliches Geben tut, wird niemals einen andern zu fröhlichem Geben bringen, denn wie gesagt, mit Redensarten ist dies Werk nicht abgemacht. Darum ist es nicht eine durchaus zuverlässige Maßregel, in großen Körperschaften einen einzelnen Mann mit dem

Kollektieren zu betrauen, statt den Pastoren oder vielmehr den Gemeinden dies zu überlassen.

Einmal geben die Pastoren ein schönes Stück ihres hohen Amtes, daß sie nämlich durch das Evangelium diesen wichtigen Teil des Christenlebens in stetigem Kontakt mit ihrem Volke fördern, aus der Hand. Es sollte ihnen an ihrem Amte zu viel liegen, als daß sie es sich so verkrüppeln lassen. Damit, daß sie sagen, sie können das Werk nicht besorgen, bekunden sie, daß sie eine gesetzliche Auffassung davon haben, oder daß sie träge sind. Gewiß, mit Drohung oder Aufdringlichkeit und Schmuserei den Leuten das Geld aus der Tasche holen, ist unangenehm. Wenn einer das nicht tun mag, ist ganz recht. Aber das ist auch nicht Geldkollektieren im Sinne der Schrift. Dagegen an diesem sollte ein Prediger seine helle Freude haben, denn das steht in unmittelbarer Verbindung mit seiner Evangeliums- predigt. Und wenn von Synodalwegen mit dem obigen Argument von der Unfähigkeit vieler Pastoren operiert wird, dann zeigt sich, daß nicht der geistliche Aufbau der Gemeinden, sondern vielmehr die Größe der herauszuschlagenden Geldsumme das Ausschlaggebende ist. Dagegen kann ein einzelner Kollektor eine ganze Synode verfeuchen, und zwar hebt das dann zuerst bei den Pastoren an. Man muß sich freilich hierbei gegenwärtig halten, daß, wenn Gott hier in einem Manne eine besondere Gabe gibt, daß dann die Kirche sich auch derselben bedienen kann.

Eine weitere Frage ist die von der Ordnung, in welcher man diesen Teil kirchlichen Lebens führt. Wann, wieviel, wozu soll man geben? Überall wird die evangelische Unbefangenheit durch den alten Adam gestört. Zunächst steht es schon in Frage, ob nicht überhaupt jede Ordnung gesetzlich sei. Man solle das Geben in jedes Christen Belieben stellen, es müsse aus freier Liebe kommen. Da bringt man Ordnung und freie Liebe in einen Gegensatz, in dem sie nicht stehen. Die Ordnung ist nicht um des Gesetzes willen da, sondern wird erst zum Gesetz durch die Gesinnung, mit der sie gehandhabt wird. Die Ordnung steht im Dienst der organischen Gemeinschaft, hier also im Dienst der Gebenden, um ihnen zu helfen, daß das, was die freie Liebe tun will, nicht verzettelt werde. Je größer die Gemeinschaft, desto mehr das Bedürfnis für Ordnungen, desto mehr Gelegenheit freilich auch für den alten Adam; ein Grund, nebenbei gesagt, weshalb man nicht so hinter der Größe der Gemeinden und

Synoden her sein sollte. Wo also darauf gepocht wird, daß keine Ordnung sein dürfe, da ist ein gesetzlicher Sinn stark ausgeprägt, nicht nur daß er die Freiheit, Ordnung zu machen, stört, sondern vor allem, daß er sich seiner freien Liebe rühmt.

Auf der andern Seite freilich dient dem alten Adam die Ordnung, wo sie besteht, sofort dazu, daß er sie zur Hauptsache macht. Man redet hauptsächlich von der Ordnung, so daß nicht nur der Eindruck erzeugt wird, daß das die Hauptsache sei, sondern diese Weise zeigt, daß das Geistesleben, aus dem diese Rede kommt, wirklich in der Weise falsch eingestimmt ist. Die Ordnung soll dann gelten, weil sie Ordnung ist. Da muß Gesetz draus werden. Wo Gewalt regiert, ist die Weise natürlich. Aber selbst da gibt es verständige Leute, die den gesetzlichen Charakter der Ordnung im Hintergrund halten, weil sie etwas Höheres als bloß Ordnung zuwege bringen wollen. Warum kann denn in der christlichen Gemeinde nicht ein evangelisch freier Mann so wirken, daß die Brüder aus freiem Sinn, aus Liebe, sich bereitwillig in jede gute Ordnung fügen, als ob gar keine Ordnung da sei? Freilich, wenn ich meine Gemeindeglieder immer als ein widerspenstiges Volk ansehe, oder als unmlündige Kinder, über denen der Pastor als ein höheres Wesen waltet, dann kann nichts Verständiges zu stande kommen. Der Pastor gehört in die Gemeinde mitten unter die Leute, nicht als ein Mensch mit den ordinären Trieben unter Gleichgesinnten, der dann mit Migen und Figen oder auch Kommandieren allerlei Außerliches macht, sondern als ein evangelischer Christ unter evangelischen Christen, der mit wirklichem Regieren hohe Dinge durch das Evangelium s a f f t, nämlich nicht bloß Geldsummen sondern geistliche Gaben des heiligen Geistes. Dazu gehört ein frischer froher Muth der kann auch andere fröhlich machen.

Wozu soll man geben? Diese Frage erscheint durchaus überflüssig. Denn wenn es auch einzelne konkrete Dinge sind, für die in jedem einzelnen Falle die Gaben erbeten werden, so ist doch immer vorausgesetzt, daß es für das Reich Gottes geht. Ein klein wenig Nachdenken legt auch das klar, daß man unter Reich Gottes dann nicht den jeweiligen äußeren Haufen, zu dem der Geber gehört, meint. Hier kann aber die Diskussion sogleich einsetzen. So selbstverständlich die eben geschehene Abweisung ist, so wenig wird doch allgemein mit ihr Ernst gemacht. Jeder Christ hat nicht nur ein Stück dieses

stark ordinären Selbstinteresses sondern besonders die, die Leiter und Lehrer sein sollen. Und wenn's da herauskommt, dann macht es um so übleren Eindruck. Wenn bei uns Gelder für die innere Mission in Anspruch genommen werden, da kommt die Begründung oft ganz naiv heraus, wir müssen den Councilleuten, oder Iowa, oder Ohio, oder auch wohl Missouri zuvorkommen. (Ich rede jetzt zu Wisconsinern. Die andern kenne ich auch.) Ich weiß sehr wohl, daß die Rede dann nicht ganz so gemeint ist, wie sie lautet. Zu gleicher Zeit ist aber die Rede ein Beweis dafür, daß der falsche Sinn des Wortlauts in etwas vorliegt, und alles Zeugnen ändert daran nichts. Oder wenn bei dem Gründen und Erhalten von Missionsgemeinden das Geld, das meistens von den weniger bemittelten Gemeindegliedern kommt, hingegeben wird, um ein paar Dickköpfen zu willen zu sein, die sich von einer andern Gemeinde getrennt haben, jetzt aber nicht im Stande sind, selbst einen Pastor zu unterhalten, oder reichen Leuten, die das sehr wohl könnten. Die Dickköpfigkeit und den Geiz will keiner fördern, aber es kommen dann entweder Nebeninteressen wie oben in's Spiel, oder — und das ist hier die Sache — es wird denen, die zu handeln haben, schwer zu erkennen, daß gerade das *E v a n g e l i u m* solche Unterstützung nicht macht. Oder wenn bei dem Aufbau unserer Anstalten für äußere Größe und Ansehen gesorgt wird, ohne daß man sich viel um die eigentliche innere Arbeit, um die es sich doch immer handeln sollte, kümmert. Die äußern Angelegenheiten müssen auch besorgt werden und sind bei uns noch in keinem Fall so weit, wie sie als bei Erziehungsanstalten sein sollten. Doch die eigentliche Aufgabe, der Dienst am Evangelium, sollte voran stehen. Aber trotz gegenteiliger Versicherung, privatim und offiziell, steht es damit doch nicht so, wie es sein sollte.

In all diesen Fällen handelt es sich darum, daß das Evangelium nicht im Centrum steht. Entweder stehen bewußterweise andere Interessen, die dem Evangelium widersprechen, mehr oder weniger vorne an, wie Neid und Parteilucht, oder Ehr und Großmannsjucht, oder man tut die Dinge gedankenlos mechanisch, ohne überhaupt sich etwas dabei zu denken. In jedem Falle ist das Evangelium nicht die große bewegende Triebfeder, die an sich ein großes herrliches Gut ist und dazu auch schöne Früchte zeitigt, nicht nur soweit das Resultat groß und schön ist sondern auch die Weise, wie man dazu kommt. Diese anderen Methoden sind nicht nur selber gesetzlicher Natur nach ihrem

Ursprung, sondern sie werden auch die oben schon verurteilten Weisen im ganzen kirchlichen Leben in ihrem Gefolge mit sich führen und dann am Ende Resultate erzeugen, die nichts taugen, mechanisches, oberflächliches, äußerliches, unechtes Wesen wie je diese Attribute im einzelnen Fall passen.

Es war oben die Rede von Geschäftsmethoden, die wir von den Sekten überkommen haben. Ordnung war schon in der Apostelkirche, wie man aus der Schrift weiß, auch im Geldkollektieren. Das haben wir also nicht erst vom Calvinismus gelernt. Aber wir haben manche vereinzelte Weise der Anwendung von ihm überkommen. Das war auch natürlich, denn weil das Interesse des Verfassungs- und Geschäftslebens bei den Sekten überwiegt, so haben sie manche Geschäftsmethoden ausgebildet, die an sich schöne wertvolle äußere Ordnungen sind, gegen die wir uns früher oft aus einem falschen Verstand dessen, was dem Evangelio entspreche, wehrten. Wer jene Motive jetzt wieder in seine Erinnerung zurückrufen kann, wird finden, daß entweder die Motive gesetzlicher Natur waren, oder man hatte die neuen Weisen in ihrer Art und Wirksamkeit nicht verstanden.

Es gab aber auch Methoden, die wirklich verwerflich waren. Das sind die, da man Vergnügen, Geschäftsinteressen und dergleichen ausnützte, um Geld zu machen. Die Geldmacherei stand frech voran. Man zog die Welt herbei und bettelte sie an. Man machte sogar gemeinsame Sache mit ihnen, nach den gewöhnlichsten Methoden des Geschäfts und der Politik. Das sind die Bierpicnicks, Fairs, Bafars, Socials und Entertainments. Die Namen genügen nicht, um das Verwerfliche zu kennzeichnen, das damit verbunden war, man muß diese Methoden selber in Wirksamkeit gesehen haben, doch auch da mit Unterschied. Wenn man die einzelnen Dinge nennt, die von den Gegnern als verwerflich bezeichnet wurden, dann hat man wieder nicht ein vollkommenes Urteil. Da waren z. B. Verloofungen, Glücksrad und Glücksfaß, die in den Angriffsreden eine große Rolle spielten. Es wurden sogar die Gesetze des Staates ins Feld geführt, weil man meinte, daß sie verletzt wurden. Auf dieser Seite war neben dem Ernst, der das z. T. liederliche Treiben verurteilte, doch auch viel gesetzlich Wesen, das nicht gleich äußere Form von dem Sinn und Geist, in welchem die Sachen getrieben wurden, trennen konnte. Daher kommt es, daß heute manche von den Dingen ungeniert weiter geführt werden, und zwar von Leuten, die ihren Ruf in Bezug auf

christliche Zucht nicht erst feststellen brauchen. Damit ist aber dennoch nicht entschieden, daß nun all die Dinge, wie sie heute unter uns ihren Platz gefunden haben, gerechtfertigt sind. Wo sie wirklich harmlose Vergnügungen sind, besonders in den Städten, die wirklich dazu dienen, unserm Volk, und vor allen Dingen der Jugend Ausspannung zu gewähren, wo die dabei vorkommenden Geldgeschäfte nur dazu dienen, die eben durch die Veranstaltungen entstehenden Kosten in einer bequemen Weise zu decken, ohne den *s c h m u t z i g e n g e l d m a c h e r i s c h e n* Beisatz — selbst die Verbindung von Vergnügen und Geldaufbringen kann man nicht ohne weiteres verdammen —, wo man nicht bettelhaft der außenstehenden Welt nachläuft und vor allen Dingen, wo man nicht bei den Bestrebungen der Kirche aufzuhelfen einfach das Evangelium ausschaltet, da muß man wenigstens vorsichtig sein in der Beurteilung dieser Dinge. Doch das bleibt auch heute noch wahr, daß sie an sich und durch die Art, wie sie besonders bei der Größe der Veranstaltungen und bei der Schablone, in die schließlich alles immer versinkt, nicht gerade besonders dazu dienen, den Sinn für das Evangelium zu fördern. Und insofern gehören sie in diese Abhandlung vom gesetzlichen Wesen. Sie sind bei der Beurteilung unseres Kirchenwesens im Großen auch Symptome davon, daß es an dem frischen unmittelbaren Leben im Evangelium fehlt, daß man dem nicht zutraut, daß es eine Gotteskraft ist zur Rettung, nicht nur dermaleinst aus dem äußeren Leben dieses Planeten in den Himmel, den Gott nach der Zerstörung der Dinge der Jetztzeit schaffen wird, sondern auch jetzt schon aus der gegenwärtigen *a r g e n* Welt, aus der ordinären Art der Sünde, mit der alle Dinge angefaßt und gehandelt werden; mit einem Wort, daß man dem Evangelium bei aller gegenteiligen dogmatisch richtigen Versicherung doch eigentlich nicht zutraut, daß es ganz allein ausreicht, alles zu schaffen, was zur Förderung der Kirche nicht nur nötig sondern auch überhaupt dienlich ist.

Es erübrigt noch, ein Wort zu sagen in Bezug auf den Verkehr mit Andersgläubigen und mit der Welt. Was die ersteren betrifft, ist es natürlich, daß die Sekten und Rom uns so fern stehen, daß meist nur negativweise von uns gesündigt wurde. Dagegen herrscht in Bezug auf Lutheraner, die immer noch nicht den Weg zu gemeinsamem Lehren und Tun mit uns finden konnten, trotzdem der Einfluß von dem entschiedenen Bekenntnis der Synodalkonferenz ganz

offenbar vorliegt, viel gesetzlich Wesen unter uns. Nur ein kurzer Hinweis darauf, was in der Quartalschrift schon darüber gesagt worden und auch in dem zweiten Teil dieser Abhandlung berührt wurde. Es versteht sich, daß wir um der Wahrheit des Evangeliums willen nicht mit solchen, die wesentliche Teile unserer Lehre verwerfen, zusammengehen in äußerem Werk. Aber daß Abweisung bei uns der hervorstehendste Charakterzug ist, zeigt gesetzlichen Sinn gerade so, wie in neuerer Zeit ein äußerliches Drängen auf Gemeinsamkeit denselben Zug zeigt. Es gibt eine Weise, die nicht etwa in der Mitte, sondern auf einer ganz andern Linie liegt. Das ist die Weise, da man von jeder Äußerung evangelischen Sinnes Notiz nimmt, sie anerkennt, sich zu ihr bekennt, sie stärkt und fördert ohne jedesmal mit Kritik, die stark selbstgerecht erscheint, kaltes Wasser drauf zu gießen. Man muß freilich hinzufügen, daß diese Dinge gelernt werden müssen, und daß die Vergehungen bei uns oft nicht so sehr in der Gesinnung als in den Manieren liegen. Aber es liegt uns dennoch ob, zu prüfen, ob wir da nicht in gesetzlichem Wesen, in Parteisinn, Rechthaberei und Selbstgerechtigkeit befangen sind. Dies trifft sogar bei unserm gelegentlichen Verkehr mit den Sekten und den Römischen zu. Es ist nicht zu verwundern, daß wir gar zu leicht nach der einen oder andern Seite über die Schnur hauen, weil bei dem natürlich vorherrschenden Partikularismus in diesem freien Lande der Verkehr mit den Fremden uns etwas Ungewohntes ist. Sobald uns aber das Evangelium in all unsern Beziehungen und unserm Tun im Mittelpunkt steht, ergibt sich im einzelnen der rechte Verkehr sehr leicht. Das hilft auch ebenso leicht erkennen, wo und wie gesetzlich Wesen uns auf Abwege führen will.

Eine besondere Rolle spielt in neuester Zeit der Kampf gegen Rom. Es würde hier zu weit führen, wenn die Frage ausführlich gehandelt werden sollte. Das muß mal in einem besonderen Artikel geschehen. Hier nur eine kurze Bemerkung. Wo dieser Kampf auf das politische Gebiet übertragen wird, da erwarte ich aus meiner geschichtlichen Kenntnis und aus meiner persönlichen Erfahrung, daß gesetzlich Wesen, Mangel an evangelischem Verständnis, zu Grunde liegt. Was dann geschieht, das wird auch darnach: äußerlich, mechanisch, oberflächlich. Sintergedanken und Nebenabsichten, nämlich die ordinären Motive und Methoden der weltlichen Politik machen sich bald breit. Man hilft der Kirche nicht, man nützt dem Staate nicht

und sorgt nur mit dafür, daß der Antichrist, der uns in diesem Kampfe durch Gefinnung und Organisation über ist, obenauf kommt. Seit ich an diese Dinge den Maßstab des Evangeliums immer mehr anlegen gelernt habe, ist mir klar, daß es auch gar nicht anders sein kann.

Ebenso der Verkehr mit der Welt. Früher standen unsere Pastoren aus äußeren Gründen ihr bedeutend ferner. Seit fünfundsanzig Jahren sind wir dem Weltgetriebe bedeutend näher getreten, besonders in der Politik. Da machen sich zwei Richtungen geltend. Gegenüber der früher klareren Scheidung zwischen Welt und Kirche, will man heute nach Sektenweise beide vielfach verquicken. Auf der andern Seite wird die Scheidung zwischen Welt und Kirche soweit ausgedehnt, daß es eine Scheidung oder Teilung der Person wird, die in beiden Wassern mitschwimmen kann. Das kommt auf den erstgenannten Synkretismus hinaus. Das Bewußtsein aber, daß nur die Gebiete in ihrem innersten Wesen getrennt sind, daß der Christ aber nach Gottes Willen nicht die Welt räumen kann, sondern daß er nicht nur in der Welt und zwar da auf gleicher Stufe mit Christ, Jude, Römer und Heide sondern zugleich als evangelischer Christ, der er immer ist, steht, und nur so seinen Mann stellen kann, zeigt den Weg, den man wandeln soll und zugleich, daß falsche Richtungen immer auf gesetzlichem Wesen beruhen. Auch da ist dann die Folge, was gemacht wird, ist nur äußerlich, oberflächlich, mechanisch und unecht und wird durch eigensüchtige Sintergedanken bestimmt. Es nützt der Welt nichts, sondern stärkt sie nur in ihrer Art. Es schadet aber dem persönlichen Glaubensleben und der Kirche im Allgemeinen.

III.

Wo dies im Fortgang des kirchlichen Lebens dem Umfang nach überhand nimmt und der Art nach zuständlich wird, tritt der Rückgang ein, der sich äußerlich auch dadurch zeigt, daß wir allerlei, das nicht gesund ist, von den Sekten annehmen.

Der dritte Satz ist einfach; und es handelt sich nur darum, daß wir erkennen, daß er auf unsere Verhältnisse Anwendung findet. Die Klage über den Rückgang bei uns ist allgemein. Aber damit ist noch keine zweckdienliche Erkenntnis gegeben, sondern die Klage kann selbst gesetzliches Wesen sein. Es ist nötig, daß wir erkennen, daß der Rück-

gang durch das gesetzliche Wesen entsteht, ja daß das gesetzliche Wesen selbst der Rückgang ist. — Es werden unter uns aber auch Stimmen laut, die die Klage über Rückgang für Pessimismus halten. Auch das ist wieder gesetzliches Wesen. — Dem gegenüber sei darauf hingewiesen, daß die obige Darstellung ein Stück unsrer Verhältnisse zeichnet. Sie ist freilich nicht so zu verstehen, als ob wir jetzt nicht das Evangelium besitzen und nicht Ursache hätten, Gottes Gnade zu preisen. Auch nicht so, als ob nicht jede Zeit ihre Schäden hätte. Doch es ist nötig, darauf zu achten, daß unserer Zeit die Frische fehlt, die die Arbeit unserer Väter hatte, und daß die oben gezeichneten Schäden in der Weise hervortreten, daß sie in größerem Umfang bemerkbar und habituell geworden sind. Es fehlt uns vielfach das Bewußtsein, das Sensorium für gesetzliches Wesen. Deshalb mag man den Vorwurf nicht leiden. Zugleich sind bei uns Mangel an Lehrinteresse und Zuversicht der eigenen Rechtschaffenheit öffentlich und sonderlich so im Schwange, daß wir es selbst nicht mehr merken. Und daneben findet sich als eine Inkongruenz — bei näherem Zusehen aber als eine natürliche Folge der beschriebenen Zustände —, daß wir die einfachsten Dinge nicht mehr zum Austrage bringen können. Dazu Ungleichung an Sektenswesen und das Überhandnehmen der Regiererei und der Beschäftigkeit und der entsprechenden Weisen, die Kirche zu bauen.

IV.

Das müssen wir erkennen, wenn wir da herauskommen sollen, wenn dem Wirken des Evangeliums nicht endgiltig widerstanden werden soll. Wenn wir diese Dinge nicht erkennen, werden wir darin erfaufen. In diesem Sinne ist diese Abhandlung eine scharfe, aber nötige Gesetzespredigt.

Aber wie die Hilfe? Lassen Sie uns in's Evangelium gehen, das fleißiger immer wieder und von neuem studieren und so auch unserm Volke predigen. Lassen Sie uns das Evangelium mit der neuen Fragestellung, die durch die uns umgebenden Verhältnisse gegeben ist, studieren. Das kann und soll zur Folge haben, daß manche Hauptgedanken des Evangeliums, die nicht nur in der Schrift, sondern vor anderen auch bei Luther vorliegen, aber durch die Einseitigkeit der jeweilig herrschenden Lehrdiskussion aus dem Zentrum des Gesichtsfeldes gerückt sind, wieder verarbeitet werden. So bekommt der Geist unserer Christen wieder Gegenstände, an denen er seine Reg-

samkeit ausüben kann, nachdem er durch die alten Kämpfe, die keine neuen Gedanken mehr fördern, müde geworden und abgestumpft ist. Das Evangelium bringt wieder Frische, es bringt auch tiefere Sündenerkenntnis, es bringt größere Freude des Glaubens und bringt dann auch die Kraft den geistigen Marasmus unserer Zeit zu überwinden.

S o h. P h. R o e h l e r.

Daß uns die Lehre vom Glauben rein bleibe!

Bei der Lehre vom rechtfertigenden Glauben haben wir es mit dem Herzschlag der ganzen christlichen Glaubenslehre zu tun. Der Arzt, der sich von der Art der Tätigkeit des Herzens bei einem Andern überzeugen will, legt sein Ohr oder seinen Muskultator an dessen Herzgegend; wir können auch an manchen andern Stellen des Körpers den Schlag des Herzens fühlen, und wir können uns selber den Puls fühlen. Gut, wenn er richtig und rein und kräftig ist. Daß wir aber nicht mißverstanden werden: wir reden hier von der Glaubenslehre, nicht vom persönlichen Glauben. Sollten wir etwa unsere Heilsgewißheit auf das Glauben unseres Herzens gründen? Gaben wir dafür nicht Gottes Wort und Zusage? Aber in der Lehre des Wortes Gottes ist die Lehre von der Rechtfertigung und vom Glauben der Herzschlag. Wird diese Lehre wenigstens überall in der lutherischen Kirche auf die rechte Weise geführt?

Wir notieren zwei verschiedene Weisen, die Lehre von der Rechtfertigung zu führen, um genauer anzuzeigen, um was es sich hier für uns handelt, und benutzen sie bei der Beurteilung etlicher im folgenden anzuführenden Dinge.

Darstellungsw e i s e Nummer 1 — gibt die Lehre von der Rechtfertigung für einen vom Gesetz geschlagenen und angefochtenen Sünder ungefähr so: Gott sagt: Lieber Mensch, durch Christum ist völlige Gnade für alle Menschen da, auch für dich, — hier hast du sie, freue dich ihrer. Sagt der Mensch: Ach, ich wage nicht zuzugreifen, — bin ein zu großer Sünder. Wie kann ich mich freuen? Mein Glaube ist ja nicht so wie ich gehört habe daß er sein soll. Antwortet ihm Gott: Sei doch nicht zaghaft und töricht, lieber Mensch! Du sollst ja nicht glauben an deinen Glauben, sondern an

meine Gnade, die ich dir darbiere. Dein Glaube soll ja nicht das sein, kraft dessen ich dich rechtfertige. Glaube an meine rechtfertigende Gnade in Christo; die soll dir durch mein Wort zugeeignet sein. Du willst sie doch haben, — so hast du sie nun, und nun freue dich doch! — O ja, dein Glaube soll sich äußern in kühner Zuversicht und in allerlei Betätigung. Davon reden wir nachher. Nun sollst du erst wissen, daß du gerechtfertigt bist. Ich bin zu dir gekommen, und du so zu mir; komm nur immer wieder und hole dir Gnade um Gnade — aus Glauben in Glauben — und auch zu dem Andern, zu zunehmender Beweifung deines Glaubens.

Darstellungsweise Nummer 2 — lehrt direkt oder nährt indirekt diese Auffassung: Das Gnadenheil ist in Christo für alle Menschen da; Gott bietet es an mit der Forderung, daß du Mensch glaubest. Gott ist es, der dazu befehrt, aber du mußt es tun. Die Forderung — freilich eine Forderung des Evangeliums — ist erfüllt, wenn du den Glauben hast, wie ihn die Schrift beschreibt, nämlich daß er lebendig ist, daß er energisch zugreift, sich freudig die Gnade aus den Gnadenmitteln herausnimmt und, ihrer gewiß, fester Zuversicht dahingehet in den noch verordneten Kampf bis zur ewigen Seligkeit.

Diese Darstellungsweise Nummer 2 ist geübt worden von frommen Leuten, die bei der Lehre von der Rechtfertigung gleich für die Heiligung Vorpfehl schlugen und sie auf die Bahn bringen wollten. Diese Darstellungsweise hörte vor rund zwölf Jahren ein westfälischer Bauersmann, und er sagte dazu ungefähr so, ins Hochdeutsche übersetzt: Unser Pastor predigt uns, wir werden gerechtfertigt allein aus Gnaden, durch den Glauben, aber er weist uns doch immer wieder in uns selbst hinein, denn er redet dann immer wieder von dem lebendigen Glauben. — Diese Darstellungsweise hört und liest man gelegentlich auch in unsern Kreisen, so in einem englischen Predigtbuch; von dem geurteilt worden ist, darin erscheine der Glaube als Pflicht und Leistung, und Gott möge uns vor solcher Predigtweise bewahren. Die Neigung zu dieser Darstellungsweise entnimmt Nahrung aus Lehrartikeln, worin in andern Sinne hervorgehoben wird, der Glaube ist etwas, was der Mensch tut. Gegen diese Darstellungsweise ist warnend gesagt worden: da liegt Vermischung von Rechtfertigung und Heiligung vor, von Glauben und Werk, von Gesetz und Evangelium. Das Gesetz lehrt Tun und Erfüllung; das

Evangelium lehrt Glauben im Gegensatz zu allem Tun des Menschen, und wiewohl der Mensch bei seiner persönlichen Rechtfertigung selbst glauben muß, so ist doch das Wesen des rechtfertigenden Glaubens nicht sowohl eine eigentliche Tätigkeit, als vielmehr ein Leiden, bei dem man sich die rechtfertigende Gnade gern gefallen läßt, ein Akt passivischer Art.

Was? ist eingeworfen worden, der rechtfertigende Glaube soll eigentlich ein Leiden sein, und nicht ein Akt, den der Mensch tut? Er ist ein energisches Tun, das energischste Werk, das des Menschen Herz und Wille tun kann!

So ist es zu Uneinigkeit über das Wesen des rechtfertigenden Glaubens gekommen.

Der Glaube rechtfertigt nicht durch seinen eignen innern Wert, sondern durch die in Christo vorhandene Gnade, zu der er in Beziehung steht. Aber was ist das, das in Beziehung zu dieser Gnade stehen muß? Was ist der rechtfertigende Glaube in seinem eigentlichen Wesen? — Hier stehen wir vor Geheimnissen, die keine menschliche Seelenkunde enthüllen kann; auch die göttliche Offenbarung läßt noch Vorhänge vor unserm Glaubensleben bleiben. Aber es handelt sich ja für uns darum, was von allem, das die Schrift vom Glauben sagt, nach ihren eigenen Ausfagen das Wesentliche ist, dasjenige, ohne welches die persönliche Rechtfertigung des Sünders bei Gott nicht geschieht, was durchaus und unter allen Umständen — eben nach der Schrift — da sein muß, mag der Glaube auch in verschiedenen Stärkegraden und Äußerungen auftreten.

Was sagen die Hauptlehrstellen? — „Die Reiden,“ schreibt Paulus,¹⁾ „die nicht nach der Gerechtigkeit gestanden haben, haben die Gerechtigkeit erlangt; ich sage aber von der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt.“ Wie haben sie die Gerechtigkeit erlangt, wie kommt sie aus dem Glauben? Sie haben die Gerechtigkeit „erlangt“, in Besitz genommen,²⁾ da sie doch nicht darnach gestanden haben: sie haben sie also ohne ein Bemühen ihrerseits überkommen. Sie kommt aus dem Glauben, weil sie mit dem Glauben empfangen wird und der sie in Besitz hat und sich ihrer freuen kann, der den Glauben hat. Paulus hat ja in den vorher-

¹⁾ Röm. 9, 30.

²⁾ κατέλαβεν.

gehenden Kapiteln 3—5 des Römerbriefs den Glauben ausdrücklich in Gegensatz gestellt zu allen Werken des Gesetzes und allem, das ein Erwerben der Gerechtigkeit wäre, wie er auch sonst oft genug tut. Er hat die Funktion des Glaubens zu erkennen gegeben durch die Beziehung auf das, was zu glauben ist: die Gnade, die in Christo vorhanden, die außerhalb des Sünders ist. Der Sünder wird der Gnade dessen teilhaftig, der den Gottlosen gerechtspricht. Wer sie glaubt, soll die Gerechtigkeit nicht erst erlangen, gewinnen, herbeiziehen, er hat sie. Ihr tatsächlicher Besitz kommt aus dem Glauben, er tritt in den Glauben ein; sie, die Gerechtigkeit — das Gerechtfertigtsein — tritt in den Glauben ein, — der Gerechtfertigte glaubt seine Rechtfertigung und freut sich ihrer.

Zugleich mit dem Glauben ist die Gerechtigkeit empfangen worden, der Glaube hat empfangen, und er empfängt weiter. So kommen wir beim Durchlesen von Röm. 3—5, dieser Hauptlehrstelle vom rechtfertigenden Glauben, zu einer Ausführung, die uns eine wichtige Unterscheidung machen läßt. Wir lesen eine Darstellung der Herrlichkeit des Glaubens Abrahams. „Er ward nicht schwach im Glauben“ — sondern ward stark im Glauben und gab Gott die Ehre und wußte aufs allergewisseste, daß was Gott verheißet, das kann er auch tun. Darum ist's ihm auch zur Gerechtigkeit gerechnet.“ Nicht daß er mit seinem Glauben Gott ehrte, an sich, nicht die Stärke und der hohe Grad seines Glaubens rechtfertigten Abraham, sondern daß er überhaupt, von sich absehend, gläubig allein auf Gottes Verheißung und Macht sah, wie sich das darin erwies, daß er auch bei seinem und Saras erstorbenen Leib nicht an der Verheißung Gottes zweifelte. Sonst wäre wieder umgestoßen was Paulus von dem rechtfertigenden Gegenstand des Glaubens gesagt hat, sonst wäre zu der rechtfertigenden Gnade Gottes, die der Mensch glauben soll, etwas anderes getreten, etwas im Menschen selbst. Und wenn der Apostel in den dann folgenden Worten des biblischen Textes übergeht auf seine späten Kinder im Glauben, so handelt er von dem neuen Verhältnis des Friedens, von Folgen der Rechtfertigung und lauter Dingen der Glaubensgewißheit und der Freude, die Frucht des rechtfertigenden Glaubens ist, in der aber der schon Gerechtfertigte fort und fort wieder hinzutritt zu dem Gnadenstuhl und wieder und wieder gerechtfertigt wird. Einmal steht der Glaube direkt in Beziehung auf das

zu empfangende rechtfertigende Heilsgut, dann sieht er zurück auf die schon empfangene rechtfertigende Gnade und tritt in Beziehung zu manchem andern, womit es das geistliche Leben zu tun hat, so in Beziehung zu dem zukünftigen Leben, in welcher Beziehung er gewisse Hoffnung geworden ist. In dem ersteren Falle sehen wir ihn an als „nackten“ Glauben, in dem andern Falle als mit Blüten und Früchten „bekleideten“ Glauben. Wir hüten uns, zum eigentlichen Wesen des rechtfertigenden Glaubens Dinge zu zählen, mit denen bekleidet er in seiner Äußerung und Erstarfung auftritt.

So erscheint der rechtfertigende Glaube in der Heiligen Schrift häufig als ein völliges Beruhigtsein über Schuld und Tod, als ein frohes Genießen, ein festes, seiner Sache und seines Rechtes dazu gewisses Zugreifen, wobei ein heller Schein der Erkenntnis von dem neuen Besitz und Leben da ist, eine Herzensverfassung, in der man fröhlich seine Straße zieht oder wie mit vollen Segeln dahinfährt. Mit Beschreibungen dieser Art rühmt die Schrift den Glauben so häufig, um zu allem diesen zu erwecken und zu ermuntern. Aber es sind auch Schriftstellen da, wo der Glaube nicht in solcher Gestalt auftritt und doch rechtfertigender Glaube ist. So die Stelle vom zerstoßenen Rohr, das der Herr nicht zerbrechen, und dem glimmenden Docht, den er nicht auslöschen will. Auch im Hinblick auf die Rechtfertigung mag es gar manchmal heißen: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ — mögen Jünger Jesu sich in Kleinglauben fürchten, mag, wer ein Felsenmann sein sollte, mit Petrus rufen: „Herr, hilf mir, ich verderbe!“ So steht wohl manch einer von ferne, mag auch seine Augen nicht aufheben, kann noch nicht getroßt sagen: Ach Herr, du bist mir Unwürdigen gnädig, — hilf mir weiter! sondern kann nur erst noch zitternd und zaghaft sagen: Gott, sei mir Sünder gnädig! — und geht doch gerechtfertigt hinab in sein Haus. Gehört also zum Wesen des rechtfertigenden Glaubens die aus der ersten Klasse der eben angedeuteten Schriftstellen hervorleuchtende Freude und Sicherheit? Nein, sondern das Wesentliche ist das in den andern Stellen sprechende Gernhabenwollen der Gnade, im Einklang mit den Hauptlehrstellen von der Rechtfertigung, wonach das rechtfertigende Heilsgut außerhalb des Menschen ist und diesem zugerechnet und geschenkt wird.

Darin, daß das rechtfertigende Gut angeboten wird, liegt, daß es anzunehmen ist. Es ist ein der Seele frei dargebotenes Gut, —

so ist das Gernhabenwollen schon ein Nehmen. — Viele Schriftstellen, in denen nicht ausdrücklich die Rechtfertigung genannt wird, bezeichnen den rechtfertigenden Glauben als ein Empfangen, Nehmen, Annehmen, Ergreifen Christi und seiner Gnade, — Mark. 10, 15; Luk. 18, 17; Joh. 1, 12; Röm. 9, 30; 2. Kor. 6, 1; Kol. 2, 6 und andere. Wir nehmen das Wort beim Wort, und so haben wir schon in dem einen Ausdruck Annehmen für Glauben den Schriftbeweis für die Richtigkeit der folgenden Erklärungen.

Der Verstand „nimmt an“, d. h. er denkt sich etwas; hier handelt es sich darum, die vorhandene Gnade Gottes anzunehmen: das tut der Wille. Diesen Akt des Willens, Christum und seine Gnade zu haben — nicht: sonst noch etwas zu tun — will der Herr hervorbringen auch mit den Aufforderungen, zu ihm zu kommen, zu essen und zu trinken. Diese Ausdrücke stehen dem „kalten Gedanken“ und der Gleichgültigkeit gegenüber, die wie „mit verschränkten Armen“ dastehen bleibt. Diese und andere bildliche Ausdrücke vom rechtfertigenden Glauben erklären sich dem von selbst, der die rechtfertigende Gnade versteht. Ich sage zu dem Sünder, dem das Gesetz gepredigt ward: Hier ist Christus, hier ist Gnade, — komm! Ist jener aber von methodistischen Ideen verwirrt, schüttelt den Kopf und sagt: Ach, ich möchte wohl, — wenn ich nur kommen könnte! so sage ich ja nicht: Kommen mußt du freilich! — als hieße kommen so viel wie sich Bahn brechen; sondern ich erkläre den uneigentlichen Ausdruck mit dem eigentlichen und sage: Laß doch die Bedenken fahren! Zu Christo kommen heißt an ihn glauben, seine Gnade annehmen. Und wie die Bilder vom Essen und Trinken für Glauben einerseits dem Verstande sagen, daß man mit dem kalten Anschauen kein Teil an Christo hat, so sagen sie andererseits dem Herzen, daß Speis und Erquickung in Christi Gnaden da ist und sie sich nicht dürfen bemühen noch sorgen Tag und Nacht, sondern nur hinzunehmen und sich erquicken zu lassen brauchen. Die Gnade wird frei und fertig dargeboten, wer, an sich selbst und anderm Trost verzagt, sie haben will, der hat sie.

Man kann sagen: der Wille läßt sich die Gnade gern geben. Damit soll ausgedrückt sein, daß man nicht aus sich selbst die Gnade erlangt, daß man sie schon bekommt, sowie man sie haben will,

daß zu ihrer Erlangung nicht ein Tun des Menschen erforderlich ist. In diesem Sinne ist der Glaube auch ein „passivischer Akt“ genannt worden. Die in diesem Ausdruck vorliegende Verschlingung von an sich entgegengesetzten Begriffen mag ja kurz in Erinnerung bringen, daß es sich beim Glauben nicht um ein Tun im gewöhnlichen Verstand des Worts handelt und auch nicht um eine reine Passivität, ein willenloses Leiden, ein Erleiden wider Willen. — Was die Seele sich gern geben läßt, was sie gern haben will, das hat damit der Wille angenommen, ergriffen. Luther übersetzt *οὐ μὲν οὖν ἀποδεξάμενοι τὸν λόγον αὐτοῦ* in Apostelgesch. 2, 41: „die nun sein Wort gerne annahmen“. Das „gerne“ spricht ausdrücklich die Willensbewegung aus, die beim Annehmen des Worts, beim Glauben statthat. Was man gern annimmt, was man gerne haben will, das begehrt man, — „gern“ kommt her von „begehren“. Kann Glauben, ein Akt des Willens, ein Annehmen geschehen, ohne daß das Anzunehmende begehrt werde?

Daß in dem Wesen des rechtfertigenden Glaubens ein Begehren liege, ist hart angegriffen worden, als müsse darin Methodismus und Synergismus liegen. Man hat dagegen betont, daß nur der Befehrte und Gerechtfertigte die Gnade begehren kann. Gewiß, es ist so, „daß hier das Geschenk dem Bettler ohne sein Bitten und Begehren in das Haus gebracht wird“, daß nur bei dem bereits Gerechtfertigten das Begehren der Gnade vorhanden ist. Es ist ja aber auch eben da, sowie er bekehrt wird. Mit dem Geschenk wird das Begehren in das Haus gebracht. In dem Augenblick der Bekehrung tritt das Begehren ein. Die Bekehrung ist die Schaffung des Begehrens der angebotenen Gnade. Das Begehren vom Wesen des Glaubens streichen heißt in der Sache aus der Bibel den Ausdruck „Annehmen“ für Glauben streichen. Denn das Annehmen geschieht mit dem Willen. Der Wille wendet sich von dem angebotenen Gegenstand ab, oder er wendet sich ihm zu; er will ihn nicht haben, oder er will ihn haben; er meidet ihn, oder er begehrt ihn, — Neutralität gibt es für den Willen nicht.¹⁾ Der Begriff Begehren erschöpft nicht

¹⁾ Luther übersetzt sowohl *ἵνα ἢ* wie *ἵνα ἢ*, sowohl *θελεῖν* und *βούλεσθαι* wie *ἐπιθυμία* auch mit „begehren“. Soll es entschieden werden, so muß es sich aus dem Zusammenhang ergeben, ob unter dem Begehren eine einfache Willensregung zu verstehen ist, eine Neigung, ein Gefallen — wie *θέλημα* in Joh. 1 13 — oder ein ausgeprägter Willensakt, ein Affekt wie Begierde. — Man vergleiche Offenbg. 22, 17.

den Begriff Glauben — er spricht nicht die Zuversicht aus — aber er gehört dazu. Chemnitz sagt an der bekannten Stelle im Examen, nachdem er jene Schriftstellen angeführt hat, in denen Annehmen für Glauben steht, das Herz oder der Wille empfangen aus der Erkenntnis und dem Beifall durch Wirkung des Heiligen Geistes ein desiderium, ein Begehren, das auf die Rechtfertigung gerichtet ist. — Nun ist in dem rechtfertigenden Glauben im Grunde immer ein und dasselbe desiderium vorhanden, das eine Begehren: der Wille, die angebotene Gnade zu haben. Der große ästereiche Baum ist noch desselben Wesens wie es sein erster Schößling war, da er aus der Erde hervorbrach, ja wie es sein Keim war; aber wir unterscheiden zwischen Baum und Bäumchen oder Schößling und Keim. So unterscheiden wir von dem ersten einfachen Begehren, dem ersten Akt des Willens in Beziehung auf die rechtfertigende Gnade doch das in seiner Gestalt verschieden gewordene Begehren, — dasselbe Begehren, das nun von Folgeakten umkleidet ist, das befriedigt werden will durch den Genuß der Gnadengüter, die der ersten Rechtfertigung folgen, das wie der Baum weiter zum Lichte strebt und seine Seitenschößlinge weiter und weiter streckt. Dies Verlangen sprach sich zugleich aus in Jakobs Wort:¹⁾ „Herr, ich warte auf dein Heil,“ und in den Worten des Psalmisten:²⁾ „Wie der Sirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ Zu diesem Begehren hat das mit der Befehrung und ersten Rechtfertigung eingetretene und immer noch vorhandene Begehren geführt. Das eine ist die schon von der Veredelung her im Baume wirkende Lebenskraft, das andere ist dieselbe Kraft mit der Blüte des Baumes. Das erstere ist Wesen des rechtfertigenden Glaubens; in dem zweiten ist mehr als sein Wesen. Wer mit dem ersteren das Wesen des rechtfertigenden Glaubens bezeichnet, bleibt bei der zu Anfang unserer Betrachtung angemerkten Darstellungsweise Nummer 1; wer das andere mit zum Wesen des Glaubens zählt — und damit meint, das müsse bei der persönlichen Rechtfertigung da sein, gerät in die Darstellungsweise Nummer 2.

Damit haben wir schon *U n t e r s c h e i d u n g e n* behandelt, die für das rechte Verständnis und den richtigen Gebrauch mancher

¹⁾ 1 Mos. 49, 18.

²⁾ Ps. 42, 2. 3.

Ausführungen bei unsern alten Kirchenlehrern von Wichtigkeit sind.

Man wird oft einen Kirchenlehrer nicht recht verstehen, beachtet man nicht genau den Gegensatz, zu dem er seiner Darstellung ihre Gestalt gegeben hat. Gegen zweierlei haben unsere alten Lehrer ihre Darstellungen vom rechtfertigenden Glauben in der Hauptsache gerichtet: dagegen, daß er Werke des Gesetzes in sich schließe, und dagegen, daß der Glaube an sich nur ein Fürwahrhalten im Verstande sei. Im Gegensatz zu dem letzteren schreibt Martin Chemnitz vom Glauben, daß im Herzen und Willen das vom Heiligen Geist gewirkte desiderium sei, womit der Sünder das Heilsgut anerkennt, anschaut, begehrt, sucht, ergreift, annimmt, umfaßt. Alle diese Ausdrücke sagen ein und dasselbe: der rechtfertigende Glaube ist ein Wollen, ein Wollen, nicht etwas zu thun, sondern zu empfangen, zu haben, also ein Begehren, ein Suchen — d. h. ein Verhalten, in dem man weder gleichgültig ist, noch sich nach einem andern als dem angebotenen Troste umsieht und sich von diesem abwendet, sondern sich ihm zuwendet, um ihn zu haben. Nachher führt Chemnitz Dinge an, die aus dem Wesen des Glaubens folgen und auf dasselbe schließen lassen, denn er schreibt davon, wie der Glaube aus seinem Auftreten, aus seinen exercitiis erkannt werde. Aber das erste Wollen ist ja ein Begehren und Suchen, kann auch ein Anstreben, Sehnen, Seufzen — dies metonymisch, als Ausdruck des Sehns — und dergleichen genannt werden, je nachdem man mit dem Gebrauch des Ausdrucks in Betracht zieht, ob sich die Seele dem Heil noch ferne dünkt oder sonst gehindert zu sein wähnt an dem freudigen Genuß des Heilsgutes, das sie doch haben will und bei solchem Wollen tatsächlich schon hat. In diesem Sinne darf man wohl die angegebenen Ausdrücke als gleichwertig gebrauchen. Ja auch Freude darf man in dem entsprechenden Sinne, in Übereinstimmung mit Chemnitz, schon vom Wesen des rechtfertigenden Glaubens aussagen, auch ein acquiescere, ein Beruhigtsein, nämlich so: die Seele, die vom Gesetz geängstigt wurde, sieht, daß sie nicht mehr anderswo Heil zu suchen braucht, sie blickt freudig auf: hier ist doch Heil! — sie wird damit beruhigt: es ist auch für dich da! — obwohl noch ein Mangel an Erkenntnis zurückhalten mag von dem festen, kühnen Zugreifen, das nach schon geschehenem Genuße eintritt. Das Beruhigtsein und die Freude in dieser ersten Gestalt gehört ja zu der *Z u e r s i c h t*, die nach unserer lutherischen Lehre auf Grund der Schrift den Glauben zum wahren rechtfertigenden Glauben macht.

Die eben besprochenen Ausdrücke sollten alle den einen ersten und einfachen Akt des Willens im Gegensatz zu dem bloßen Verstandesglauben bezeichnen. Wäre aber der Gegensatz zu der Bestimmung des Glaubens nach seinem eigentlichen Wesen der methodistische Irrtum gewesen und hätte es geheißen, das „Umfangen“ Christi und seiner Gnade müsse ein Umfassen mit dem Gefühl des Genusses sein, oder mit dem Sehnen, das aus der Erinnerung an schon genossene Gnade entspringt, wie der Ausdruck gewöhnlich — so in manchen Kirchenliedern — gebraucht wird, ein Sehnen, Suchen, Begehren nach völligerer Befriedigung des sogenannten appetitus sensitivus, und das „Suchen“ sei das Beten der fünften Bitte wie bei dem, der schon getrost und mit aller Zuversicht bittet wie die lieben Kinder ihren lieben Vater, — so hätte Chemnitz wohl noch nachdrücklicher, als er es sachlich schon tut, und jeder echte Lutheraner nach ihm gesagt: das ist ein weiterer Begriff von Begehren, Suchen, Sehnen usw., das hat in dem engeren Begriff seinen bleibenden Grund, gehört aber nicht zu dem nackten Wesen, sondern zur Übung des Glaubens, gehört in die Heiligung, in der sich der rechtfertigende Glaube gegenüber seinem eigentlichen Gegenstande wie andern Gegenständen betätigt.

Werden bei Erörterungen über diese Dinge die obigen Unterscheidungen nicht gemacht und die verschiedenen Gegensätze nicht klar herausgestellt, so liegen Schwierigkeiten im Gebrauch der Schrift und der Lehrväter nahe, und Leute desselben lutherischen Bekenntnisses und derselben evangelischen Grundsätze verstehen sich nicht, widersprechen einander, verstehen sich in Satz und Gegensatz. Man ist in Uneinigkeit über das Wesen des Glaubens geraten. Die einen meinen mit „Wesen“ des Glaubens genau das, was bei der persönlichen Rechtfertigung in dem Sünder vorhanden sein oder entstehen muß, und wollen dem pietistisch-methodistischen Irrtum widerstehen; die andern haben — vielleicht infolge mangelhafter Darstellung bei den ersteren — Anlaß zu der Meinung genommen, jene stopften Polster für den bloßen Verstandesglauben, wollen dem gegenüber die Art des rechten Glaubens herausstreichen, weisen darum hin auf *A u ß e r u n g e n* des Glaubens, des Herzenszustandes, in dem wir fort und fort gerechtfertigt werden, gebrauchen dabei also auch Ausdrücke, in denen wir den weiteren Begriff von Begehren usw. finden. Zur Beschreibung des rechtfertigenden Glaubens nach seinem eigentlichen Wesen im strikten Sinne aber ist ja auf der einen Seite die Anwendung z. B. jener Worte

Jakobs „Herr, ich warte auf dein Heil“ verkehrt, ebenso die Zitierung solcher Worte der singenden gerechtfertigten Seele wie „Jesus, Jesus, nichts als Jesus soll mein Wunsch sein und mein Ziel“ und „Tausendmal gedenk ich dein, mein Erlöser“; auf der andern Seite scheint man den Gegensatz, zu dem Chemnitz jene Ausdrücke gebraucht hat, nicht recht beachtet zu haben und hat man sich versehen, wenn man nicht anerkennt, daß das Begehren in dem engern Sinne, im Sinne des einfachen Gernhabenwollens allerdings zum eigentlichen Wesen des rechtfertigenden Glaubens gehört. Streicht man den Ausdruck Begehren in dem engern Sinne aus Furcht, es werde in dem weiteren Sinne verstanden, so muß man ihn bei Erklärungen über das Wesen des Glaubens durch andere Ausdrücke oder Umschreibungen ersetzen, so hat man sachlich dasselbe, oder — ja, was bleibt, leugnet man den ersten Akt des Willens, den wir mit Begehren bezeichnen? Empfängt denn doch wirklich der kalte Verstand die rechtfertigende Gnade?

Noch ein Wort über „Zuversicht“ und Zuversicht im Sinne von kühner Freudigkeit, Unererschrockenheit, Freimütigkeit. Das eine findet sich bei dem ersten Akt des Willens, der Wesen des rechtfertigenden Glaubens ist¹⁾, das andere gehört zu den Folgeakten. Wir fassen die Gegensätze ins Auge: Nach der römischen Lehre kann es überhaupt keine rechte Zuversicht geben. Die Römischen reden vom Glauben, mit Einschluß der Werke, gleichsam als einem Manne, der schwer arbeitet und sich abmüht, um leben zu können und etwa auch für später versorgt zu sein; auch außerhalb der römischen Kirche wertet man den Glauben ja so vielfach nach dem, was er, wie man meint, erwerben solle. Diesem gegenüber ist in der lutherischen Lehre der Glaube sozusagen der glückselige Mann, der sich freut über den Besitz alles dessen, das zum Leben gehört, es froh genießt und freudig vorausblickt auf ein noch größeres Erbgut, dabei aber und insofgedessen auch tätig ist aus Lust zum Werk und zum Dienst für andere. Sagt der Römling: Ihr Lutheraner seid träge zu guten Werken! — entgegnet er lächelnd: In dem Sinne wie du es haben willst, tun wir überhaupt keine Werke,

¹⁾ Chemnitz sagt, aus der *fiducia* entspringe die *παρόρροια*, und so schreibt — um ein kurzes Wort eines späteren Dogmatikers anzuführen — No. Frid. König, Theol. Pos., Fd. sept. § 897: *Fiducia hic non accipitur pro παρόρροια seu confidentia, orta ex meriti Christi receptione: haec enim fidem justificantem & justificationem demum sequitur: sed pro actu fidei justificantis, qua justificans est.*

denn wir haben schon was wir brauchen! — Dieser Mann ist der Glaube; so tritt er auf im Gegensatz zu Werkerei und Ungewißheit über das Seelenheil, so tritt er vor Gott und nimmt aus der Gnadenfülle, so pocht er auf sein Recht dazu kraft Zusage und Pfand von Gott. Nun hat sich von anderer Seite Streit über das Wesen des Glaubens erhoben, es hat sich feinere Werkerei, Synergismus, Pietismus, Methodismus erhoben, — wie dürfte man diesem Gegensatz gegenüber behaupten, die Sache sei abgemacht mit dem Bild von dem fröhlichen Manne! Unter diesem Gegensatz sagen wir: der Glaube — der rechtfertigende Glaube als solcher — ist ein neugeborenes Kind, das sich die Mutter zum Stillen an die Brust legt. (Und wir gebrauchen im Katechismusunterricht zum Beleg dafür, daß auch leibhaftige Säuglinge glauben können, das Wort im Psalm: „Du warst meine Zuversicht, da ich noch an meiner Mutter Brüsten war.“)

Der rechtfertigende Glaube ist in seinem eigentlichen Wesen ein mit Zuversicht, mit Zutrauen geschehender Akt des Willens, der dargebottenen rechtfertigenden Gnade Gottes teilhaftig zu sein. Dieser Akt des Willens ist unmöglich ohne die Regung der Seele, die unsere Sprache ein Begehren nennt. Das ist aus der Schrift bewiesen, denn sie bezeichnet den rechtfertigenden Glauben als ein **Annehmen** der Gnade.

Wie ist es nun damit, wenn der Glaube bezeichnet wird als glühender Affekt, Tun, Werk, Gehorsam, Gottesdienst, — Singabe, Vertrauen, das das erste Gebot fordert?

Ist der Glaube in seinem eigentlichen Wesen ein **glühender Affekt**, mit dem man „das Himmelreich an sich reißt“, ihm „Gewalt antut“, „sich drauf stürzt“? — Zu den bekannten Worten Christi Matth. 11, 12 hören wir Luther sagen: „Er spricht: Das Evangelium wird nicht vergeblich gepredigt; es gibt Leute, die es hören und heftig lieben, also daß sie Leib und Leben an Gottes Wort wagen. Die Gewissen, wenn sie das Evangelium vernehmen, dringen sie hinzu, daß ihnen niemand wehren kann.“¹⁾ Was waren das für Leute, die das Evangelium hörten und so heftig liebten? Das waren ja Leute mit **starkem Glauben**. Der Herr erwies die Wirkung des Evangeliums daraus, wie sich der Glaube dieser Leute äußerte. Stark

¹⁾ Luthers Evang. Auslegung, Eberle, S. 387.

und hell trat der Glaube bei ihnen auf, in jenen Tagen, da große Scharen gewaltig von Johannis Predigt ergriffen waren und von Jesu Wort ergriffen wurden. War das zu allen Zeiten so, wenn das Evangelium gepredigt und doch nicht vergeblich gepredigt ward? Der Jünger Jesu, bei dem die erste Liebe feurig empor schlug, der schon Jesu Gnade an sich erfuhr und süßen Geschmack an ihr hatte, stieß wohl alles, was ihn hindern wollte, gewaltsam beiseite, wie die Fischer, die Boot und Gerät und den alten Vater verließen, und rissen das Heil zu völligerem Genuß an sich, drangen hinein, tiefer hinein in das Himmelreich. Ist es bei allen Jüngern Jesu so? Ist der nicht gerechtfertigt, dessen Glaube nicht so stark austritt? Ist das stürmische Ansiehreiben das eigentliche Wesen des rechtfertigenden Glaubens? Das soll doch wohl nicht behauptet werden, wenn mit den Worten Chemnitzens in der Evangelienharmonie zu unserer Stelle gesagt wird, an diesem Orte beschreibe Christus ausdrücklich, mit welchem brennendem Affekt der Glaube, der nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, darauf zufährt, das Himmelreich in Besitz zu nehmen. Chemnitz versteht es so, daß Christus mit dem Wort *βύζαννον* die Natur und Eigentümlichkeit des rechtfertigenden Glaubens habe beschreiben wollen, daß derselbe nicht eine müßige Kenntnis und ein kalter Gedanke sei, sondern der brünstige Affekt des Herzens. Chemnitz hebt hervor, daß hier der rechtfertigende Glaube nach seinem Anfang und Fortgang beschrieben werde. Ja, auch nach seinem Fortgang! Wo aber Fortgang ist, da ist Wachstum, da treten Auserungen des Glaubens auf, und davon sagt man auch: das ist sein Wesen, seine Natur und Eigentümlichkeit. Da verstehen wir unter „Wesen“ den weiteren Begriff, den „Inbegriff der Eigenschaften allgemein“, — Glauben, wie er sich beweist, wie wir Röm. 4 Abrahams Glauben sich beweisen sahen. Sonst aber meint man mit „Wesen“ den engeren Begriff, den „Inbegriff derjenigen Eigenschaften, auf die es eigentlich ankommt“, — also Glauben ganz strikt, sofern er rechtfertigt, die rechtfertigende Gnade annimmt. Daraus, daß die einen diesen engeren Begriff verstanden, wo die andern mit „Wesen“ jenen allgemeineren, weiteren Begriff meinen, ist viel Mißverständnis entstanden. Wer aber wollte wohl Martin Chemnitz sagen lassen, zu dem engeren Begriff „Wesen des Glaubens sofern er rechtfertigt“, zu dem, was bei der persönlichen Rechtfertigung da sein muß, gehöre alles das, was wir in der Auslegung der angeführten Stelle über Natur und

Eigentümlichkeit des Glaubens als glühenden, brennenden Affekt hörten? — Will ich den kalten Verstandesglauben bekämpfen, so kann ich sagen: Ich will dir die Natur des Glaubens zeigen, — schau mal gläubige Menschen an, wie sie in der Schrift gezeichnet sind: sie haben das Himmelreich an sich gerissen. Rede ich dagegen mit einem Angefochtenen, der meint, sein Glaube müßte ein Ansehreiben sein, ein starkes Tun, so sage ich: Das Himmelreich ist zu dir gekommen, du willst es doch gern haben, — du hast es schon; und nun sollt es du es auch nur so freudig und kühn umfassen, wie man die begehrte Sache an sich reißt. — Affekt ist schon da; der Wille ist affiziert von Gottes Geist. Der Affekt glüht; er kann glühen unter der Wähe des alten Wesens, die der schwachen Erkenntnis noch zu schaffen macht. Die Schrift bezeichnet den schwachen Glauben ja auch als glimmenden Docht. Wer aber über den Vergleichspunkt hinausginge und unter Berufung auf die Stelle vom Ansehreiben des Himmelreichs so von brennendem Affekt redete, als sei der gewöhnlich unter diesem Ausdruck verstandene Grad des Glaubenslebens zur persönlichen Rechtfertigung nötig, der wäre ja dem Methodismus nicht fern und nicht nahe, nein er wäre drin.

Der Glaube wird auch Werk, Gehorsam, Gottesdienst genannt. Diese Ausdrücke bestimmen ja nicht eigentlich die Natur des Willensaktes, der das eigentliche Wesen des rechtfertigenden Glaubens bildet. Zu den Worten Christi, Joh. 6, 29: „Das ist Gottes Werk, daß ihr an den glaubet, den er gesandt hat“, hören wir Luther sagen:¹⁾ „Das ist eine sonderliche Weise also zu reden; aber die ebräische Sprache redet also. Es ist nicht allein „Gottes Werk“, was Er tut als Gott, sondern auch was wir tun. Also heißt auch „Gottesdienst“, was Er gebet und befohlen hat und wir tun durch Ihn, Ihn zu Ehren. Und ist doch damit nicht ausgeschlossen, daß Er's nicht tun sollte; denn wo Er's nicht tut, so lassen wir's wohl ungetan.“ Gewiß, dies „Werk“, das Glauben, tun wir. Aber hier steht „Werk“ in der „sonderlichen Weise“, in der wir Röm. 3, 27 „des Glaubens Gesetz“ finden. Dazu schreibt Luther¹⁾: „Es ist kein Zweifel, daß Paulus diese Redensart aus Jesaja 42, 4 genommen habe. Sonst lautet es nicht wohl, wenn man sagt: das Gesetz des

¹⁾ Luthers Evang. Auslegung, Eberle, S. 522.

¹⁾ Luthers Epistelauslegung, Eberle, S. 84.

Glaubens; allein weil er gesehen hat, daß bei Jesaja der Glaube an Christum und das Evangelium das Gesetz Christi genannt werden, so nimmt er sich die Freiheit, es das Gesetz Christi, doch nur in den Episteln an die Römer und Galater, zu nennen.“ Da liegt die Antanaphasis vor, die Redeweise, mit der man einen durch einen Gegensatz dargebotenen Ausdruck aufnimmt, aber in anderem Sinne gebraucht. Gal. 2, 10 aber versteht Luther den Ausdruck „Ich bin durch das Gesetz dem Gesetz gestorben“ unter dem ersteren die Gnade und erklärt (worauf es uns hier nun ankommt), Paulus gebe hier aus göttlichem Eifer der Gnade „einen neuen, unerhörten und ungewöhnlichen Namen“. So mag man es auch ansehen, wenn solche A u f forderungen Christi wie „Tut Buße und glaubet an das Evangelium“ — „evangelische Befehle“ genannt worden sind. Nach dem Sprachgebrauch sind sonst Befehle F o r d e r u n g e n, die eine Ausführung nach einem Gesetzeswillen heißen; das Evangelium tritt vor den Sünder mit der lockenden A u f forderung zur Annahme. In dem Sinne eines „ungewöhnlichen Namens“ wäre es auch zu erklären, meinte der Herr mit den Worten Joh. 7, 17: „Wer da will des Willen tun“ usw. den rechtfertigenden Glauben. Wir verstehen aber die Worte so, daß hier die Rede ist von einem Tun des Willens Gottes, das „zu besserem Verständnis der Lehre Jesu führen soll“, so wie Luther die Stelle erklärt hat: „Das ist aber der Wille des Vaters, daß man zusehe und h ö r e, was der Mann Christus redet, Matth. 17, 5. Du sollst sein Wort nicht flügeln, meistern oder davon disputieren, nicht es messen und lenken, daß die Worte lauten müssen, wie du es willst, sondern stracks es h ö r e n; d a n n wird der heilige Geist kommen und dein Herz fein zureichten, daß du von Herzen der Predigt des göttlichen Wortes glauben und sagen mögest: das ist Gottes Wort“ usw. Hier ist also ein Tun gemeint, das dem noch unbefehrten Menschen möglich ist.¹⁾ Aber auch auf den rechtfertigenden Glauben bezogen, erklärte ja das „den Willen tun“ nicht das Wesen des Glaubens. Wie „Akt“ ein unbestimmtes Hauptwort ist, so ist „tun“ ein unbestimmtes Zeitwort, kann also nicht die Art des Aktes bestimmen, sondern die Art des

¹⁾ Matth. 7, 21 redet ja mit den Worten „die den Willen tun meines Vaters im Himmel“ von Beweifung des Glaubens, von Werken der Heiligung und dem Eingang in das Reich der Herrlichkeit, wie überhaupt die Bergpredigt von dem neuen Leben im Gnadenreich und nicht vom Eingang in dieses handelt.

Tun muß selbst erst aus dem Zusammenhang oder aus andern einschlägigen Worten bestimmt werden. Die Worte, die aus den Hauptlehrstellen vom rechtfertigenden Glauben bekannt und nicht aus ein paar ungewöhnlichen Ausdrücken oder Stellen andern Lehrinhalts zu entnehmen sind, setzen ihn in Gegensatz zu Tun als Erfüllung von Befehl und Forderung.

Und dennoch ist es nicht schlecht hin zu verurteilen, wenn man den Glauben mit Nachdruck ein Tun oder Werk in gewissermaßen eigentlichem Sinne genannt, ja sogar gesagt hat: er ist ein energisches Werk, — wenn sich nämlich aus der Rede ergibt, daß es ein starker Ausdruck in Gegensatz zu bloßer Passivität oder Müßigkeit des Gedankens ist. Glauben ist nicht Denken, Meinen; es ist Willenssakt, Energie, Herzenstätigkeit. Scheint hierbei seine Bezeichnung als eines „energisches Werks“ ein Pleonasmus und nach dem Sprachgebrauch damit zu viel gesagt zu sein, so läßt man sie sich doch gefallen, ist sie eben nur zu verstehen als Gegensatz zu Gleichgültigkeit und wird damit nicht eine gewisse Glaubensstärke in methodistischem Sinne gefordert. Dazu nun zu sagen, der Glaube ist wohl gewissermaßen Tätigkeit, aber keine „energisches“ Tätigkeit, legte doch den Gedanken nahe, man bestritte die Tätigkeit des Herzens überhaupt und rechtfertigte den bloßen Verstandesglauben. Je nach Zusammenhang und Sinn ist also der Glaube mit Recht oder mit Unrecht als „energisches Werk“ bezeichnet, und ebenso verhält es sich mit der Verwerfung dieses Ausdrucks.

Müssen wir nur an die Redeweise der Antanaklasis denken, wenn wir von dem „G e h o r f a m des Glaubens“ lesen? — Der positive Unglaube ist Ungehorsam; der Glaube ist Gehorsam in dem mehr passiven als aktiven Sinne, daß der vom Evangelium gezogene Wille nicht mehr widerstrebt, sondern sich ziehen läßt, nicht etwas leisten, sondern sich etwas schenken lassen will. Er ist wirklich Gehorsam und steht dennoch als vom Evangelium gewirkt zu dem vom Gesetz geforderten Gehorsam in demselben Gegensatz, in dem wir den Ausdruck „des Glaubens Gesetz“ zu Gesetz im gewöhnlichen Sinne stehen sehen. — Sind Ausdrücke mehrdeutig, so erhalten sie ihren jeweiligen Sinn durch Zusammenhang, Sinn und Geist der ganzen Lehrdarstellung. Darum legt unser Bekenntnis kein Mißverständnis nahe, wenn es gerade im Gegensatz zu den Papisten, nach denen Gott nur durch Werke im eigentlichen Sinne geehrt werden könnte, den Glauben an sich einen G o t t e s d i e n s t und eine Ehrung Gottes nennt. Unser

Seligwerden durch den Glauben, der nicht durch seinen eigenen innern Wert uns rechtfertigt, ehrt doch an sich Ihn, der alles wirkt, tut und schafft und vor dem sich kein Fleisch rühmen soll.

Gesetz, Tun, Werk usw. sind Schlagwörter geworden. Schlagwörter sind Schlagbäume, Wegweiser, Sicherheitswächter, Laternen-träger; sie geben Licht und werfen Schatten. Sie haben Gehilfen nötig, wie ein Offizier seine Mannschaft. Wer nicht genau aufmerkt, kann auch bei all ihren Weisungen in verkehrte Richtung geraten. Wer „Befehl“ hört und es im gewöhnlichen Sinne versteht, findet sich ins Gebiet des Gesetzes gewiesen; wer das Evangelium kennt und es zu hören meint, horcht auf, vernimmt er in der evangelischen Lehre von Befehl, Gebot, Forderung. In der Lehre vom rechtfertigenden Glauben passen ihm Befehl, Gebot, Forderung — und Wort vom Glauben so wenig zu einander wie Peitsche und Zucker. Ihm ist das Wort: Glaube an den Herrn Jesum Christum, A u f f o r d e r u n g im Unterschied von F o r d e r u n g; er versteht das Wort¹⁾: „Gott gebet, Buße zu tun und zu glauben, nach dem ihm etwa unbekanntem Grundtext: ἡμετέρας ἐλλείπει. Gott k ü n d i g t a n, daß Buße zu tun und mir zu glauben sei. Aber er kennt auch „evangelische Gebote“ für das Glaubensleben. Johannes schreibt²⁾: „Das ist sein Gebot, daß wir glauben an den Namen seines Sohns Jesu Christi, und lieben uns unter einander, wie er uns ein Gebot gegeben hat.“ Verstehst's der Pietist falsch, so muß ihm erst geholfen werden durch die Stellen, die eigentlich vom rechtfertigenden Glauben als solchen reden. Der recht unterwiesene Christ läßt sich auch durch einen ungewöhnlichen Ausdruck über den Glauben nicht beirren, ist der Gebrauch desselben nur im Einklang mit der oben angemerkten Darstellungsweise Nummer 1. Freilich wundert er sich wohl mal und denkt: nun, da ist die Wahl des Ausdrucks keine glückliche gewesen. Oder er wird sonst zum Nachdenken angeregt. Er mag aber auch Anlaß zu einer Interpellation nehmen. So haben wir den Glauben als „S i n g a b e“ bezeichnet gefunden. Nun? — Ja, wer an Christum glaubt, der gibt sich ihm hin; das ist Frucht des Glaubens. Aber den rechtfertigenden Glauben selbst als Singabe an Christum zu bezeichnen muß auch noch nicht falsche Lehre sein. Es kommt doch auf die Gesamtdarstellung an.

¹⁾ Apgstg. 17, 30.

²⁾ 1 Joh. 3, 22.

Der Wille gibt den Widerstand auf, damit tritt der Glaube ein. Der Wille gibt sich der Gnade hin, d. h. läßt sich der Gnade, — ein Weib läßt sich dem Manne, und man sagt doch: sie gibt sich ihm hin. Das „gibt“ dürfte also doch die Willigkeit ausdrücken, die beim Glauben statthat. Es wird jedoch ja niemand unter uns sagen wollen, „Hingabe“ sei ein geeigneter Ausdruck, das eigentliche Wesen des Glaubens zu beschreiben, man habe denn unter gewissen Umständen guten Grund für diesen ungewöhnlichen Gebrauch des Worts und habe dem vorgebeugt, daß der Leser oder Hörer eine Vermischung von Rechtfertigung und Heiligung verstehe. Mein man kann sich nicht wundern, daß auch bei Leuten außerhalb unsers Kirchenkreises, die es sonst nicht so genau nehmen, der Gebrauch dieses Wortes für den rechtfertigenden Glauben, wie er in unsern Kreisen vorgekommen ist, Aufsehen und Verdacht erregt hat, es gingen da methodistische Ideen um, wozu doch sonst die Lehrausführung keinen Anhalt bot. Grund genug allerdings, immer wieder zu betonen, daß der Glaube eigentlich nicht sowohl Hingabe als Sinnahme ist.

Aus manchem Satze kann man je nach dem Auge, mit dem man liest, guten Sinn oder auch das Gegenteil von Sinn und noch schlimmeres herauslesen. Wir lasen: „Gott spricht: Glaube an den Herrn Jesum, und wirkt durch dies schöpferische Wort den Glauben, der in seinem Wesen nichts anderes ist als das zuversichtliche Vertrauen, das Gott im ersten Gebot fordert.“ Wie? Sollte demnach auch bei uns der rechtfertigende Glaube als das vom ersten Gebot geforderte Vertrauen gelehrt werden? Aber das darf man bei der in der ganzen Lehrausführung gemachten Unterscheidung zwischen Gesetz und Evangelium doch nicht aus dem Satze herauslesen! Er redet nicht eigentlich vom Glauben, sofern er rechtfertigt. Das Vertrauen, das das erste Gebot fordert, ist ein weiter Begriff, sagen wir: ein genus; der rechtfertigende Glaube ist Vertrauen, aber ein engerer Begriff, — eine species. Der weitere Begriff schließt den engeren ein, aber was uns bei der species wesentlich ist, ist ja wohl nicht — das genus! Der gedrängten Kürze des zitierten Satzes dient der Zusammenhang als Dolmetscher. Durch das Wort: Glaube an den Herrn Jesum, schafft Gott den rechtfertigenden Glauben und durch diesen auch den Glauben in weiterem Sinne, der in seinem „Wesen“ Vertrauen ist, wie es das erste Gebot fordert. Und daß so durch das Wort des Evangeliums auch Werke der Heiligung

zustande kommen, die eben das Gesetz fordert, ist sehr tröstliche Wahrheit. Wir haben mit ihr nicht zu tun, wenn wir eigens die Rechtfertigung lehren. Wie dürsten wir hierbei eine Stimme mitreden lassen, die das Evangelium hier gerade schweigen heißt! Aber umgekehrt ist es richtig: der Gerechtfertigte hört wieder das Gesetz und erschrickt; da darf und soll das Evangelium dreinreden: 1. Wer will verdammen? Christus ist hie! 2. Auch mit der Heiligung hat Gott zugleich mit dem rechtfertigenden Glauben angefangen, und das gute Werk, das er angefangen hat, will er auch vollführen.

Der Glaube steht im Gegensatz zu Werk, aber er kann uns doch nimmer genug noch zu viel tun. Unsere Heiligung ist Gottes Wille. Darum auch aber sehen wir erst auf die reine Lehre von der Rechtfertigung. Wollen wir der Heiligung aufhelfen, so bringen wir das Gesetz nicht in die Lehre von der Rechtfertigung, sondern vor die Rechtfertigung, gebrauchen den Stab Wehe zur Eintreibung von Sündenerkenntnis, und führen nach der Lehre von der Rechtfertigung den Stab Sanft mit „evangelischen Geboten“ zur Anleitung in der Beweisung des Glaubens. Wer es so meint, kann mal gelegentlich einen ungewöhnlichen Ausdruck gebrauchen und wird doch nicht in die anfangs angemerkte Darstellungsweise Nummer 2 verfallen. Der wird keine Schwierigkeiten mit den Schriftstellen haben, die Pietisten, Methodisten, Synergisten auf ihren Irrtum ziehen; der wird auch unsere Bekenntnisschriften und Aussprüche unsrer Lehrväter über den rechtfertigenden Glauben recht zu gebrauchen wissen. Wer die betrachteten Unterscheidungen nicht macht, müßte ja selbst in der Heiligen Schrift, besonders im Alten Testament, Synergismus über Synergismus finden. Wer aber im Kern des Evangeliums lebt, wird auch dann, wenn ihm mal ein unglücklicher Ausdruck aus der Feder gelaufen ist, es wieder gut machen und in seiner Gesamtdarstellung die reine Lehre vom Glauben führen.

S. U p l e g g e r.

Joh. 5, 17—47.

Schon vor Origenes Zeiten war es üblich geworden, die vier Tiergestalten, welche nach Hes. 1, 5—28 und 10, 1—22 den Thronwagen Gottes tragen, und die vier verwandten Gestalten in Off. 4, 6 als Symbole der vier Evangelisten zu deuten und auf dieselben zu verteilen. Den Evangelisten und Apostel Johannes fand man im Adler abgebildet. Johannes, sagte man, gleiche diesem, weil er „aus den Tiefen den Höhen zustrebe, oder weil er, wie die Adler, die von Jugend auf daran gewöhnt würden, festen Blickes die strahlende Sonne anzublicken, über die Wolken menschlicher Schwachheit hinwegfliege und das Licht der unveränderlichen Wahrheit mit den schärfsten und stärksten Geistesaugen anschau.“ Ein altes Gedicht singt von ihm:

Es fliegt der Aar, von Schranken befreit,
Kein Seher, kein Schauer vergangener Zeit,
Konnt je so hoch sich erheben;
Ein reiner Mensch hat nie reiner gesehen,
So viel Geheimes, das längst geschehen,
Oder einst sich soll begeben.

So hat auch ein großer Meister der Plastik, der Deutsche Dannecker, eine Johannesstatue geschaffen, in der er das Bild des Jüngers verkörpert, wie er über die Geheimnisse der Heil. Dreieinigkeit sinnt. Johannes hat, wie alle Propheten, Evangelisten und Apostel aus Eingebung des Heiligen Geistes geredet und geschrieben. Auch von ihm gilt, was Paulus 1 Kor. 2, 13 sagt: Welches wir auch reden, nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit kann, sondern mit Worten, die der Heilige Geist lehret. Aber der Heil. Geist hat sich den besondern Gaben, Fähigkeiten, Neigungen und auch Bildungsstufen der jeweiligen Schreiber angepaßt oder affomodiert. Das war gewiß auch bei dem Apostel Johannes der Fall. Auch dessen besondere Gaben und Kräfte hat der Heil. Geist in seinen Dienst genommen und sie im Dienste der Offenbarung göttlicher Geheimnisse gar wohl zu verwerten gewußt. Von diesem Standpunkt aus ist es zu verstehen, wenn wir sagen: Keiner der anderen Apostel hat sich mit solcher Eingebung, wie er, in die Mitteilungen und Lehren Jesu versenkt und auch keiner so tiefe Einblicke in die göttlichen Geheimnisse getan. So gewaltig, wie er, hat keiner die Gottheit Christi bezeugt. Noch im

hohen Alter hat er sein Evangelium niedergeschrieben, wohl nicht, um die Berichte der drei anderen Evangelisten über das Leben Jesu zu ergänzen, sondern um der Ausbreitung einer gefährlichen Sekte in der äußern Christenheit entgegenzutreten, welche die ewige Gottheit Christi leugnete, und deren Wortführer in Kleinasien Kerinth, ein jüngerer Zeitgenosse des Johannes, war. Daß die Bezeugung der Gottheit Christi der Hauptzweck seines Evangeliums sei, natürlich verbunden mit der Absicht, die Leser seines Evangeliums durch den Glauben an ihn zur Seligkeit zu führen, sagt er selbst Kap. 20, 31. Da heißt es: „Diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“ Was nun von dem ganzen Evangelium Johannis gilt, das gilt in ganz besonderem Maße von der Rede Christi, die uns der Evangelist im 5. Kapitel vom 17. resp. 19. Verse bis zum Schluß des Kapitel B. 47 berichtet. In dieser längeren Rede legt der Herr Christus ein gewaltiges und ausführliches Zeugnis von sich selbst ab.

Die äußere Veranlassung zu dieser Rede war eine doppelte Anklage, welche die Juden und zwar ohne Zweifel die Führer der Judenthums, Schriftgelehrte und Pharisäer, unter ihnen wohl auch Mitglieder des hohen Rats, gegen ihn erhoben. Diese Anklagen lauteten auf Sabbathschändung und Gotteslästerung. Christus hatte, wahrscheinlich bei dem Besuche des zweiten Osterfestes während seiner öffentlichen Thätigkeit, den Paralytiker am Teiche Bethesda, der 38 Jahre lang krank gelegen hatte, geheilt. Das geschah an einem Sabbathtage. Als die Juden davon erfuhren, verfolgten sie ihn und trachteten ihm jetzt schon nach dem Leben, weil er sein Werk an einem Sabbath getan und nach ihrer Meinung den Sabbath damit entheiligt hatte. Das war eine Überspannung des Sabbathgebotes. Denn auch nach dem Gesetze Moses waren an diesem Tage Werke der Liebe und Barmherzigkeit gestattet. Sodann war Jesus, der dieses Wunder verrichtet hatte, überhaupt über das Sabbathgesetz erhaben. Seinen Feinden, die entweder unter einander Jesum der Sabbathschändung beschuldigten, oder auch diese Anklage dem Herrn Jesu ins Gesicht schleuderten, auf alle Fälle aber durch ihre feindselige Haltung, Gebärden und Mienen ihre Gesinnung und ihres Herzens Gedanken verrieten, tritt der Herr Christus unter die Augen und spricht zu ihnen B. 17: Mein Vater wirket bisher und ich wirke auch. Er nennet Gott

seinen Vater und stellt sich auch in seinem Wirken und Tun mit dem Vater auf gleiche Stufe. Von dieser Aussage, auf welche wir nachher wieder zurückkommen, verstehen die Juden wenigstens so viel, daß er sich selbst Gott gleich machte oder stellte. Das galt ihnen für Gotteslästerung, weil sie ihn für einen bloßen Menschen hielten. Auch stand ihnen nun fest, daß Jesus das Sabbathgesetz nicht nur gelegentlich, etwa aus Übereilung nicht beobachtete, sondern den Sabbath mit Bewußtsein, vorsätzlich auflöste, indem er sich über dessen Verbindlichkeit erhaben glaubte. Darum trachteten die Juden ihm noch viel mehr nach, daß sie ihn töteten. Wie sie zunächst ihrer tödlichen Feindschaft Luft machten oder ihre mörderischen Absichten verrieten, wird uns nicht genauer beschrieben. Dem Herrn Christo war aber nicht verborgen geblieben, welche Wirkung sein inhaltsschweres, wiewohl kurzes Wort auf ihre Gemüther ausgeübt hatte. Er geht ihnen aber nicht aus dem Wege, viel weniger sucht er, sich zu entschuldigen. Im Gegenteil, er findet einen willkommenen Anlaß, den Obersten der Juden gegenüber Zeugnis von seiner Person abzulegen und ihre Anklagen zurückzuweisen. Als allgemeines Thema dieser Rede Christi, Joh. 5, 17—47, ergibt sich:

Christus widerlegt die von Seiten der Juden gegen ihn erhobenen Anklagen der Sabbathschändung und Gotteslästerung.

Dieses Thema löst sich in folgende Hauptteile und Unterabteilungen auf:

- I. Christi Selbstzeugnis über seine Gottgleichheit, B. 17. 19—30.
 - a) Christi Zeugnis von seinem innigen Verhältnis zum Vater und seinem gottgleichen Wirken, B. 17, 19 u. 20.
 - b) Angabe der hauptsächlichsten göttlichen Werke, die ihm der Vater auch nach seiner menschlichen Natur gegeben hat und zwar zunächst im Allgemeinen, B. 21. 22.
 - c) Angabe der Absicht, mit welcher der Vater ihm diese gegeben hat, B. 23.
 - d) Nähere Beschreibung dieser göttlichen Werke, B. 24—29, und zwar
 - a) der geistlichen Lebendigmachung, B. 24—26;
 - b) der physischen Auferweckung der Toten, teils zum Leben, teils zum Gericht, B. 27—29.

- e) Versicherung, daß sein Gericht ein gerechtes ist, V. 30.
- II. Christi Berufung auf das Zeugnis seines Vaters und Strafe des Unglaubens der Juden, V. 31—47.
- a) Christus will hier absehen von seinem Zeugnis über sich selbst, V. 31, sowie von dem Zeugnis Johannis des Täufers, V. 33—35.
 - b) Er beruft sich aber desto nachdrücklicher auf das Zeugnis des Vaters, V. 35—39, und zwar 1) auf das Zeugnis, das der Vater durch seine (Christi) Worte ablegt, V. 36; 2) auf das Zeugnis, das der Vater durchs Wort ablegt, V. 37—39.
 - c) Christus straft ihren Unglauben, V. 40—47. Dieser hat seine Ursachen 1) in ihrem verkehrten Willen, V. 40—41; 2) ihrem Mangel an der Liebe Gottes, V. 42—43; 3) in ihrer Ehrfurcht, V. 44; 4) ihrer Mißachtung des Propheten Moses, V. 45—47.

Vers 17: Jesus aber antwortete ihnen: „Mein Vater wirket bisher und ich wirke auch,“ oder: „Mein Vater ist bis jetzt tätig, und auch ich bin tätig.“

Die zusammenhängende Rede des Herrn beginnt eigentlich erst mit Vers 19, aber da wenigstens ihr erster Hauptteil nur eine Weiterentwicklung dieser kurzen und rätselhaft klingenden Antwort ist, so ist es gewiß angezeigt, auch diesen Vers heranzuziehen und dem Sinn der Antwort nachzudenken. Diese Worte sind zunächst eine Antwort auf die Anklage der Sabbathschändung durch die Heilung des Kranken am Teiche Bethesda. Auch bei anderen Gelegenheiten hatte sich der Herr genötigt gesehen, sich gegen diese Beschuldigung zu verteidigen, nämlich als er den Mann mit der verdorrten Hand geheilt hatte, und als seine Jünger durch Ahrenausrufen an einem Sabbathtage den Pharisäern Anstoß gegeben hatten. Matth. 13. Luk. 6. Bei diesen beiden Gelegenheiten hatte er sich vor allem auf das höhere Gebot der Liebe und Barmherzigkeit berufen und damit die engherzige, aller Liebe bare Auffassung des Sabbathsgebotes von Seiten der Pharisäer bloßgestellt und verdammt. Freilich unterließ er es auch nicht, als ihn die Juden wegen des Ahrenausraufens der Jünger angriffen, auf seine Autorität hinzuweisen, indem er ihnen sagt: Des Menschen Sohn ist ein Herr auch über den Sabbath. Hier kehrt er seine Machtvollkommenheit und Erhabenheit über das Gesetz noch deutlicher und

wirksam hervor, indem er ihnen die eben angeführte Antwort gibt. Und wenn er die Juden auf seine Gottheit und göttliches Wirken hinweist, so gibt er ihnen damit auch aufs nachdrücklichste zu verstehen, daß nicht etwa er sich gegen Gott und sein Gesetz auflehne, sondern daß ihr Haß und ihre bittere Feindschaft gegen ihn in der That und Wahrheit Auflehnung gegen Gott und sein Wort, ja Gotteslästerung sei.

Die Antwort Christi im 17. Verse ist recht gut so paraphrasiert worden: Mein Vater bis zur Stunde tut Werke, darum tue ich auch solche, oder: Da mein Vater bis jetzt wirket, so wirke ich auch. „B i s h e r , b i s z u r S t u n d e“ ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob der Herr Christus hier dem Wirken seines Vaters und auch seinem eigenen Wirken eine bestimmte Zeitgrenze setzen wolle, etwa die Gegenwart, in welcher er und seine Gegner lebten. Ein solcher Gegensatz müßte im weiteren Verlauf der Rede angedeutet sein, wie Joh. 2, 10, 16, 24. Der Vater wirkt bisher, ist bis zur Stunde rastlos tätig, und diese seine Wirksamkeit wird auch in der Zukunft ihren ungestörten Fortgang nehmen; so aber auch Christi eigene Wirksamkeit. Das zeigt der weitere Fortgang seiner Verteidigungsrede zur Genüge.

Es ist selbstverständlich, daß der Herr in dieser Aussage zunächst Bezug nimmt auf die Krankenheilung am Sabbathtage. Gott hat, will er sagen, einst dem Volke Israel und so auch euch das Sabbathgesetz gegeben, und der siebente Tag der Woche war auch dazu bestimmt, ein Gedächtnis des Tages zu sein, da Gott von den Werken der Schöpfung ruhte; er hat nun auch euch geboten, an diesem Tage von der Last und Bürde der vorhergehenden sechs Tage auszuruhen. Aber ihr selbst wollt doch nicht die Behauptung aufstellen, daß Gott an jenem Tage aufgehört habe, die Welt zu regieren und zu erhalten, oder gar daß er die Werke der Regierung und Erhaltung an jedem wiederkehrenden Sabbath einstelle. Auch am Sabbath regiert und erhält Gott die Welt, auch am Sabbath vollbringt er in rastloser Tätigkeit, was ihm zur Ehre und den Menschen, besonders den Seinen zu Nutz gereicht. Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Was würde aus der Welt werden, wenn er seine Hand auch nur einen Augenblick zurückzöge?

Diesen Gott nun nennt er seinen Vater: M e i n Vater wirket bisher, und i c h wirke auch. Er, Jesus von Nazareth, der Sohn Marias, steht vor ihnen als wahrer Mensch; er hat Leib und Seele, auch menschliche Verrichtungen, wie Essen, Trinken, Schlafen, Wachen,

sind ihm eigen, ebenso menschliche Gemütsbewegungen, Freude und Trauer konnte man an ihm wahrnehmen. Seine Feinde, alle Ungläubigen halten ihn für einen bloßen Menschen. Aber diesen falschen Wahn will der Herr mit Einem Wort zerstören. Er nennt Gott seinen Vater, und weil er denn mit Betonung des Ich sein Wirken dem Wirken des Vaters gleichstellt, so kann auch der Einfältigste merken, daß er Gott seinen Vater nicht bloß in dem Sinn nenne, in welchem er der Vater aller Gläubigen, aller wahren Israeliten ist, und in welchem Sinne auch, freilich mit Unrecht, seine Feinde wähten, daß er ihr Vater sei. Was er später noch kräftiger bezeugt und weiter ausführt, das gibt er hier schon unzweideutig zu verstehen: Er ist Gottes eingeborener Sohn, das Wort, das Fleisch geworden ist. In ihm ist erschienen der Ausgang aus der Höhe. Ist er aber Gottes Sohn, so ist sein Wirken auch ein gottgleiches Wirken: „U n d a u c h i c h w i r k e.“ Daß sein Vater wirkt, auch am Sabbathtage, das ist der Grund, daß auch er nicht aufhört, am Sabbathtage tätig zu sein; auch am Sabbathtage darf seine Wirksamkeit keine Unterbrechung erleiden.

Durch ihn, den Sohn, trägt und erhält der Vater die Welt, hilft auch, als ein Stück der Weltregierung und Erhaltung, den Armen und Elenden auch am Sabbathtage. Hebr. 1, 3. So kann auch gar nicht die Rede davon sein, daß er in diesem seinem göttlichen Wirken an das Sabbatthgesetz gebunden ist. Christus hat eine ganz andere Norm für sein Verhalten, als die auf das Gesetz verpflichteten Juden. Zwischen ihm, dem Sohn, und Gott, seinem Vater, besteht eine notwendige Gleichheit und Einheit des Wirkens. Nun gilt vom Vater: Er hört nie jemals auf zu wirken, sondern wie es eine Eigentümlichkeit des Feuers ist zu brennen und eine Eigentümlichkeit des Schnees, kalt zu sein, so ist es auch eine Eigentümlichkeit Gottes, zu wirken. Wie aber der Vater, so der Sohn. Hat er bei anderen Gelegenheiten sein Wirken am Sabbathtage mit dem Gebot der Liebe und Barmherzigkeit gerechtfertigt, so war das Herablassung, darauf berechnet, ihre voreingenommenen Herzen zu gewinnen. Wenn etliche Ausleger (wie Weiß) sagen, Christus rede hier von einer bloßen Nachbildung des väterlichen Tuns, so ist das eine ungebührliche Abschwächung der Aussage Jesu. Der Herr Christus stellt sich schon in dieser kurzen Antwort auf gleiche Stufe mit seinem himmlischen Vater, und zwar nicht bloß seine Person, sondern auch sein Wirken. Dieser Mensch Jesus wirkt daselbe und ebenso wie der Vater. Auch im Stande der Niedrigkeit erhält und

regiert er die Welt, tut wahrhaft göttliche Werke, wie er das auch durch die Heilung des Kranken am Teiche Bethesda und bei vielen anderen Gelegenheiten bewiesen hat. Freilich gilt das, was der Herr Christus hier von sich aussagt, den Juden als Gotteslästerung, und sie glaubten nur noch mehr Ursache zu haben, ihn zu hassen, zu verfolgen und zu töten. Freilich konnten sie ja dazumal ihr finsternes Vorhaben noch nicht ausführen, nicht weil sie noch nicht entschlossen genug waren, ihre Hände an den Gesalbten Gottes zu legen, sondern weil seine Stunde zu leiden und zu sterben noch nicht gekommen war. Dr. Stöckhardt bemerkt zu dieser Stelle (Bibl. Geschichte des N. T., S. 47): „Die Ungläubigen unserer Tage zeigen ganz denselben verkehrten Sinn. Sie stoßen sich daran, daß dieser Mensch Jesus Gottes Sohn sein soll, gleicher Gott, wie der Vater. Sie verwerfen Christum, sehen nicht das allmächtige, heilsame Wirken seiner Hände und stellen sich dabei oft gar fromm, tun sich auf äußerliche Werke und Gebärden etwas zu gute, scheuen sich etwa, am Feiertag ein Werk anzurühren, geberden sich, als eiferten sie um Gott und Gottes Gebot. Das ist widerrätige Heuchelei.“ Wir möchten noch hinzufügen, daß es in dieser Zeit des Abfalls sogar solche gibt, die als Lehrer in der Christenheit geduldet wurden und noch werden, aber nicht bloß die Gottheit Christi leugnen, sondern noch weiter gehen und es überhaupt in Zweifel ziehen, daß Christus je Wunder getan habe, und alle seine Wundertaten, seine Krankenheilungen und Totenerweckungen auf rein natürliche Weise erklären wollen (wie z. B. der berühmte David Strauß).

Vers 19: Da antwortete Jesus und sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: der Sohn kann nichts von ihm selber tun, denn was er siehet den Vater tun; denn was derselbige tut, das tut gleich auch der Sohn.

Mit diesen Worten nimmt der Herr die vorige Aussage wieder auf und führt sie zunächst noch weiter aus. Er tut das in höchst eindrucksvoller Weise. Sein doppeltes Wahrlich dient nicht bloß dazu, aufs nachdrücklichste die Wahrheit seiner Behauptung hervorzuheben, sondern setzt auch hier der Lüge die Wahrheit entgegen. Gleich im Anfang seiner Rede will er ihnen zu Gemüte führen, daß ihre Anklagen völlig falsch und haltlos sind. Zu den zweifachen Amen fügt er noch hinzu: „Ich sage euch.“ Das ist nicht die Stimme und Antwort eines Angeklagten, der sich schuldig weiß, wenn er seine

Schuld auch gerne leugnen möchte; es ist die Stimme der höchsten Machtvollkommenheit und der höchsten Autorität, die die Wahrheit selbst ist. Sodann sind die Dinge, die er im folgenden aussagt, schon an und für sich so groß und wunderbar, daß sie selbst schon diese feierliche und eindrucksvolle Einleitung verdienen.

Die Juden beschuldigen ihn neben der Sabbathschändung nun auf Grund seiner Aussage, B. 17, noch des besonderen Frevels, daß er sich Gott gleich gemacht habe. Weit entfernt nun, seine Gleichheit mit dem Vater zu leugnen, oder der Anklage auf irgend eine Weise auszuweichen, verteidigt er sich nun dadurch, daß er seinen Anklägern sein Verhältnis zum Vater vor die Augen hält samt den wunderbaren Dingen, welche dieses Verhältnis in sich schließt, ohne jedoch das eben vollbrachte Werk der Krankenheilung außer Acht zu lassen, welches ihm die Anklage der Entweihung des siebenten Tages eingebracht hatte. Er sagt zunächst: „Der Sohn kann nichts von ihm selber tun.“ Kurz zuvor hatte er Gott seinen Vater genannt und damit der Sache nach schon bezeugt, daß er Gottes Sohn ist, wie ihn auch seine Feinde recht verstanden hatten. Die neue Aussage ist noch deutlicher und nachdrücklicher. Er ist der Sohn Gottes, nicht einer von vielen, sondern der Sohn Gottes im vollen und einzigartigen Sinn des Wortes. Zu ihm hat der Vater schon im 2. Psalm gesagt: Du bist mein Sohn. Bei der Taufe Christi und auf dem Berge der Verkündigung bezeugt der Vater abermals: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. Der Sohn ist nicht der Vater, auch nicht, wie Sabellius aus Ptolemais in Egypten lehrte, eine besondere Maske oder Erscheinungsform Gottes, sondern eine vom Vater unterschiedene Person. Dies ergibt sich schon daraus, daß Gott der Vater von dem Sohn in der zweiten Person redet und der Sohn sich durchweg in den Evangelien, sowie auch in dieser Verteidigungsrede als eine vom Vater verschiedene Person darstellt. So sagte er ja auch hier im 19. Verse, der Sohn kann nichts von ihm selber tun, denn was er siehet den Vater tun.

Nachher bezeugt er, der Vater habe dem Sohne das Gericht gegeben. Ein Anderer ist der Empfänger, ein Anderer der Geber, und besonders betont der Herr Christus B. 32, daß Er und der Vater zwei verschiedene Personen sind, wenn er um der ungläubigen Juden willen von seinem Selbstzeugnis absehen will und ihnen die Tafel vorhält: „Ein anderer ist's, der von mir zeuget,“ und sich so als endgültige

Instanz auf das Zeugnis seines Vaters beruft. Es würde zu weit führen, wollten wir hier eine ausführliche Darstellung der Lehre von dem Unterschiede der Personen der Dreieinigkeit und also auch vom Unterschiede des Vaters und der Person des Sohnes geben, aber eine Bemerkung dürfte hier noch am Platze sein, nämlich daß der Unterschied der Person nicht erst von der Schöpfung der Welt her oder seit der Menschwerdung des Sohnes Gottes datiert, sondern von aller Ewigkeit her besteht. Das hat Johannes schon im ersten Kapitel seines Evangeliums gezeigt, wo er im 1. Verse schreibt: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott,“ und nachher im 18. Verse desselben Kapitels: „Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist, hat es uns verkündigt.

Aber obgleich es nun feststeht, daß dieser Mensch Jesus Gottes Sohn ist, eine vom Vater verschiedene Person, ja gerade deshalb, weil er der Sohn Gottes ist und dem Vater gleich, steht er in dem allerinnigsten Verhältnis zu dem Vater, und die notwendige Folge dieses Verhältnisses ist, daß der Sohn nicht etwas von sich selbst tun kann, außer, was er siehet den Vater tun. Mit dem Ausdruck „er kann nicht“ ist nicht etwa das Unschickliche oder das Nichtwollen, sondern die innere Unmöglichkeit gemeint. Diese Unmöglichkeit ist in dem Verhältnis des Sohnes zum Vater begründet. Der Sohn ist mit dem Vater gleichen Wesens. Ich und der Vater sind Eins, sagt der Herr Christus. Joh. 10, 30.

Ist aber der Sohn eins mit dem Vater, so ist es auch keine Schwäche und Unfähigkeit, daß er nichts von ihm selber tun kann. Es verhält sich mit ihm nicht, wie mit seinen Jüngern in Beziehung auf das geistlich Gute. Von ihnen sagt er selbst mit Recht Joh. 5, 5: Ohne mich könnet ihr nichts tun; und der Apostel Paulus sagt von sich und seinen Mitarbeitern 2 Kor. 3, 5: Nicht daß wir tüchtig sind, etwas zu denken, als von uns selber usw. Dieser Ausdruck, wenn er von Gott schlechthin gebraucht wird in der Schrift, bezeichnet vielmehr die höchste Vollkommenheit seiner Natur, die auf die Weise wirkt, daß er sich gar nicht anders verhalten kann, wie sonst auch ausgesagt wird, daß es unmöglich sei, daß Gott lüge. Hebr. 6, 18. Titus 1, 2. Wenn aber Christus hier von sich aussagt, daß er nichts von sich selber tun kann, denn was er siehet den Vater tun, so bezeugt er vor allem damit die Gleichheit, Einheit, Unzertrennlichkeit seines und des Vaters Wesens, Macht, Willens und Wirkens, aber auch zugleich die Art und

Weise seiner Existenz — daß er nämlich sein Wesen nicht von sich selbst, sondern von seinem Vater hat. Sein Ursprung ist im Vater, der Vater teilt ihm fortwährend sein Wesen auf eine unaussprechliche Weise mit. Der Herr Christus weist hier also auf die *e w i g e Z e u g u n g* des Sohnes vom Vater hin, die schon im Alten Testamente (Ps. 2, 6; Micha 5, 2) gelehrt wird.

Auch in dem Augenblicke, da Christus mit seinen Gegnern redet, vollzieht sich diese Wesensmitteilung, und somit ist und bleibt er auch wahrer Gott im Stande der Erniedrigung. Obwohl er, der Sohn Gottes Knechtsgestalt angenommen hat, hat sich vor allem seine Gottheit ihrer Eigenschaften nicht entäußert, weder der sogenannten immanenten, der Macht, Wahrheit, der Liebe, noch auch der relativen, der Allmacht, der Allwissenheit, der Allgegenwart. Sonst könnte er ja auch nicht Vers 17 von sich in Wahrheit aussagen: Mein Vater wirket bisher und ich wirke auch, und also sein Wirken mit dem Wirken des Vaters auf gleiche Stufe stellen; ebenso könnte er nicht im vollem und ganzem Sinne im vorliegenden Verse von sich die Behauptung aufstellen: Der Sohn kann nichts von ihm selber tun. Diese Lehre von der sogenannten Kenosis macht den Herrn Christum schließlich zum bloßen Menschen. Ein bloßer Mensch aber, wiewohl er durch die Kraft Gottes aufrecht erhalten wird, kann wohl etwas aus sich selber tun; er kann wohl Werke tun, die mit dem Willen Gottes nicht übereinstimmen und das Resultat oder die Folge moralischer und physischer Ohnmacht sind. Um so mehr müssen wir uns verwundern, daß nicht nur reformierte Kirchenlehrer, sondern auch lutherische Theologen, die in der Mitte des letzten Jahrhunderts im alten Vaterlande als große Leuchten galten und sogar Vorkämpfer der sogenannten positiven Richtung sein wollten, diese höchst unchristliche und gefährliche Lehre vertraten. Thomasius behauptet: Die Erniedrigung ist zugleich Entäußerung, fortgesetzte Entäußerung der göttlichen Seins- und Wirkungsweise, deren er sich mit der Fleischwerdung begeben hat und eben damit der sogenannten relativen göttlichen Eigenschaften, in denen die immanenten nach außen hin sich manifestieren und zur Erscheinung kommen: der Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart. Daß er dies nicht bloß von Christo nach seiner menschlichen Natur verstanden wissen will, was auch schon ein großer Irrtum ist, sondern auch nach seiner göttlichen, erhellt aus einem anderen Ausspruch. Er sagt weiter unten: „Wir sagen also einfach: der Erlöser war während seines irdi-

sehen Lebensstandes weder allmächtig, noch allwissend, noch allgegenwärtig. Das sagen wir von der ganzen ungetheilten Person desselben, von dem menschengewordenen Sohne Gottes. Nichts kann uns ferner liegen, als die Vorstellung: seiner Menschheit nach habe er zwar jene göttlichen Eigenschaften, gleichviel ob ihres Besitzes oder Gebrauches sich begeben, seiner Gottheit nach sie besessen oder gebraucht.“ Luthard vertritt dieselbe Irrlehre. Er schreibt: Indem der Sohn Gottes irdisch-menschliche Natur annahm, bewahrte er zwar seine göttliche Natur und die unveräußerliche Wesensherrlichkeit derselben, begab sich aber im Stande der Erniedrigung für sein Verhältnis zur Welt seiner göttlichen Existenzweise und ihrer entsprechenden Machtbetätigung, um erst mit der Erhöhung in dieselbe, aber nun als menschengewordener zurückzutreten (Komp. der Dogm. 3. Auflage. S. 155). Philippi endlich treibt diese Irrlehre auf die Spitze, wenn er sich folgendermaßen ausläßt: Die Kenose des Logos findet ihre konsequente Vollendung nur in der Annahme, daß der Sohn Gottes bei seiner Menschwerdung sich sämtlicher göttlichen Eigenschaften, ebensowohl der immanenten, als der relativen entkleidet habe. Wir haben hier eine völlige Umkehrung und Verwandlung der Gottheit in die Menschheit. (Kirchl. Glaubenslehre. 2. Auflage. 10. Erste Hälfte S. 386 ff.). Es erfüllt uns aber mit Freude, daß Philippi diese seine Irrlehre noch auf seinem Totenbette verflucht hat. Widerspricht doch dieselbe nicht bloß dem, was Christus in dem vorliegenden Kapitel von sich und seinem gottgleichen Wirken aussagt, sondern auch der Lehre von der Unveränderlichkeit Gottes (Ps. 102, 28. Mal. 3, 6. Jak. 1, 17) und macht schließlich Christum zu einem bloßen Menschen und sein Werk zu einem bloßen Menschenwerk. Hat der Sohn Gottes, da er Mensch wurde, aufgehört wirklich wahrer Gott zu sein, dann sind wir auch nicht erlöst, und es gibt keine Hilfe, keine Rettung aus unserm Sündenelende.

Doch wollen wir auch hier nicht vergessen, daß der Gottmensch Christus, der sich freilich hier den Sohn Gottes nennt, vor uns steht. Der Sohn Gottes, die Person des Sohnes Gottes hat die menschliche Natur in sich aufgenommen. Diese beiden Naturen, die göttliche und die menschliche liegen nicht nebeneinander, wie etwa zwei Bretter, welche aufeinander gelegt und vielleicht noch zusammengeleimt sind, sondern sind durch die persönliche Vereinigung auf allerinnigste und unzertrennlichste Weise miteinander verbunden. Aus dieser persönlichen Vereinigung fließt die Mittheilung der Naturen, durch welche es

geschieht, daß die menschliche Natur die Natur des Sohnes Gottes und die göttliche Natur die Natur des Menschensohnes ist. Die menschliche Natur ist ganz von der göttlichen durchdrungen. Kol. 2, 9: In ihm, dem Menschen Christo, wohnet die Fülle der Gottheit leibhaftig. So muß es kraft dieser persönlichen Vereinigung von Christo, dem Gottmenschen, gelten, daß er nichts tun könne, als was er siehet den Vater tun. Auch seine menschliche Natur hat teil an seinem göttlichen, ja göttlichen Wirken. Und wenn der bekannte Ausleger Th. Zahn zu dieser Stelle sagt: Jesus gebe sich hier für den ganzen Umfang seines Lebens und Wirkens die Stellung des vom Schöpfer und Erhalter abhängigen Geschöpfes, er stelle sich also in bezug auf sein Wirken nicht Gott gleich, so ist das offenbar falsch, gegen den ganzen Zusammenhang und auch gegen den von Christo beabsichtigten Sinn der Worte. Christus stellt sich hier nicht als ein Werkzeug in der Hand eines Höheren und Stärkeren dar, sondern erklärt wirklich seine Gottgleichheit, seine Homousie mit dem Vater, deren Glanz auch seine Menschheit durchleuchtet und durchdringt. Wäre das nicht der Fall, so wäre seine jetzige Rede nicht eine Verteidigung seines im 17. Verse getanen Ausspruches, sondern eher eine Abschwächung und Entschuldigung dafür, daß er es gewagt hätte, so von sich zu reden und auch am Sabbatttage einen Kranken zu heilen.

„Denn was er siehet den Vater tun“, oder auch: es sei, denn, daß er sehe den Vater etwas tun. Man könnte auch noch kürzer sagen: Er tut nur, was er den Vater tun sieht. Durch diese Redewendung will der Herr Christus nicht etwa seinen Gegnern nahe bringen, daß seinem Tun eine gewisse Schranke oder Grenze gesetzt sei, die er nicht überschreiten könne oder dürfe. Er will auch nicht sagen, daß sein Tun bloß eine Nachahmung des Tuns seines Vaters sei, oder auch, daß er nur unter dem Einfluß seines Vaters handele, wie menschliche Personen einander zu beeinflussen pflegen. Sogar auch die Propheten und Apostel handelten und redeten nicht bloß auf den Einfluß Gottes hin. Diese Worte haben einen tieferen Sinn. Der Sohn sieht fortwährend, was der Vater tut, mit Augen, die nicht durch menschliche Schwachheit verdunkelt sind, auch nicht bloß in dunklen Umrissen, sondern mit der allervollkommensten Vision. Es ist im letzten Grunde dieselbe Erkenntnis, dieselbe höchste Intelligenz, wie diejenige, die der Vater besitzt und durch welche das Handeln und Wirken des Vaters bestimmt ist.

Denn was (nur immer) jener (der Vater tut), das tut gleich (oder gleicher Weise) auch der Sohn. Der Herr gibt mit diesen Worten den Grund für seine eben gemachte Aussage an. In diesem Falle ist es das Prinzip, das den Sohn ohne alle Ausnahme in seinem Wirken bestimmt und leitet. Die Werke des Vaters sind die Werke des Sohnes und umgekehrt. Und zwar tut der Sohn die Werke, die der Vater tut, gleicher Weise. Das Wort gleich hat hier dieselbe Bedeutung, wie Mark. 4, 16. Joh. 21, 13. 1 Petri 3, 5. Zwei Menschen mögen ja ein und dasselbe Werk tun, z. B. ein und dasselbe Rechenexempel lösen, aber sie können, um zum gleichen Ziel zu gelangen, verschiedene Methoden anwenden. Bei dem Wirken des Vaters und dem Wirken des Sohnes findet sich aber auch die vollkommenste Übereinstimmung und Harmonie in der Art und Weise ihres Wirkens und Tuns. Der Nachdruck in dieser Sätze liegt offenbar auf „Tun“ sowohl, wie auf „gleich“ oder „gleicher Weise“. Schön führt Quenstedt die hier in betracht kommenden Gedanken aus. Er schreibt: „Die Partikel was (oder genauer, was nur immer) ist nicht auf die Werke der Gottheit nach Innen, wie Zeugen, Gezeugtwerden, Hauchen, Hervorgehen, die bloß einer oder zwei Personen in derselben zukommen, auszudehnen, sondern geht nur auf die Werke nach Außen. Darunter sind aber nicht bloß, wie die Sozinianer wollen, die Wunder zu verstehen, sondern alle Werke nach außen, wie die Schöpfung, die Erhaltung, die allgemeine Weltregierung usw. Was nämlich der Vater nach außen tut, eben das tut auch der Sohn, nicht dadurch, daß er ähnliche Dinge nachahmt, sondern daß er zugleich ebendieselben Werke vollbringt . . . geradezu alle dieselbigen, so daß keine Ausnahme stattfindet, gleich, auf dieselbe Weise, ohne irgend welche Verschiedenheit oder Ungleichheit, sondern aus demselben Wesen, aus derselben Weisheit und Macht heraus wirkt der Sohn. Gar recht sagt Gregor von Nazianz, Orat. 10 de Theol.: Nicht deshalb sagt Christus gleich (gleicher Weise), weil sich eine bloße Ähnlichkeit der Werke fände, sondern weil beider Kraft und Majestät gleich ist.“

Vers 20, a: Der Vater aber (oder: denn der Vater) hat den Sohn lieb und zeigt dem Sohn alles, was er tut. So sagt der Herr Christus Joh. 3, 35: Der Vater hat den Sohn lieb, und hat ihm alles in seine Hand gegeben.

Wir haben hier eine weitere Begründung der Aussage in Vers 19. Christus dringt hier noch tiefer in das Verhältnis zwischen dem

Vater und dem Sohne. Der letzte Grund dieser wunderbaren Einheit und Unzertrennlichkeit des Wirkens des Vaters und des Sohnes ist die Liebe, die der Vater zum Sohne hat, die göttliche Liebe, die den Vater und den Sohn mit einander verbindet und die ja das Wesen der Gottheit selbst ausmacht. Gott ist die Liebe, ein unergründliches Meer der Liebe. Christus redet hier nicht zunächst von der Liebe Gottes, wie sie sich in seinem Verhalten gegen die Welt, am allermeisten durch die Sendung seines Sohnes offenbart hat, Joh: 3, 16; es ist die Liebe, wie sie sich innerhalb der Heiligen Dreieinigkeit betätigt und zwar in einer solchen Weise und in einem so vollkommenen Grade, wie sie von uns Menschen nur schwach geahnt werden kann. Können wir schon die Länge, Höhe, Breite und Tiefe der Liebe Gottes, wie sie sich der Welt gegenüber erweist, mit unserem Sinne nicht erreichen, wie sollten wir je die wunderbare, über jeden menschlichen Begriff erhabene Betätigung der Liebe zwischen Vater und Sohn ergründen können? Unser Reden davon bleibt nur ein kindliches Lallen und Stammeln. Wir wollen uns auch nicht verhehlen, daß wir arme Sünder ein höchst unwürdiger Gegenstand der göttlichen Liebe sind, während der Sohn des Vaters, selbst Gott von Art, der allerhöchste, allermüdigste Gegenstand der innigsten, heißesten, zartesten Liebe des Vaters ist und sein muß. Es sind ewige, unzertrennliche, unzerreißbare Bande der Liebe, welche Vater und Sohn umschlingen. Auch der Sohn liebt den Vater mit der gleichen Liebe, Joh. 14, 31. Liebe von Seiten des Vaters ist es, welcher der ewigen Zeugung und Wesensmitteilung zu Grunde liegt. Der Apostel gebraucht in der vorliegenden Stelle einen Ausdruck für „Lieben“ (*φιλεῖν*), welcher besonders den Liebesaffekt hervorhebt. In den beiden anderen Stellen findet sich ein anderes Wort (*ἀγαπᾶν*), welches die intellektuelle Seite der Liebe betont, die Liebe, die ein Ausfluß der geistigen Erkenntnis ist. Diese ist natürlich nicht ausgeschlossen. Aber das erstere Wort weist noch nachdrücklicher auf das innige Verhältnis und die innerlichste Gemeinschaft zwischen dem Vater und dem Sohne hin.

Wer liebt, verhehlt nichts, sagt Bengel zu dieser Stelle. Dieses Wort bewahrheitet sich bei Menschen, die sich gegenseitig lieben. Unter ihnen gibt es keine Geheimnisse. Im vollsten und höchsten Sinne gilt das aber von dem Verhältnis und der Liebesgemeinschaft zwischen diesen hohen, göttlichen Personen, dem Vater und dem Sohne. Der Herr Christus fügt deshalb dem Satze: der Vater hat den Sohn lieb,

noch hinzu: und zeigt (oder: läßt ihn sehen), was er (nämlich der Vater) tut. Auch hier, wie vorher im 19. Verse, redete der Herr Christus durchweg in der Gegenwart. Alles, was hier ausgesagt wird, das Sehen, Zeigen und Tun, ist fortwährende, ununterbrochene Handlung, eine Tätigkeit, die sich fortwährend vollzieht. Menschen ruhen und müssen ruhen und aufhören von ihren Werken, bei Gott gibt es kein Aufhören seiner Tätigkeit und so auch nicht bei dem Sohne. Joh. 9, 4 sagt er ja freilich auch: Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Aber da redet er bloß von seinem prophetischen Wirken im Fleisch, solange er hier sichtbar auf Erden wandelte, und schließt auch seine Jünger mit ein. Seine öffentliche Wirksamkeit vor den Augen der Juden kam zu Ende, als er am Kreuze seinen Geist aufgab; auch das Wirken seiner Heilsboten nimmt ein Ende, wenn der Tod die Augen schließt; aber auch als Christus am Kreuze verschied, als er im Grabe lag, hat er keinen Augenblick aufgehört, die Welt zu erhalten und zu regieren, keinen Augenblick hat er aufgehört, sich von dem Vater dessen Werke zeigen zu lassen. Es ist wahr, wir singen am Karfreitage: O große Not, Gott selbst ist tot am Kreuz ist er gestorben; aber damit wollen wir nicht sagen, daß Christus nach seiner Gottheit gestorben ist. Sein Tod bestand in der Trennung seines menschlichen Leibes und seiner menschlichen Seele, ohne daß jedoch die persönliche Vereinigung der Gottheit und Menschheit aufgehoben worden wäre. Es ist um dieser persönlichen Vereinigung willen, daß auch der Apostel Petrus sagt: den Fürsten des Lebens habt ihr getötet. Alles meint hier alle Dinge ohne Beschränkung und Begrenzung und erinnert uns an die Regel des Augustin: Die Werke Gottes nach Außen sind ungeteilt, d. h. allen drei Personen gemein, wozu jedoch unsere Dogmatiker die Klausel hinzufügen: Mit Beobachtung der Ordnung des Unterschieds der Personen. Weil nämlich der Vater von sich selbst das Wesen hat, deshalb handelt er auch von sich aus, der Sohn aber handelt und wirkt vom Vater aus und der heilige Geist von beiden.

Alle Werke und Handlungen des Sohnes, auch die Tätigkeit, die er offenbart, da er diese Worte vor den Juden redet, sind der Reflex des Willens und der Tätigkeit des Vaters. „Zeigt“ bezeichnet vollkommene Offenbarung und schließt natürlich, wie ja der ganze Zusammenhang beweist, die Kraft und Fähigkeit mit ein, zu tun, was der Vater zeigt und tut. Quenstedt sagt zur Erklärung des Zeigens oder

Sehenlassens: „Das Sehen in Vers 19, das dem Sohne zugeschrieben ist, und das Zeigen Vers 21 stehen mit einander in Wechselbeziehung. Wie nämlich der Vater dem Sohne alles zeigt dadurch, daß er durch ihn wirkt, in Wahrheit, nicht bloß als Vorbild dienend, so sieht auch der Sohn in der Einheit der Weisheit und der Macht, dadurch daß er gleicher Weise mit dem Vater wirkt.“

So ist also das Werk und der Wille des Sohnes absolut identisch mit dem Willen und Werke des Vaters. Diese Identität und Gleichheit schließt jeden Gedanken daran aus, daß irgend eine Handlung und Tat Jesu ungesetzlich, gottlos oder sündlich wäre. Zwischen dem Wirken des Vaters und dem des Sohnes ist kein Widerstreit, kein Gegensatz, kein Unterschied, keine Abweichung, sondern die vollkommenste Harmonie, die denkbar vollkommenste Einheit und Gleichheit. Deshalb sind die Anklagen, die die Juden gegen Christum erheben, nicht bloß ungerecht, unbegründet und falsch, sondern Gotteslästerung selbst.

Doch der Herr Christus fährt weiter fort in demselben Verse (20): Und er wird ihm noch größere Werke zeigen, daß ihr euch verwundern werdet. Noch größere Werke stellt also der Herr in Aussicht, als solche, die er schon getan hat und die auch, wenigstens zum Teil, seinen Gegnern wohl bekannt waren. Solche Werke sind die kurz zuvor erfolgte Heilung des Kranken am Teiche Bethesda und andere Wunder, die zum Werke der Erhaltung und Regierung der Welt gehörten. Das waren in der Tat große Werke, Beweise der Machtvollkommenheit dessen, der nicht wie die Propheten und Apostel im Namen eines Anderen Wunder verrichtete, sondern der sie in seinem eigenen Namen, in eigener göttlicher Kraft tat. Es bedurfte nur eines Wortes, so mußten die schlimmsten und langwierigsten Krankheiten im Augenblick weichen, der heftigste Sturm sich legen, die tobende, schäumende See sich glätten. Große Werke waren seine Wunder auch wegen des Segens, welchen sie stifteten. Dienten doch alle seine Wunderwerke dazu, den Leidenden und die in Gefahr waren, Hilfe und Rettung zu bringen. Schon diese Werke hätten sie zur Überzeugung bringen können, daß er von Gott sei und nicht, wie sie bei anderen Gelegenheiten behaupteten, vom Teufel besessen. Matth. 12, 27. Mark. 3, 22 usw. Hätten sie es dann gemacht wie Nikodemus, und wären sie mit dem aufrichtigen Wunsche zu ihm gekommen, Näheres über seine Person und sein Werk zu er-

fahren, so würden sie jetzt nicht als Ankläger vor ihm stehen, sondern durch sein gnadenvolles Zeugnis die rechte Erkenntnis besitzen. Denn Gott läßt es den Aufrichtigen gelingen. Auch heute noch.

Doch Christus, der Sohn Gottes, wird in der Zukunft noch größere Werke tun, die seine Gottheit und die ewige Kraft, seine Einheit mit dem Vater noch gewaltiger bezeugen. Diese Werke werden noch auf kräftigere Weise als die bisherigen den Beweis liefern, daß er nicht das Tun des Vaters nachahme oder sich etwas herausnehme, was ihm eigentlich nicht zustehe, sondern daß er wirklich der ewige Sohn Gottes ist, durch den Gott sein Werk hier ausführt und der in völliger Wesens- und Willens-Gemeinschaft mit dem Vater steht; der Sohn Gottes, dessen Werk niemand und nichts hindern könne, und dessen Arbeit auch nicht ruhen dürfe. Etliche dieser größeren Werke nennt und beschreibt der Herr auch gleich nachher, nämlich die Lebendigmachung der geistlich Toten, das Gericht, die Auferweckung der Toten am jüngsten Tage, der einen zum ewigen Leben, der anderen zu ewiger Schmach und Schande. Diese Werke sind in Wahrheit Erweisungen derselben Macht, welche die bisherigen Wunderwerke wirkte, aber sie offenbaren diese Macht noch in völligerer und kräftigerer Weise und sind noch wunderbarer für die Menschen. Der Herr gebraucht hier das Futurum: *er wird zeigen*, nicht als ob gar keine geistliche Lebendigmachungen bis daher stattgefunden oder das Gericht an Keinem sich durch die Verwerfung des Evangeliums vollzogen hätte, sondern weil von jetzt an, besonders von dem nicht allzufern großen Pfingstfeste an, sich beides in noch viel größerem Maße und in offenerer Weise vollziehen wird. Vor allem aber liegt die allgemeine Auferstehung und das große, allgemeine Weltgericht noch im Schoße der Zukunft. Die bisherigen Wunderwerke sind auch gewissermaßen Vorspiele, Symbole und Garantien dieser größeren Werke.

Daß, oder noch genauer: *damit ihr euch wundern werdet*. Das „ihr“ ist nach der Forderung des Urtextes stark zu betonen. Ihr, ihr Ungläubigen, werdet euch über diese Werke verwundern müssen. Das „damit“ bezeichnet die Absicht. Der Vater und der Sohn beabsichtigen dies. Diese größeren Werke sind natürlich auch staunenswert für die Jünger; aber bei ihnen ist die Verwunderung mit dem Glauben verbunden und der ist bei ihnen die Hauptsache. Deshalb schreibt auch der Evangelist Johannes Kap. 20, 31:

Diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, daß Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen. Ohne Zweifel verwunderten sich die Jünger des HERRN über seine Wundermacht auf der Hochzeit zu Kana, und dieses Wunder wurde eine mächtige Stütze für ihren Glauben. Doch der Evangelist berichtet nichts Besonderes von ihrer Verwunderung, wohl aber berichtet er ausdrücklich am Schluß seiner Erzählung: Und seine Jünger glaubten an ihn. Gottes Absicht ist auch in Beziehung auf die Ungläubigen die, daß sie, indem sie mit Verwunderung über diese Werke erfüllt werden, auf die Wahrheiten des Evangeliums aufmerksam gemacht werden und schließlich durch dessen Kraft zum seligmachenden Glauben kommen. Aber bei den Meisten bleibt es bei der bloßen Verwunderung, und nicht selten verkehrt sich diese Verwunderung in Hohn und Spott, ja auch in greuliche Lästerung, freilich mit einem bösen Gewissen. Schon über jene Wunderwerke, die der HERR in den Tagen seines Fleisches verrichtete, konnten sich die Ungläubigen der Verwunderung nicht erwehren. Bei der Stillung des Sturmes fragten sie: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist? Nach der Heilung des Gichtbrüchigen heißt es Mark. 2, 12: Alle entsetzten sich, prieseten Gott und sprachen: Wir haben solches noch nie gesehen. Es wäre auch eine psychologische Unmöglichkeit gewesen, daß die Juden, gegen die der HERR sich verteidigt, nicht über die Heilung des Kranken am Teiche Bethesda, der 38 Jahre lang dahingeliegt hatte, erstaunt gewesen wären, wie über andere Wunder; aber ihre Feindschaft war schon so weit gediehen, daß sie es nicht über sich bringen konnten, das Wunder anzuerkennen. Wer aber die billige und gerechte Anerkennung einer Person oder eines löblichen Werkes gewaltsam, wider besseres Wissen und Gewissen unterdrückt, kommt schließlich dahin, daß er sich zu den größten Ungerechtigkeiten und Lästerungen hinreißen läßt. Das hat sich nicht bloß hier bei den Pharisäern und Schriftgelehrten, sondern noch oft in der Geschichte der Kirche gezeigt. Hier nur Ein Beispiel. Rein Katholik, der die Geschichte der Welt und der Kirche einigermaßen kennt, kann sich der Überzeugung entziehen, daß Luther ein großer Mann war und Großes ausgerichtet hat. Einzelne haben das auch offen ausgesprochen und ihm ihre Verwunderung nicht ganz versagt. Bossuet, der Adler von Meaux, sieht sich am Anfang seiner wütenden Angriffe auf den Protestantismus genötigt, Zugeständnisse hinsichtlich der Gaben Lu-

thers zu machen. Er sagt: Zur Zeit Luthers ereignete sich der heftigste Bruch und der größte Abfall, den vielleicht die Christenheit je gesehen hat. Die zwei Parteien, die sich reformiert nennen (er meint die Lutheraner und Reformierten) haben ihn in gleicher Weise als den Urheber der neuen Reformation anerkannt. Es sind nicht bloß seine Anhänger, die Lutheraner, die ihm das höchste Lob gezollt haben. Er ist die Trompete, oder vielmehr er ist der Donner — er ist der Blitz, der die Welt aus ihrer Starrheit erweckt hat; es war nicht so sehr Luther, der sprach, als Gott, dessen Blitze von seinen Lippen schossen. Und es ist wahr, er hatte die Stärke eines Genius, eine Heftigkeit in seinen Reden, eine lebendige und hinreißende Beredsamkeit, welche das Volk bezauberte und mit Begeisterung erfüllte. (Zitiert aus Wiemend, Luther's Reformation and its Influence on America, pag. 14). Erasmus bekennt von ihm: Einen geschickteren Ausleger gibt es nicht unter allen, die in der Kirche geschrieben haben, als Luther. Und doch wie schreien und toben die meisten Römlinge gegen ihn mit den unflätigsten Lästerreden und Lügen. Das ist auch Verwunderung, die sich in unsinnige Wut verkehrt hat, weil diese Menschen die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen und nun ein Brandmal im Gewissen haben. 2 Theß. 2, 10 und 1 Tim. 2, 4.

Also auch diejenigen, welche nicht glauben, müssen sich über die Werke Christi und gewiß auch über die größeren Werke Christi wundern, ja ihre Verwunderung, ihr Erstaunen wird sich in der Zukunft noch steigern. Davon sind auch nicht die belebenden oder lebendig-machenden Wirkungen Jesu und seines Wortes auf die geistlich Toten ausgenommen. Es ist wahr, was wir im Anfange eines bekannten Kirchenliedes singen:

Es glänzet der Christen inwendiges Leben,
 Obgleich sie die Hitze des Tages verbrannt,
 Was ihnen der König des Himmels gegeben,
 Ist keinem, als ihnen nur selber bekannt.

Das wahre Christentum wohnt ja im Herzen der Gläubigen. Nur wer wahrhaftig an Christum glaubt, empfindet dessen belebende Kraft, empfindet und erfährt den süßen Trost des Evangeliums von dem Sündenheilande Christo, den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Der wahre Glaube jedoch ist nicht etwas Totes, sondern ist, wie Luther sagt, ein mächtig und schäftig Ding. Wo immer Leben ist, da macht er sich durch seine Wirkungen nach außen bemerkbar. So

ist es auch mit dem geistlichen Leben, das durch den Glauben in den Herzen der Befehrten angezündet worden ist. Seine Erweisung geschieht in allerlei guten Werken — in der treuen Ausübung des irdischen Berufs, er macht die Christen zu mutigen Bekennern, gibt ihnen Geduld in Leiden usw. Wenn sich das neue geistliche Leben eines Jüngers des HErrn nicht auch vor den Augen anderer, auch der Ungläubigen bemerkbar machen sollte und würde, so wäre die Ermahnung Christi in der Bergpredigt: Lasset euer Licht usw. nutzlos. Die Geschichte der Kirche, namentlich in ihren Blütezeiten, beweist zur Genüge, daß sich auch die Ungläubigen, auch die bittersten Verfolger sich jener Verwunderung, von welcher der HErr Christus redet, nicht erwehren konnten. Groß war die Verwunderung und das Staunen der Menge am Pfingstfeste, als die Jünger die großen Taten Gottes in allerlei Sprachen und Zungen verkündigten. Sie entsetzten sich alle, wurden irre und sprachen einer zu den anderen: Was will das werden? Erstaunt und bestürzt war die Judenthümlichkeit in Damaskus, als Saulus, der Eiferer um das väterliche Gesetz und wutschnaubender Verfolger der Christen, anfing, Christum in den Schulen zu predigen. Apostg. 9, 21. Wie sehr verwunderten sich die Heiden über die Liebe, welche die Christen unter einander übten! Das konnten sie nicht verstehen und erklären, daß es in dieser selbstsüchtigen, kalten Welt Leute gebe, die sich für einander aufopferten, auch wohl für einander das Leben auf das Spiel setzten, selbst in Fällen, wo keine Blutsfreundschaft sie verband oder die gegenseitigen Interessen auseinander zu gehen schienen. Seht, wie sie sich lieben! war der verwunderte Ausruf der Heiden, wenn sie auf die verachteten Christen zu sprechen kamen. Aber noch größer wurde ihre Verwunderung bei der Wahrnehmung, daß die Christen auch ihren grimmigsten Verfolgern, namentlich wenn diese in große Not kamen, wie in Zeiten der Pest oder Hungersnot, die selbstlosesten Liebesdienste erwiesen. Am allerwenigsten verfehlten aber der Bekennermut der Christen zur Zeit der Verfolgungen, ihre Geduld unter den gräßlichsten Martern, ihre Todesfreudigkeit einen gewaltigen Eindruck auf die Gemüther der Heiden zu machen. Für viele ist dieser Zeugenmut der erste Anlaß geworden, auf die Predigt des Evangeliums Licht zu geben, und es ist nicht mit Unrecht gesagt worden, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche gewesen ist. Das Leben der Waldenser in späteren Jahrhunderten stand in solchem Einklang mit ihren Lehren, daß der

stoekatholische König Ludwig von Frankreich ausrufen mußte: „Wahrhaftig, diese Ketzer sind besser, als ich und mein ganzes Volk.“

Was wir aber von dem Bekennermuth so vieler Tausenden in der ersten Jahrhunderten gesagt haben, gilt besonders auch von der Zeit der Reformation. Auch die ungläubige Welt verwundert sich heute noch über die gewaltige Gestalt Luthers, seinen Heldennuth, seinen Einfluß. Wodurch ist aber Luther geworden, was er war? Durch die Kraft des Evangeliums, die er an seinem Herzen erfahren hatte. Wir leben ja in der letzten Zeit der Christenheit, da die Liebe in Vielen erkaltet ist und der Gläubigen wenig ist unter den Menschenkindern. Aber dennoch kann die Welt noch die Kraft und Wirkung des Evangeliums, die geistliche Neubelebung noch wahrnehmen, wenn sie nur will. Wenn die Welt Erziehungsanstalten, Waisenhäuser, Altenheime, Hospitäler baut, so kommt das auf den Steuerzettel der Gläubigen und Ungläubigen zu stehen, und wer sich weigern würde, sein Teil dazu beizutragen, würde unliebsame Bekanntschaft mit der Polizei machen. Zu welchen verwerflichen Mitteln die Kirche des Antichrists greift, um ihre Anstalten zu bauen und zu erhalten, hat die Erfahrung vieler Jahrhunderte satfam gelehrt. Wo aber die Kirche frei ist von obrigkeitlicher Bevormundung, namentlich da, wo das reine Evangelium im Schwange geht, da richtet die christliche Liebe das alles aus, ohne Zwang und ohne Gesehtreiberei. Ein Beweis davon ist die rechtgläubige Kirche in unserm Lande, mit ihren vielen Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten und ihren Missionen. Es wäre eine verkehrte Vorstellung, wollte man meinen, die Welt nähme gar keine Notiz davon und wundere sich nicht über die Opferwilligkeit der Christen, obgleich sie nicht gerne davon redet oder dieselbe für Torheit erklärt. Auch für das Leben des einzelnen Christen hat die Welt heutzutage noch scharfe Augen und kann nicht alle Bewunderung unterdrücken, wenn sie doch noch so manchen Christen findet, der sich durch allerlei christliche Tugenden vorteilhaft von den Kindern der Welt, wie von vielen lauen und trägen Namenchristen auszeichnet.

S. S ö n e h .

Verzeichniß aller Lehrverhandlungen, welche von 1868 bis 1914 in den offiziellen Sitzungen der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St. vorgenommen worden sind.

(Zusammengestellt von Pastor C. Lescom.)

1868. Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. (Referent nicht angegeben.)

1869. Von der Kirche. Past. Theo. Käfel und Prof. A. Höncke.

1. These: Es gibt nur Eine Kirche, welche ist die Gemeinde der durch den rechten Glauben Geheiligten und mit Christo dem Haupte Verbundenen.

2. These: Diese Gemeinde ist gesammelt durch die Gnadenmittel des Wortes und des Sakraments und ist zugleich Inhaberin derselben; und reine Predigt des Evangelii und rechte Verwaltung des Sakraments sind deshalb die Zeichen, an welchen wir irgendwo das Dasein der Kirche erkennen.

3. These: Nicht alle aber, welche um das Wort und Sakrament dem leiblichen Auge erkennbar versammelt sind, sind auch im Glauben wahrhaft Geheiligte, sondern die heiligen Glieder der Kirche sind in jenem Haufen verborgen und Gott allein bekannt.

1870—71. Von der Kirche (Fortsetzung).

Prof. A. Höncke.

4. These: Dem Haufen derer, welche in irgend einem Orte als Hörer äußerlicher Weise um das Wort versammelt sind und die Sakramente gebrauchen, mit andern Worten: einer Partikularkirche, kommt der Name Kirche zu, auch wenn in demselben viele falsche Christen sich befinden; und zwar kommt ihm dieser Name zu um der wahren Glieder Christi willen, die unter ihnen verborgen sind.

5. These: Keine der größeren oder kleineren Gesamtheiten von Partikularkirchen umschließt die eine, im engern Sinne sogenannte Kirche Christi; aber es ist auch keine, in der nicht die Gemeinde Christi verborgen wäre, falls sie noch den Samen besitzt, aus welchem die Kinder Gottes gezeugt werden. (Berlegt in folgende Sätze:)

1. Keine Partikularkirche ist die Kirche, d. h. ist die Gemeinde aller Gläubigen, außer welcher es kein Heil gibt.

2. Die luth. Kirche hat weder in ihren öffentlichen Bekenntnissen noch in den Privatschriften ihrer reinen Lehrer je behauptet, daß sie die eine Kirche sei, außer der es kein Heil (oder wenigstens keine Kirche) gebe.

3. Auch in unreinen Kirchen, d. h. in Kirchen mit falschem Bekenntnis, gibt es noch wahre Kinder Gottes, wenn daselbst noch der Same vorhanden ist, aus welchem sie gezeugt werden.

4. Durch die vorangehenden Sätze wird Artikel VII des Augsburgerischen Bekenntnisses nicht umgestoßen.

5. Durch die vorangehenden Sätze wird aber auch der Unionismus

(d. h. Religionsmengerei) weder aufgerichtet noch demselben das Wort geredet.

1872. 32 **Thesen wider unevangelische Praxis von Pastor Schwan.**

Davon verhandelt:

Past. N. Adelberg.

1. **These**: Evangelische Praxis besteht nicht darin, daß man nichts als das Evangelium, sondern daß man alles evangelisch handelt.

2. **These**: Darunter ist zu verstehen, daß man, weil man die Rechtfertigung vor Gott, die Erneuerung des Herzens und die Früchte des Geistes nur vom Evangelium erwartet, bei allem was man tut, das Eine im Auge hat, nämlich das Evangelium in Schwang zu bringen.

3. **These**: Eben deshalb wird bei evangel. Praxis das Gesetz nicht etwa bei Seite gestellt oder durch Einmischung von Evangelium abgestumpft, sondern vielmehr mit um so größerem Ernste in voller Schärfe, aber in evangel. Weise gehandhabt.

4. **These**: Evangelisch wird das Gesetz dann gebraucht, wenn man es lediglich dazu gebraucht, dem Evangelium den Boden zu bereiten und den aus dem Evangelium frei erwachsenden Erweisungen des neuen Lebens eine göttliche Richtschnur vorzuhalten. — Evangelisch wird das Evangelium dann gebraucht, wenn es Allen unbedingt und unberührt dargeboten wird.

über Visitation.

Past. Theo. Säckel.

1. Die Person des Visitators.
2. Das Amt des Visitators.
3. Die Ausführung der Visitation.

1873—74. **über das heilige Predigtamt.**

Prof. A. Söneck.

1. **These**: Das heilige Predigtamt ist wesentlich eine öffentliche Ausübung der Schlüsselgewalt durch bestimmte Personen.

2. **These**: Daß es ein solches Predigtamt als eine beständige Ordnung in der Kirche gebe, ist Gottes Wille und Ordnung; darum ist das heilige Predigtamt göttlicher Stiftung.

3. **These**: Da die Schlüssel des Himmelreichs der Kirche unmittelbar gegeben sind, so ruht das Predigtamt seinem Inhalte nach in der Kirche, d. i. in der Gemeinde der Gläubigen.

4. **These**: Ordentlicher Weise hat eine Person das heil. Predigtamt nur auf dem Wege der Übertragung seitens einer Gemeinde, welche Übertragung seitens einer Gemeinde durch den Beruf (Vokation) der Gemeinde geschieht. (Erweitert zu folgenden Thesen:)

1. Ordentlicher Weise wird das Amt übertragen durch den Beruf der Gemeinde.

2. In gottgefälliger Weise hat nur der das Amt, welcher dazu von denen berufen wurde, die das Berufsrecht hatten, und der auch solchen Beruf ohne Gott mißfälliges eigenes Zutun empfangen.

3. Ein Prediger hat das Amt in einer Gemeinde, so lange es Gott gefällt, nicht so lange es der Gemeinde oder dem Prediger gefällt.

4. Ein Pfarrer oder Pastor hat das Amt nur bei denen, von welchen er berufen wurde.

5. Da das Werk der Berufung ein so überaus wichtiges ist, so erfordert es christliche Weisheit, daß eine Gemeinde dasselbe ohne Beratung durch wohlversahrene Diener der Kirche nicht vornehme.

1875. Die Herrlichkeit der Kirche.

Prof. A. Hönecke.

1. These: Die Herrlichkeit der Kirche besteht in der Herrlichkeit ihrer Glieder vor Gott und in der Herrlichkeit der ihr gegebenen Güter.

2. These: Uneingeschränkt gilt der erste Satz in allen seinen Theilen nur von der Kirche im eigentlichen Sinne; im eingeschränkten Sinne aber von jeder sichtbaren Kirche, welche noch wesentlich Gottes Wort hat.

3. These: Die Herrlichkeit der Kirche ist insofern eine verborgene, als es eine vollkommene sichtbare Gemeinde der Heiligen nie gegeben hat noch geben wird.

4. These: Die Herrlichkeit der Kirche ist eine verborgene auch insofern, als sie bis zum jüngsten Tage unter dem Kreuze bleibt.

5. These: Die Herrlichkeit der Kirche ist endlich eine verborgene auch in dem Sinne, daß sie nicht in einer äußerlichen Gestalt zum Ausdruck kommt.

6. These: Die Herrlichkeit der Kirche kann zu Zeiten auch insofern verborgen sein, als die ganze sichtbare Kirche keine öffentliche reine Predigt und Verwaltung der Sacramente hat.

7. These: Die Herrlichkeit der Kirche ist im vollsten Sinne in derjenigen sichtbaren Kirche, welche reines Wort und Sacrament hat.

8. These: Die Herrlichkeit der Kirche in diesem vollen Sinne ist in der ev.-luth. Kirche.

1876. Kirchenzucht.

Past. Reichenbecher und Prof. Hönecke.

1. These: Die Kirchenzucht ist das von dem Worte Gottes geforderte, und in demselben näher bezeichnete Einschreiten einer christlichen Gemeinde gegen bestimmte Sünden ihrer Glieder.

2. These: Was die Art und Weise dieses Einschreitens betrifft, so hat es zu geschehen a) in der Ordnung Christi, b) im Geiste brüderlicher Liebe.

1877. Keine Lehrverhandlungen.

1878. Kirchenzucht.

Past. Reichenbecher und Prof. Hönecke.

Fortsetzung der 2. These vom Jahre 1876.

3. These: Gegenstand der Kirchenzucht sind diejenigen Glieder der Gemeinde, die entweder in Lehre oder Leben sich gegen Gottes Wort verfühndigen.

1879—80. Rechtfertigung.

Past. R. Pieper.

1. These: Das Wort rechtfertigen hat in der heil. Schrift stets die Bedeutung: gerechtsprechen oder gerecht erklären; niemals: durch Eingießung einer fremden Gerechtigkeit etwas dem Wesen nach Sündiges in ein Gerechtes umwandeln.

2. *T h e s e* : Die Ursache, weshalb Gott den Sünder rechtfertigt, liegt allein in Gott; sie ist nämlich seine Gnade und Barmherzigkeit gegen das gefallene menschliche Geschlecht.

3. *T h e s e* : Da aber Gott nicht bloß gnädig, sondern auch gerecht ist, war die Rechtfertigung des Sünders unmöglich, wenn nicht seiner durch die Sünde unendlich verletzten Gerechtigkeit eine vollkommene Genugthuung geleistet und den Menschen die verlorene Gerechtigkeit erworben war.

4. *T h e s e* : Beides hat Christus, Gottes und Menschen Sohn, durch sein Leben und Leiden getan und dadurch Gott mit den Menschen wieder versöhnt.

5. *T h e s e* : Diese Versöhnung oder Rechtfertigung wird dem Menschen von Gott angeboten, dargereicht und mitgeteilt durch das Wort und die Sacramente.

6. *T h e s e* : Das Mittel, durch welches der Mensch sich diese Gerechtigkeit Christi zweignet, ist der aus Gnaden von dem heil. Geiste durch das Wort und die Sacramente in ihm gewirkte Glaube, und zwar der Glaube *a l l e i n*.

7. *T h e s e* : Hat nun der bußfertige Sünder die von Gott dem Vater ihm aus Gnaden bereitete, von Gott dem Sohn ihm erworbene und durch Gott den heil. Geist ihm durchs Wort und die Sacramente dargebotene und mitgeteilte Gerechtigkeit im Glauben ergriffen, so erklärt ihn Gott um derselben willen für gerecht.

8. *T h e s e* : Die Rechtfertigung hat insonderheit drei Eigenschaften; sie ist nämlich 1. eine vollkommene, 2. eine beständige oder fortdauernde, 3. eine gewisse.

1881. Gnadenmittel.

Prof. C. N o ß.

1. *T h e s e* : Gott will nicht mit uns handeln, denn durch sein äußerlich Wort und Sacrament.

2. *T h e s e* : Das Wort Gottes, als Gnadenmittel, ist nicht das Gesetz, sondern das Evangelium.

3. *T h e s e* : Die Gnadenmittel sind das Evangelium und kraft desselben die beiden heiligen Sacramente, indem Gott durch sie a) die durch Christum erworbene Gnade den Menschen darbietet, mitteilt und versiegelt; b) den Glauben erweckt und stärkt, der solche Gnade ergreift.

1882. Die Befehrerung.

Prof. M. Gr ä b n e r.

1. *T h e s e* : Die Befehrerung ist die Verführung eines Menschen aus dem Stand der Sünde und des Zornes, in welchem jeder Mensch sich von Natur befindet, in den Stand des Glaubens und der Gnade, in welchen man notwendig kommen muß, um selig zu werden.

2. *T h e s e* : Der Mensch kann zu seiner Befehrerung weder durch sein Tun noch durch sein Verhalten das Geringste beitragen, und daß einige befehrt werden, während doch andere in ihrem Verderben bleiben, ist ebenso wenig mit Setzung einer Verschiedenheit der Menschen wie mit Leugnung des allgemeinen Gnadenwillens Gottes zu erklären.

(Anmerkung. Hier folgt eine kurze treffliche Abhandlung Prof. Gönedes über die Gnadentwahl.)

3. *T h e s e*: Die Befehung wirkt Gott allein, der durch sein Wort mit allezeit kräftiger, nicht aber unwiderstehlicher Wirkung die Befehung vorbereitet und vollzieht.

1883—84. Vom Ansehen und Gebrauch der heiligen Schrift.

Past. A. F. Siegler.

1. *T h e s e*: Die heil. Schrift als Gottes geoffenbartes Wort ist die alleinige und böllig zureichende Quelle und die einzige Regel und Richtschnur aller heilßamen Lehre.

2. *T h e s e*: Es ist darum die heil. Schrift nicht allein mit herzlichem Dank gegen Gott fleißig zu gebrauchen, sondern auch als für unser Gewissen schlechthin bindende Wahrheit in allen Theilen mit Ehrfurcht anzunehmen.

3. *T h e s e*: Diejenigen müssen auf Irrwege geraten, welche ihre Verunft als Meisterin über die Schrift setzen, anstatt dieselbe demütig unter die Schrift gefangen zu nehmen.

1885. Gnadenmittel. (Fortf. vom Jahre 1881.)

Prof. E. Noß.

3. *T h e s e*: über Kraft und Wirksamkeit der Gnadenmittel. Die Gnadenmittel sind das Evangelium und kraft desselben die beiden heil. Sakramente, indem Gott durch sie a) die durch Christum erworbene Gnade den Menschen darbietet, mittelst und versiegelt, b) den Glauben erweckt und stärkt, der solche Gnade ergreift.

4. *T h e s e*: Diese Kraft und Wirkung der Gnadenmittel ist nicht bedingt durch die Beschaffenheit dessen, der sie verwaltet.

1886. Die guten Werke.

Prof. D. Hoher.

1. *T h e s e*: Gute Werke sind Befolgungen der Gebote Gottes nach deren äußeren und inneren Forderungen, nicht Werke eigenen Gutdünkens, auch nicht Befolgungen von Menschengeboten.

2. *T h e s e*: Gute Werke können in Folge des sündlichen Verderbens des Menschengeschlechts nicht von den natürlichen Menschen, die vielmehr nur Böses tun können, verrichtet werden, sondern nur von den durch den Glauben an Christum wiedergeborenen Gläubigen; aber auch von ihnen nur dem Anfang nach, somit unvollkommen. Die guten Werke der Christen heißen genau genommen nur gut, weil sie, soweit sie dem Gesetz entsprechen, Gottes Werke sind, soweit sie dem Gesetz nicht entsprechen, mit dem Verdienste Christi bedeckt werden.

1887. Die letzte Zeit.

Prof. A. Gönede.

1. *T h e s e*: Wir haben jetzt die letzte Zeit.

2. *T h e s e*: Die letzte Zeit ist eine für alle Christen gefährliche und Verderben drohende Zeit.

3. *T h e s e*: Doch kann jeder Christ in dieser gefährlichen Zeit vor dem Verderben bewahrt bleiben.

1888—89. Von der Taufe.

Past. C. Jaeger.

1. T h e s e : Was ist die Taufe?

2. T h e s e : Was gibt oder nützt die Taufe?

1890. Die christliche Gemeindefchule.

Past. R. Pieper.

Vor b e m e r k u n g : Als den eigentlichen Begründer des Volksschulwesens, insbesondere der christlichen Gemeindefchulen, haben wir den Reformator der Kirche, Dr. M. Luther, anzusehen.

1. T h e s e : Christliche Gemeindefchulen sind solche Anstalten, in denen die Kinder in der — reinen — Lehre des Wortes Gottes unterrichtet, die weltlichen Gegenstände im Geiste der heil. Schrift gelehrt und das Wort Gottes als das Mittel der Erziehung gebraucht wird.

2. T h e s e : Die Pflicht, solche Schulen zu gründen und zu erhalten, folgt aus dem besondern Befehl, den Eltern gegeben, ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufzuziehen, und aus dem allgemeinen Missionsbefehl, von Gott allen Christen gegeben.

3. T h e s e : Die Aufgabe der christlichen Gemeindefchule ist, die Kinder zu wahren Christen und zu guten Staatsbürgern zu erziehen.

4. T h e s e : Um diese Aufgabe zu lösen, bedarf es wahrhaft christlicher, gläubiger Lehrer, denen das Seelenheil der ihnen anvertrauten Kinder ernstlich am Herzen liegt, geeigneter Lehrmittel, und daß Eltern und Pastoren mit den Lehrern Hand in Hand arbeiten.

5. T h e s e : Christliche Gemeinden und Pastoren haben daher die Pflicht, darauf zu sehen, daß die Kinder in ihrer Mitte, soweit die äußeren Verhältnisse dies ermöglichen, nur die Gemeindefchule besuchen.

6. T h e s e : Die Errichtung und Erhaltung christlicher Schulen ist daher nicht bloß Sache der einzelnen Eltern, welche Kinder haben, sondern der Gemeinden, bezw. der Kirche.

1891—92. Vom Beruf.

Past. C. D. Gover.

1. T h e s e : In der Wahrheit: Gott beruft die Prediger durch die Gemeinde, liegt für die Gemeinde die Mahnung: 1. das Berufsrecht auch wirklich auszuüben; 2. daselbe in gottgefälliger Weise zu vollziehen; 3. den berufenen Prediger nicht als einen Menschenknecht anzusehen, sondern als Diener Gottes zu achten; 4. dem Prediger nur nach göttlicher Ordnung den Beruf abzunehmen.

2. T h e s e : In der Wahrheit: Gott beruft die Prediger durch die Gemeinde, liegt für den Prediger 1. das V e r b o t : überhaupt nicht ohne göttlichen Beruf zu antizipieren, selbst nichts zum Zustandekommen seiner Berufung beizutragen, keinen temporären Beruf anzunehmen; 2. die M a h n u n g : den erhaltenen Beruf nach seiner Göttlichkeit zu prüfen; des angenommenen Berufs treu zu warten, und zwar mit Sorgfalt und in Beständigkeit.

1893—94. Die Treue im Predigtamt.

Prof. A. Höncke.

1. T h e s e : Die Treue im Predigtamt erfordert, daß ein Prediger die Gnadenmittel und die Seelsorge mit Sorgfalt verwalte.

2. T h e s e : Die Treue im Predigtamt erfordert, daß ein Prediger der

Verwaltung der Gnadenmittel und der Seelsorge mit Beständigkeit nach Gottes Willen obliege.

3. *T h e s e* : Die Treue im Predigamt zu beweisen ist um ihrer Schwere willen nur möglich dadurch, daß die Prediger sich von Gott dazu tüchtig machen und beständig durch seinen Trost stärken lassen.

1895. Das Gewissen.

Prof. C. Moh.

1. *T h e s e* : Das Gewissen ist das Bewußtsein von der schlechthinnigen Verpflichtung durch das Gesetz, als der Offenbarung Gottes.

2. *T h e s e* : Die wirksame Tätigkeit des Gewissens besteht darin, daß es nach der Forderung des Gesetzes über einen Fall anlagende oder entschuldigende Gedanken schafft.

3. *T h e s e* : Das Gewissen ist im Stande der Natur nur ein böses Gewissen, ein gutes Gewissen nur im Stande der Gnade.

4. *T h e s e* : Gewissenhaftigkeit ist beständiger Gehorsam der Wiederbornenen gegen das Urteil des Gewissens; Gewissenlosigkeit ist der Zustand, da das Urteil des Gewissens unterdrückt wird.

1896. Mitteldinge.

Prof. Joh. Köhler.

1. *T h e s e* : Diejenigen Handlungen des Menschen, welche nicht durch leibliche Naturnotwendigkeit bedingt, zugleich auch nicht in Gottes Wort geboten oder verboten sind, nennt man Mitteldinge. Dieselben kann ein Christ, wenn nichts anderes dazu kommt, tun oder lassen, ohne damit sein Glaubensleben zu hindern.

2. *T h e s e* : Der Gebrauch der Mitteldinge hängt um der begleitenden Umstände willen nicht nur von der christlichen Freiheit, sondern auch von der Rücksicht auf die eigene Erbauung und von der Liebe gegen den Nächsten ab.

1897. Hausgottesdienst.

Prof. M. Höncke.

1. *T h e s e* : Die Pflege des Hausgottesdienstes darf im christlichen Hause nicht fehlen, weil Hausväter (und Hausmütter) nicht nur darin nach Gebühr den trefflichen biblischen Vorbildern nachahmen und die Rechte ihres geistlichen Priestertums naturgemäß ausüben, sondern auch, weil sie darin dem besonderen Befehle Gottes den nötigen Gehorsam leisten.

2. *T h e s e* : Der Hausgottesdienst ist so auszurichten, daß man mit weislichem Maß die in der Schrift angezeigten Bestandteile nach deren Art recht in Brauch setzt.

3. *T h e s e* : Der Hausgottesdienst geschieht vor allem, um Gott zu dienen, und darnach in Bezug auf die daran Teilnehmenden dazu, sie im Glauben zu erbauen und also ihre ewige Seligkeit zu fördern.

1898—99. Die Hoffnung des Christen.

Prof. C. Moh.

1. *T h e s e* : Des Christen Hoffnung erwartet Heil in der Zukunft, wie des Christen Glaube sich tröstet des Heils in der Gegenwart.

2. *T h e s e* : Des Christen Hoffnung umfaßt Bewahrung seiner Beilage in der Zeit, wie vollen Genuß des Erbes in der Ewigkeit.

3. *These*: Des Christen Hoffnung soll sein eine gewisse, eine fröhliche, eine lebendige und eine beständige.

1900. **Spiritismus.**

Past. A. Pieper.

1. *These*: Der Spiritismus ist keine Erfindung der Neuzeit.

2. *These*: Die von den Spiritisten in Anspruch genommenen übernatürlichen Erscheinungen sind nicht lauter Schwindel.

3. *These*: Die Wissenschaft weiß mit vielen spiritistischen Erscheinungen nichts anzufangen.

4. *These*: Der Spiritismus ist weder eine Wissenschaft, noch eine Religion, sondern ein Stück Zauberei.

5. *These*: Nach der Schrift sind die übernatürlichen Erscheinungen im Spiritismus nicht das Werk abgesetzener Seelen, sondern das Werk des Teufels, und die Lehren des Spiritismus sind Teufelslehren.

6. *These*: Die christliche Kirche hat alle Ursache, den Spiritismus energisch zu bekämpfen.

1901. **Die christliche Erbauung.**

Past. P. H. Sprengling.

1. *These*: Die christliche Erbauung besteht wesentlich darin, daß Christen auf dem rechten Glaubensgrund gegründet bleiben und auf demselben wachsen und zunehmen nach dem inwendigen Menschen an geistlichen Gaben zum geistlichen Haus und heiligen Priestertum.

2. *These*: Gott will uns durch sein Wort erbauen, und es gehört zur Treue im Predigtamt, dies Wort zur Erbauung anzuwenden, und ist Pflicht der christlichen Liebe, sowohl die eigene Erbauung nicht zu vernachlässigen, als auch der Erbauung des Nächsten nicht hinderlich, sondern förderlich zu sein.

3. *These*: In dem Werk der christlichen Erbauung wird die Kirche ihrer wahren Aufgabe, sowohl den einzelnen Gliedern, als auch dem ganzen Körper gegenüber gerecht, und wächst sie als das Haus Gottes ihrer herrlichen Vollendung entgegen, zum Lob der Gnade Gottes in Christo Jesu.

1902. **Gefahren, die uns zur Zeit ganz besonders drohen.**

Past. M. C. Mann.

1. *These*: Eine Gefahr ist die, daß wir den Kampf um die Erhaltung des göttlichen Wortes aufgeben.

2. *These*: Eine weitere Gefahr ist die, daß wir uns das himmlische Ziel aus den Augen rücken und uns von irdischem Weltstium einnehmen lassen.

3. *These*: Eine dritte Gefahr ist die, daß wir mit andern als den von Gott verordneten Mitteln sein Reich bauen helfen wollen.

4. *These*: Eine vierte Gefahr ist die, daß wir uns der Bibel als der einzigen Offenbarung der Wahrheit begeben.

1903. **Warum halten wir so fest an der Lehre, daß der Mensch zu seiner Bekehrung nichts beitragen kann?**

Prof. J. Meher.

1. *These*: Weil das die Lehres des Wortes Gottes ist.

2. *These*: Weil die Versuchung so groß ist, davon abzuweichen.

3. *These*: Weil ein falscher Glaube in diesem Stücke eben die Belehrung verhindert.

1904—05. Was ist nötig zu einem gedeihlichen Fortgange unseres lutherischen Gemeindefschulwesens? *Past. G. Gardner.*

1. *These*: Eine klare Erkenntnis von der Berechtigung und Notwendigkeit eines solchen Schulwesens.

2. *These*: Ein Schulwesen, das unserer gesamten lutherischen Jugend zugute kommen kann und zugute kommt.

3. *These*: Ein Schulwesen, das in seinen Leistungen wie in seinem Umfange so vollkommen wie möglich sei.

Schluss: Ermunterung, die dargelegten Punkte in allen Gemeinden in der Gott gefälligen Art zur Durchführung zu bringen. *Kollosser 3, 16.*

1906—07. Vier Thesen über den rechten Ernst im Christentum.

Past. A. C. Gaafe.

1. *These*: Der rechte Ernst im Christentum ist eine Frucht des Glaubens und daher nur bei den Gläubigen zu finden.

2. *These*: Der rechte Ernst im Christentum begreift in sich die Begierde, in der Erkenntnis zu wachsen.

3. *These*: Zum rechten Ernst gehört dann, daß man nach dem Maße der gewonnenen Erkenntnis nun auch wirklich handelt.

4. *These*: Zum rechten Ernst gehört schließlich, daß man in seinem Urteil über den Ernst, bezw. den Mangel an Ernst bei Andern, sei es einzelnen Christen, ganzen Gemeinden, oder sogar ganzen Synoden, die größte Vorsicht walten läßt.

Schluss: Aufmunterung zum rechten Ernst.

1908—10. Die Bedeutung der Person und des Amtes Christi für das christliche Leben. *Prof. Dr. G. Wente.*

1. *These*: Der natürliche Mensch steht unter der Macht und Herrschaft der Sünde; der einzige Reine unter den Unreinen ist Jesus Christus, wahrer Mensch und Gott, der auch allein die Kraft hat, von der Sünde und ihrer Herrschaft zu befreien.

2. *These*: Um uns Menschen von der Macht und Herrschaft der Sünde zu befreien und für ein Leben in der Gemeinschaft Gottes wiederzugewinnen, hat Christus uns zuerst und vor allem von der Schuld der Sünde, die uns von Gott trennte, und unter seinem Zorn festhielt, erlöst; aber sobald diese seine Erlösung, die Gerechtigkeit und Heiligkeit, die er uns erworben hat, durch Wort und Glauben uns angeeignet wird, sind wir auch von der Sünden Herrschaft frei.

3. *These*: Wie daher einerseits die Erkenntnis, daß Christus der Sohn Gottes, allein die Macht und Herrschaft der Sünde in uns brechen kann, und zwar die Sünde nach ihrer ganzen furchtbaren Macht offenbart, so gibt andererseits Christus, unser Erlöser, durch den Glauben auch große Kraft und Freude, in und mit Christo in einem neuen Leben zu wandeln.

4. *These*: Der Inhalt dieses neuen Lebens besteht dann aber nicht in

einer Nachahmung des äußeren Lebens Christi, noch in der äußerlichen Übung und Aneinanderreihung einzelner Tugenden, sondern darin, daß ein Christ aller Selbstsucht abjagt, Gott und seinen Nächsten liebt und ihnen dient, auch um Christi willen alles leidet.

1911. Die Aufgabe der Kirche in unserer Zeit. Dir. J. Schaller.

1. These: Da weder die Kirche ihrem Wesen nach anders geworden ist, als sie je war, noch die Beschaffenheit ihrer Mitglieder und ihre Stellung in der Welt sich irgendwie wesentlich geändert haben, so muß die Aufgabe der Kirche heute noch dieselbe sein, die ihr von Anfang an gestellt worden ist.

2. These: Die Aufgabe der Kirche ist das Zeugnis von Christo oder die Predigt des Evangeliums, und sie allein; darum ist auch wiederum das Evangelium das einzige Mittel, sie auszuführen.

1912. Der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen.

Past. Theo. Hartwig.

1. These: Der Berufene ist der Heilige Geist.

2. These: Der Ruf ist das Evangelium.

3. These: Der Berufene bin ich Hörer des Evangeliums.

1913. Taufe und Abendmahl als Gnadenmittel. Past. C. Kaufewitz.

Innere Mission, insbesondere die Reisepredigt und Stadtmision.

Past. W. Sönedde.

über die Versorgung invalider Diener der Kirche und ihrer Angehörigen.

Prof. A. Pieper.

1914. über Gemeindefchule.

Past. C. Wünger.

Die Hoffnung des Christen und ihre Bedeutung für das christliche Leben.

Past. E. D. Hoher.

Gewißheit und Freudigkeit in den Sachen des Glaubens.

Past. F. Uplegger.

Alphabetische Übersicht.

(Die Zahlen verweisen auf die Berichte.)

- Abendmahl als Gnadenmittel**, 1913.
- Abendmahlsgemeinschaft**, 1868.
- Befehrerung**, 1882.
Warum halten wir so fest an der Lehre, daß der Mensch zu seiner B. nichts beitragen kann? 1903.
- Beruf**, 1891 u. 1892.
- Christentum**, Ernst in demselben, 1906 u. 1907.
- Christus**, die Bedeutung der Person und des Amtes Christi für das christliche Leben, 1908—1910.
- Erbauung**, christliche, 1901.
- Ernst im Christentum**, 1906 u. 1907.
- Gefahren**, welche uns zur Zeit ganz besonders drohen, 1902.
- Geist**, heiliger, hat mich durchs Evangelium berufen, 1912.
- Gemeindeschule**, die christliche, 1890 u. 1914.
Was ist nötig zu einem gedeihlichen Fortgang unseres luth. G. wesens, 1904 u. 1905.
- Gewissen**, 1895.
- Glaube**, Gewißheit und Freudigkeit in Sachen desselben, 1914.
- Gnadenmittel**, 1881. 1885. 1913.
- Gnadenwahl**, kurze Abhandlung von Prof. Höncke darüber, 1882.
- Hausgottesdienst**, 1897.
- Heiliger Geist** hat mich durchs Evangelium berufen, 1912.
- Hoffnung des Christen**, 1898—1899.
ihre Bedeutung für das christliche Leben, 1914.
- Kanzelgemeinschaft**, 1868.
- Kirche**, 1869—1871.
Aufgabe derselben in unserer Zeit, 1911.
Herrlichkeit derselben, 1875.
Versorgung invalider Diener derselben, 1913.
- Kirchenzucht**, 1876 u. 1878.
- Leben**, christliches, die Bedeutung der Person und des Amtes Christi für dasselbe, 1908—1910.
- Mission**, innere, 1913.
- Mittelbinger**, 1896.
- Praxis**, wider unevangelische, 1872.
- Predigtamt**, 1873 u. 1874.
Treue in demselben, 1893 u. 1894.
- Rechtfertigung**, 1879 u. 1880.
- Reisepredigt**, 1913.
- Schrift**, heilige, vom Gebrauch und Ansehen derselben, 1883 u. 1884.
- Schule**, siehe unter Gemeindeschule.
- Spiritismus**, 1900.
- Stadtmission**, 1913.
- Taufe**, 1888 u. 1889.
als Gnadenmittel, 1913.
- Treue im Predigtamte**, 1893 u. 1894.
- Versorgung** invalider Diener der Kirche und ihrer Angehörigen, 1913.
- Visitation**, 1872.
- Werke**, gute, 1886.
- Zeit**, letzte, 1887.

Büchertisch.

Works of Martin Luther with Introductions and Notes. Volume 1.
Philadelphia, A. J. Holman Company, 1915.

Wir begrüßen diesen neuen Versuch, Luther durch eine englische Übersetzung seiner Hauptschriften der nur englisch redenden Welt zugänglich zu machen, mit Freuden. Das kommende Reformationsjubiläum wird die Aufmerksamkeit auch der nichtkirchlichen und nichtlutherischen Welt auf den großen Reformator der Kirche, auf sein Werden und Wirken, auf seine Lehre und auf seinen durchschlagenden Einfluß auf die moderne Geistesbildung in besonderem Maße lenken. Außerhalb des Papsttums, das in ihm den Erzeuger und großen Antichristen sieht, gibt es kaum einen gebildeten Menschen, der Luther nicht lobte und auf irgend eine Weise auf ihm zu fußen vorgäbe. Nicht nur die moderne positive, sondern auch die moderne negative Theologie, ja, die moderne radikal atheistische, materialistische und rationalistische „Wissenschaft“ führt gerne ihre Wurzeln auf die „befreiende Geistesart“ Luthers zurück. Nach dem Evangelium selbst wird kaum ein Großer der Geschichte weniger verstanden und mehr mißbraucht als Luther. Er muß aller Irrtümer Patron sein. Und auch bei der englischredenden Pastoren- und Professorenwelt gibt es äußerst wenig Kenntnis und Verständnis Luthers. Die landläufige Anschauung bei ihnen ist die, daß Luther zwar bedeutende reformatorische Prinzipien vertreten habe, aber zum großen Teil die Kirche noch in päpstlichen Irrtümern und Formen habe stecken lassen; erst Calvin habe die Reformation tatsächlich durchgeführt.

Gegen alle diese irrtümlichen Vorstellungen gibt es nur eine Radikalkur: die eigne Bekanntschaft mit Luthers Schriften. Kein Schriftsteller, keine Schrift kann vollständig durch andere wiedergegeben werden, am allerwenigsten diejenigen, die das Evangelium unter den besonderen Umständen ihrer Zeit wieder ans Licht gebracht haben. Und gerade Luther lernt man einigermaßen vollkommen nur verstehen durch Luther selbst. Mit vollem Recht sagt Dr. Henry C. Jacobs in der Vorrede:

“But Luther can be properly known and estimated only when he is allowed to speak for himself. He should be seen not through the eyes of others, but through our own. In order to judge the man we must know all sides of the man, and read the heaviest as well as the lightest of his works, the more scientific and theological as well as the more practical and popular, his informal letters as well as his formal treatises. We must take account of the time of each writing and the circumstances under which it was composed.”

Freilich gehört zum vollen Verständnis Luthers neben der Kenntnis der Zeitgeschichte die Kenntnis der deutschen Sprache, der Sprache Luthers; und die geht ja bekanntermaßen im großen und ganzen auch dem gebildeten Engländer und Englischamerikaner ab. Er ist mit großem Stolz „English only“, weil es für ihn nur eine wahre Bildung gibt, die englische. Darum wird, solange diese Einbildung anhält, das Engländerturn zu einem vollen Verständnis des Deutschesten aller Deutschen nie gelangen — trotz aller über-

setzung seiner Schriften in die englische Sprache. Denn Luther kann als Urdeutscher nun einmal kein Englisch reden; dazu ist er zu tief, zu gründlich und zu — wahrhaftig, allzusehr in seinem Gewissen gefangen, gebunden und gesotten durch Gottes Wort. Daher ist alles, was nur Englisch versteht, dazu verurteilt, Luther in einer englischen Übersetzung, und das heißt hier in einem matten Abjud, zu genießen, das die göttliche Parrhesie und die urkräftige Wucht der Lutherschen Rede kaum ahnen läßt.

Immerhin ist eine Übersetzung in das eigene Idiom das Beste, was man einem Ausländer von Luther geben kann. Und das ist hier für die English only-Engländer und Amerikaner geschehen.

“The aim is not,” heißt es in der Vorrede, “to popularize the writer, but to make the English, as far as possible, a faithful reproduction of the German or Latin.” über die näheren Umstände der Übersetzung und Ziele der Herausgabe sagt Herr Dr. Jacobs: “This is no ambitious project to reproduce in English all that he wrote or that fell from his lips in the lecture room or in the pulpit. The plan has been to furnish within the space of **ten volumes** a selection of such treatises as are either of most permanent value, or supply the best means for obtaining a true view of his many-sided literary activity and the **sources of his abiding influence.**”

“The work has been done by a small group of scholarly Lutheran pastors, residing near each other, and jointly preparing the copy for the printer. The first draft of each translation was thoroughly discussed and revised in a joint conference of the translators before final approval. Representative scholars, who have given more or less study to Luther, have been called in to prepare some of the introductions.”

Der Plan zu dem ganzen Werk und die Auswahl der Schriften sind durch den verstorbenen Dr. Spaeth und Herrn Dr. H. C. Jacobs gemacht. Als Mitarbeiter sind die DD. L. C. Schmauf, L. D. Reed, C. M. Jacobs und die Pastoren W. A. Lambert, J. J. Schindel, A. Steinle und A. L. W. Steinhäuser genannt. Daß man aber auch außerhalb dieses Kreises Männer von besonderer Bedeutung und Bekanntschaft mit Luther zur Mitarbeit herbeigezogen hat, beweisen solche Namen wie Dr. Neve und Dr. Keu, die zu der einen oder andern Schrift die historische Einleitung geschrieben haben. Jede der hier gegebenen Schriften ist mit einer historischen Einleitung versehen, die, soviel wir zu beurteilen vermögen, durchaus tüchtig ist. Diese Einleitungen machen das Buch ungemein wertvoll.

Als Quellen haben den Übersetzern gedient die Weimarer, die Erlanger und die Clemensche Ausgabe von Luthers Werken, während die beiden bekannten Walchschen Ausgaben und die Buchwaldsche nur zum Vergleich herangezogen worden sind.

Das ganze Werk ist, wie die Buchwaldsche Ausgabe, auf zehn Bände berechnet und wird bei gleicher Gestalt (400 Seiten Kleinoktav in dunkler Leinwand) etwa den gleichen Umfang haben. Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender:

Luther's Prefaces, Disputation on Indulgences, Treatise on Baptism, Discussion of Confession, The Fourteen of Consolation, Treatise on Good Works, Treatise on The New Testament, or on The Holy Mass, The Papacy at Rome,—also mit Ausnahme der ersten (1538 und 1545) lauter Schriften aus den Jahren 1517—1520.

Wir sehen den folgenden Bänden mit Spannung entgegen. — Zu beziehen vom Northwestern Publ. House. Preis pro Band \$2.00 net.

A u g. P i e p e r.

Why the Congregational Meeting? By Wm. Dallmann. Second Edition. Milwaukee, Northwestern Pub. House, 1915. Preis 5c.

Einer von den kurzen Traktaten Pastor Dallmanns, die den Nagel auf den Kopf treffen, ohne gerade in die Tiefe der Sache zu gehen. Er wird auch von deutschen Lutheranern, die Englisch verstehen, mit Nutzen gelesen werden können.

§.

Past. W. M. Czamanske (Sheboygan, Wis.) hat im Selbstverlage herausgegeben: Ein Blättchen mit zwei Liedern (**Hoist the Banner of the Gospel**, und: **Sing Together While You May**. Beide Texte und die Melodie zu dem ersten hat er selbst verfaßt; das zweite Lied hat Prof. J. Reuter von New Ulm, Minn., vertont). 12c das Stück, \$1.00 das Duzend. — Ferner: **Reformation Sermon** by Prof. E. Hove, delivered at Milwaukee, Wis., Nov. 8, 1914, (eine treffliche Predigt des norwegischen Professors über das Schriftprinzip der lutherischen Kirche). 5c; 100 für \$2.50; 200 für \$4.00, portofrei.

Fritz Reuter. Sei getreu bis in den Tod. Gemischter Chor. Preis 15 Cts., Porto extra. Für Konfirmation und andere Gelegenheiten.

Das Chorstück besteht aus drei Sätzen. Der erste enthält die Aufforderung des Titels, der zweite die Verheißung von der Krone des Lebens, der dritte faßt beide Gedanken in gesteigerter Stimmung zusammen.

Der erste Satz in C Dur hat zwei Teile, in denen je einmal die Ermahnung zur Treue ausgesprochen ist. Im ersten Teile ist die Stimmung gespannt durch ein paar moderne Durchgangsnoten gleich im ersten Takt und durch die Modulation des Pianissimo in C Dur. Diese Stimmung entspricht der Auffassung des Offenbarungswortes, wie sie je und je in der Christenheit abwaktete. Schon in der Offenbarung hat sie statt, denn es sieht die Gemeinde in den letzten Tagen der Apostel großer Trübsal mit Spannung entgegen. Die Aufforderung wurde deshalb gerne den Märtyrern zugerufen. Heute gebraucht man den Text bei der Konfirmation, da bei Lehrern und Kindern das Gefühl des Scheidens und bei der Gemeinde das Gefühl einer großen Wendung vorherrscht.

Diese Spannung muß aufgelöst werden, wenn nicht weiche Unbe-

stimmtheit daraus werden soll. Das geschieht im vorliegenden Musikstück im zweiten Teile des ersten Satzes dadurch, daß der Komponist wieder auf die klaren Afforde von C Dur zurückgreift und sie um eine halbe Oktave niedriger in G Dur moduliert. Dadurch, daß die Melodie tiefer geht, entsteht das Gefühl der Ruhe, und die bestimmten Afforde der Dur-Tonart erzeugen das Gefühl der Klarheit.

Beides ist an sich schon durch rein musikalische Gründe gegeben, wenn der erste Satz in sich abgeschlossen sein sollte. Es trifft aber auch hier zusammen mit der richtigen Auffassung der geistlichen Motive, die in der Musik Ausdruck finden sollten. Wäre der Komponist weniger Künstler als Dogmatiker und dazu ein moderner, weichlich empfindender Christ gewesen, dann hätte er sich in dem ganzen ersten Teil in unbestimmter Spannung bewegt, um diese desto energischer durch den zweiten Satz aufzulösen. So konnte man es auch machen. Heute wird es vielfach so gemacht, und das läßt sich auch durch dogmatisch intellektuelle Argumentation rechtfertigen. Das braucht auch nicht unkünstlerisch oder in irgend einer Beziehung falsch zu sein, denn es handelt sich ja soweit nur um Formen. Diese Weise in Reuters Chorlied erscheint mir aber ein glücklicher Wurf, der gesundem evangelischen Gefühl entspricht. Die hangende oder hoffende Spannung im Gemüte eines Christen mag einen Moment ein weiches oder weichliches Element haben. So fühlen wir leider als Kinder unserer Zeit. Aber bei richtiger evangelischer Stimmung bleibt es nicht dabei; oder wenn es bei der Gemeinde doch so sein will, dann ist es des Dichters Aufgabe, der Gemeinde im Liede eine andere, höhere Stimmung zu vermitteln, nämlich die, die durch klare Erkenntnis der Lage und durch klare Hoffnung schon die Verheißung vorausnimmt, die man dann im zweiten Teile um so besser würdigt.

Der zweite Teil bringt die Verheißung. Einstimmig, dann zweistimmig und dreistimmig in je zwei Taktten geht die Musik in G Dur einher. Die Steigerung, die in dieser Anordnung schon liegt und damit die Größe der Verheißung und die immer dringendere Aufmunterung zum Glauben und der daraus fließenden Treue gegenüber der vorigen Spannung ausdrückt, wird noch vermehrt dadurch, daß bei der ersten vierstimmigen Wiederholung des Textes nach einem gewissermaßen in die Höhe klimmenden Gang der Tonikaafford mit dem hohen G in der Oberstimme auf der ersten Silbe von Krone durch den vorausgehenden Dominantseptimenafford energisch hervorgehoben wird, während bei der zweiten Wiederholung die Melodie zwar an der Stelle auf die Dominante sinkt, um die Ruhe auszudrücken, aber die Krone noch mehr betont wird dadurch, daß derselbe Septimenafford in einer halben Note auf der ersten Silbe des Wortes festgehalten wird. Das Gefühl der Befriedigung folgt so auf die vorige Spannung. Durch die Modulation in G am Schlusse des ersten Satzes war zwar eine gewisse Ruhe erzeugt, aber die Spannung doch nicht ganz aufgelöst, weil man bei solch einer Modulation zunächst die Rückkehr zum Ausgangspunkt erwartet. Dadurch, daß der zweite Satz aber in oben erwähneter Weise in der G Tonart bleibt, werden gewissermaßen auf dieser Stufe alle Gedanken durchgedacht, alle Gefühle ausgewirkt. Ruhe kehrt wieder in das Gemüt. Es ist nicht nur um der Krone willen der

Mühe wert, bis in den Tod getreu zu sein, sondern das Leid, das zwischen jetzt und bis jenseit des Todes liegt, ist im Herzen überwunden, und Trost tritt an seine Stelle.

Der dritte Satz kehrt nun zu den ersten Gedanken des Chorstückes in Text und Musik zurück. Damit wird erst die vollständige Ruhe vorbereitet. Alt und Tenor leiten zweistimmig von G Dur nach C Dur über, und dann wird vierstimmig die erste Zeile des ersten Satzes wiederholt. Nun aber steigert sich die Aufmunterung zuerst durch eine zweifache entschiedene Aufwärtsführung von Melodie und der entsprechenden Abwärtsbegleitung der Harmonie, und dann folgt noch einmal die Verheißung, die dadurch eindringlich gemacht wird, daß durch mehrfaches Einführen von Dominantseptimenakkorden die Musik energisch zu den großen langgehaltenen klaren Dreiklängen des Schlußes hineilt. Festes Vertrauen und Zuversicht kommen so zu großem, sieghaftem Ausdruck.

Es ist fraglich, ob der Komponist das gerade so gemeint hat. So mutet es aber den Hörer an. Das Musikstück ist nur halb so lang als diese Rezension. Um so eindringlicher drängen sich die Gedanken darin zusammen. Dazu sind Melodie und Harmonie ungemein leicht und einfach, so daß jeder Chor unter uns davon Gebrauch machen kann. Die fortgeschrittenen Chöre wären im Irrtum, wenn sie meinten, ihre Kraft größeren und „schwierigeren“ Aufgaben widmen zu sollen. Dieses Musikstück bis in die kleinsten Wendungen innerlich zu erfassen, ist nicht schwer, und doch gibt es darin und in der Meisterhaftigkeit, es zum Ausdruck zu bringen, keine Grenze. Vor allem werden Chöre und Gemeinden dieses Chorlied besser verstehen und nachempfinden als vieles, an sich ganz gutes, was ihnen sonst vorgetragen wird. Darin liegt ein nicht zu unterschätzender Hauptwert. J. P. K.

Fifty Reasons, Copernicus or the Bible? Philosophy and vain deceit, or true science? Which is right? The Bible and Practical Astronomy, or the Babel of theoretical, poetical, Newtonian Fiction? By Rev. F. E. Pasche, Morris, Minn.—Price 20c.
Zu beziehen durch N. W. Pub. House

Ein ungemein interressantes und lehrreiches Büchlein. Wir stimmen nicht mit dem Verfasser in der Annahme überein, daß die Bibel ein bestimmtes astronomisches System lehrt. Sie ist die Offenbarung Gottes zur Seligmachung der verlorenen Sünder, nicht ein wissenschaftliches Handbuch der Astronomie. Und was sie gelegentlich über astronomische Dinge sagt, ist absolute Wahrheit, aber nicht im sogenannten „wissenschaftlichen“, sondern im populären Sinne. Sie redet in solchen Dingen wie der gemeine Mann; wie das Kind. Es ist wahr, daß die Sonne auf- und untergeht, auch wenn sie im wissenschaftlichen Sinne stillsteht und die Erde sich dreht. Die Schrift redet in allen diesen Dingen nach der naiven menschlichen Anschauung, weil sie für jedermann bestimmt ist. Deshalb ist das Positive, was Herr Pastor Pasche in seinen Büchern lehrt — die astronomische Anschauung der Bibel —

zwar sehr interessant, aber unhaltbar. Was er dagegen über die Wissenschaftlichkeit oder vielmehr Unwissenschaftlichkeit des kopernikanischen Systems schreibt, ist nicht nur äußerst spannend, sondern auch wahr bis auf's Tüpfelchen. Es ist ein populärer W a h n , daß das kopernikanische System ein wissenschaftlich feststehendes Ding sei. Man gilt heute für rückständig, wenn man daran zweifelt. Der treue Berliner Pastor Knaf wurde auf öffentlicher Synode verhöhnt, weil er bekannte, daß er an das kopernikanische System nicht glaube. Herr Pastor Pasche bringt nun nicht nur die Ansicht vieler Fachmänner, sondern auch tatsächliche Beweise in großer Anzahl, daß das kopernikanische System eine unbewiesene und manchen Erscheinungen widersprechende Hypothese sei. Darin liegt der große Wert des Büchleins. Wir wünschen demselben viele intelligente Leser. N. P.

Theologische Quartalschrift.

Her ausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 12.

Oktober 1915.

No. 4.

Der eine große Gedanke Gottes.

Solange es denkende Menschen gibt, hat es auch Gedanken über den letzten Zweck alles Seins und Geschehens gegeben. Mit der Vernunft haben wir den unwiderstehlichen Drang in uns, das Wesen, den Zusammenhang, den letzten Grund und den Endzweck der Welt zu erkennen. Daher die Philosophie, die nichts anderes ist als ein beabsichtigtes und systematisches Nachdenken über diese letzten Dinge.

Was speziell den Zweckbegriff betrifft, so hat die heutige monistische Philosophie, wie der Psychologe Wundt, die Materialisten Gaekel und Ostwald sie vertreten, denselben aus ihrem System ausgeschieden. Die Welt hat keinen Zweck. Das was ist, ist ewig, notwendig und unterliegt absolut dem Prozeß unendlicher Evolution durch das alles beherrschende und unverbrüchliche Gesetz der bewußtlos und zwecklos wirkenden Kausalität. Der Zweckbegriff ist lediglich menschlich-subjektiv. Wir Menschen haben als begehrende, wollende und denkende Persönlichkeiten Ziele, Zwecke, Absichten, Pläne, und diese legen wir unwillkürlich aber unberechtigterweise dem Dasein, dem Geschehen außer uns unter. Was wir wirklich wahrnehmen, ist nicht beabsichtigter Zweck, sondern sind regelmäßig wiederkehrende Wirkungen vorhandener, nicht weiter zu erkennender Kräfte.

Aber diese Philosophie ist nicht zur endgültigen Herrschaft berufen. Schon darum nicht, weil sie inkonsequent ist. Wer den Zweckbegriff für eine Projektion aus unserm persönlichen Bewußtsein erklärt, muß das konsequenterweise auch mit dem Kausalitätsbegriff tun. Denn auch der ist rein subjektiv. Wir nehmen weder Ursache noch Wirkung, sondern bloß ein Nacheinander von Vorgängen wahr. Erst die regelmäßige Wiederkehr einer bestimmten Bewegung nach einer andern bestimmten Bewegung (z. B. daß ein ruhender Ball, von einem sich bewegenden Ball getroffen, von seinem Platze rollt) läßt uns schließen, daß die Bewegung des einen Balles

die Ursache der Bewegung des andern ist. Die Ursache sehe ich nicht, sondern denke sie nur. Sie ist ein ganz subjektiver, in der äußeren Erfahrung nicht wahrnehmbarer Begriff, den ich aus mir heraus in die Vorgänge außer mir hineinprojiziere. Überdem sind die Begriffe Zweck und Ursache eigentlich gar nicht zwei verschiedene Dinge, sondern ein und dasselbe Ding, nur von zwei verschiedenen Polen aus angesehen. Vor allem macht aber diese, wie alle Philosophie den Generalfehler, daß sie nicht den ganzen, sondern nur den halben menschlichen Erkenntnisapparat an die Erscheinungen heranbringt. Sie arbeitet nur mit dem Verstande und läßt das Gefühl, die Intuition, die innere Empfindung beiseite. Sie will das Geheimnis der Existenz lediglich mit logischen und mathematischen Axiomen und Schlußfolgerungen *a u s r e c h n e n*, als ob das Dasein bloß aus mathematischen und logischen Verhältnissen bestände. Aber die Hauptsache in der Welt ist gar nicht die sachliche, tote, gefühllose, sondern die persönliche, fühlende, empfindende Existenz, für die sehr wenig drauf ankommt, ob die Welt rund oder dreieckig, von Blei oder Spinnewebe ist, die aber ein alles überragendes Interesse dran hat, daß sie lachen könne und nicht zu weinen brauche. Der Mensch ist nun einmal nicht bloß eine Rechenmaschine, sondern eine empfindende Seele; und die Empfindung hat Gott ihr ebenso wie den Verstand dazu gegeben, daß sie die Welt richtig auffasse und einschätze. Ehe die Herren Philosophen das erkennen, mögen sie mit ihren bloßen Verstandeskalkulationen sich selber und ihresgleichen ein ganz Teil geistige Unterhaltung, oder auch schweres Kopfzerbrechen machen, aber sie werden kein System der Weltanschauung zustandebringen, daß den gewöhnlichen natürlichen Menschen befriedigt. Wir wollen nicht bloß etwas für den kleinen Kopf, der so wie so schon stark überbürdet ist, sondern vor allen Dingen etwas für das große Herz, das ohne Glück nicht leben kann.

In das Gebiet der inneren Empfindung gehört das religiös-sittliche Bewußtsein. Das ist dem normalen Menschen so eigentümlich und unveräußerlich wie der Verstand. Mit derselben Notwendigkeit, mit welcher der Verstand sagt, zwei mal zwei ist vier, \aleph ist \aleph , sagt das geistliche Bewußtsein: Es ist ein Gott, und: Du sollst nicht töten! Daß die Welt aus der Hand eines persönlichen Gottes hervorgegangen sei, läßt sich mit keinem Verstande ausrechnen, aus keiner natürlichen Erfahrung ableiten; aber dem geistlichen Empfin-

dungsvermögen predigen die Himmel die Ehre Gottes, und verkündet die Werke Seiner Hände Werk mit unmißverständlicher Stimme und unabweisbarer Apodeixis. Das paulinische *γνωστόν τοῦ θεοῦ* ist für den normalen natürlichen Menschen mit der sinnlichen Anschauung der Natur und ihrer Werke gegeben — mittelst des dem Menschen angeborenen geistlichen Empfindungsvermögens. Wer für religiöse Empfindungen kein Organ zu haben behauptet, täuscht sich selbst, oder ist ein abnormer Mensch, ebenso abnorm wie derjenige, der aus drei und zwei sieben herauszählt. Und wir erschließen nicht erst aus den Werken der Schöpfung einen Gott, sondern empfinden ihn unmittelbar aus denselben. Ebenso steht es mit dem sittlichen Bewußtsein. Mit dem Du sollst nicht stehen, mit Kants kategorischem Imperativ ist das Bewußtsein von einem heiligen Gott, der es sagt und mit furchtbarem Nachdruck versieht, unmittelbar gegeben, wir brauchen ihn nicht erst, wie Kant, daraus zu deduzieren, wie sich an und für sich nichts daraus deduzieren läßt. Und der Gottesbegriff, der in unserm religiös-sittlichen Bewußtsein wohnt, ist nicht der von einer unbestimmten höheren Gewalt über der Welt und unserm Leben, sondern von einem persönlichen Allmächtigen, Allweisen, Heiligen, der, seiner selbst bewußt, erkennt, fühlt und will, wie wir, wenn auch auf seine eigne Weise. Damit ist auch der Zweckbegriff für die Weltanschauung des natürlichen Menschen gegeben. Er ist nicht eine aus unsrer seelischen Beschaffenheit abstrahierte Projektion, sondern unmittelbares Bewußtsein, mit dem Gottesbewußtsein unzertrennlich verbunden. Darum ist die Frage Was soll die Welt? ebenso natürlich und unabweisbar wie die Frage nach ihrem Woher. Wer das Dasein für zwecklos erklärt, erklärt es für sinnlos, — eine Philosophie, aus welcher als praktische Maßnahme konsequenterweise nur die Selbstvernichtung folgen kann. Wozu eine sinnlose Existenz fortführen!

Indes, wenn nun die gesunde Vernunft auch fest darauf besteht, daß die Welt und alles, was darinnen ist, einen Zweck hat, so ist sie doch nicht ebenso ohne weiteres imstande, denselben genau zu bestimmen. Zwar daß die Verherrlichung des Schöpfers als die letzte und allgemeine Bestimmung aller seiner Geschöpfe noch vom natürlichen Menschen einigermaßen erkannt wird, ist aus den ersten Worten des neunzehnten Psalms klar. Die Himmel sind Prediger der Ehre Gottes, und es gibt keine Sprache noch Rede, da man nicht

ihre Stimme vernähme. Daß jede Kreatur Gottes Macht und Weisheit, seine göttliche Majestät verherrliche, ist eine Erkenntnis, die Gott in Hiob 38 ff bei dem natürlichen Menschen voraussetzt. Auch die Erkenntnis, daß die Schöpfung anthropozentrisch und alles eigentlich zunächst auf den Menschen als die Krone der Schöpfung berechnet ist und ihm dienen solle, wird dem natürlichen Menschen nicht ganz abzusprechen sein. Kann man hier auch von einem Ungeborensein derselben nicht reden, so ergibt sie sich doch von selbst durch die Betrachtung der Dinge. Aber damit hört nun die Erkenntnis des Weltzwecks bei dem natürlichen Menschen auch auf. Keine naive Erkenntnis, keine noch so wissenschaftliche Philosophie wird je dahinterkommen, was Gott des näheren mit der Welt im Sinne hat, um des Menschen Wohl und seine eigne Verherrlichung zu verwirklichen, wie, wodurch er sich verherrlichen und den Menschen glücklich machen will. Schon die Erkenntnis, daß die Welt zum Dienst des Menschen und zur Verherrlichung Gottes geschaffen sei, erfährt durch die tausend Übel, die in ihr enthalten sind, eine starke Verwirrung. Der Lauf der Welt, die Weltregierung Gottes ist selbst dem Christen noch unbegreiflich, obwohl er über den Weltplan Gottes unterrichtet ist; dem natürlichen Menschen ist das alles nicht bloß unverständlich, sondern auch ärgerlich und töricht. Er hat von den besonderen Absichten, den letzten Gedanken Gottes zu des Menschen Befestigung und seiner eignen Verherrlichung keine Ahnung. Diese sind uns erst durch das Evangelium kund geworden.

Das Evangelium hat nur einen einzigen großen Inhalt und Gegenstand, Christum. Die Schrift ist von Anfang bis zu Ende Zeugnis von ihm. Nicht daß sie nicht sonst noch tausend Dinge sage, lehre und offenbare; aber die stehen alle mit ihm irgendwie in Verbindung; sie weisen auf ihn hin als ihren Mittelpunkt, zeugen von ihm als dem einen Großen, sind Erklärungen seiner Herrlichkeit. Jesus Christus, der menschgewordene Gottessohn, der Heiland der Sünder, ist Kern und Stern, die eine große Sonne, das A und das O der Offenbarung Gottes durch den Heiligen Geist. Von ihm zeugen alle Propheten, alle Apostel, alle heiligen, inspirierten Menschen Gottes. Ja, Jesus Christus ist der eine große Gedanke Gottes, im Wort Gottes geoffenbart. Alles andre in der Wortoffenbarung ist nur Hülle oder Glorienschein um sein Haupt, nur Sessel und Fußschemel seiner Person, nur Wolken oder Glanz um seinen Thron.

Und Gottes Gedanken sind ewige Gedanken. Ihm fällt nicht etwas ein, es fliegt ihm nicht etwas bei. Er ist nicht zufällig auf den Gedanken Christus gekommen. Christus ist der eine große Gedanke Gottes von Ewigkeit. Wie in der Wortoffenbarung nichts ist, das nicht irgendwie auf Christum Bezug hätte, so war und ist in den ewigen Gedanken Gottes nichts, das nicht zu ihm in Beziehung stünde. Und wir müssen hier den Begriff Gedanken nicht im strikten Sinne fassen; auch alles Fühlen und Begehren, alles Wünschen und Wollen, alles Planen und Beschließen, alle Regungen und Bewegungen in Gott haben Christum zum Gegenstand und Mittelpunkt. Über Christum hinaus liegt nichts mehr im Denken, Fühlen und Wollen Gottes. — Aber auch nicht in seinem *Tun*. Christus ist auch Anfang, Mittel und Ende der *Wege* Gottes. Es ist nicht nur alles durch ihn, sondern auch alles zu ihm geschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare, die Thronen und Herrschaften und Fürstentümer und Obrigkeiten. Er ist vor allen und es besteht alles in ihm. Er ist das Haupt aller Fürstentümer und Obrigkeiten, in seinem Namen sollen sich beugen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters. Gott hat absolut alles unter seine Füße getan, ihm soll alles, alles ohne Ausnahme dienen und Ehre geben als dem Heiland und Herrn aller Kreatur, als dem Ebenbild des unsichtbaren Gottes. Alles, was Gott je und je tut und getan hat und tun wird in der Welt, auch alles, was er zugelassen hat und noch zuläßt in der vernünftigen und unvernünftigen Kreatur, das Kleine und das Große, in Einzelnen und unter den Völkern, auch der gegenwärtige entsetzliche Völkerkrieg, auch die Zulassung der Sünde, des Falls des Teufels und der Menschen, ja auch der Verdammnis der Gottlosen, — kurz alles Sein und Geschehen in der weiten, weiten Welt, alles Tun und Zulassen Gottes — steht irgendwie zu Christo als dem Anfang, Mittel und Ende aller Wege Gottes in Beziehung.

Aber nun nicht so absolut und für sich betrachtet ist Christus das Ziel der Gedanken und Wege Gottes. Die Werke und Taten und das Zulassen Gottes stehen nicht einfach und bloß als Mittel zum Zweck der Verherrlichung Christi da. Die Schrift sagt nirgends, daß Gott die Welt oder den Menschen geschaffen, oder die Sünde zugelassen,

oder die Verdammnis verhängt habe, bloß um Christum und durch ihn sich selbst zu verherrlichen. Der kalvinische Prälapsarismus ist rein menschliche Philosophie, Rationalismus, im Interesse des logischen Verstehens des in der Schrift geoffenbarten Weltplans Gottes erfunden; in der Schrift steht er nicht, ja ist durchaus ein *ἀντίγραφον*. In der scholastischen Frage, ob die Sünde die Vorbedingung des Erlösungswerks Christi sei, oder ob der Logos auch ohne das Eintreten des Sündenfalls Mensch geworden wäre, steht die Schrift ganz und gar auf Seiten Anselms und Thomas' und weiß nichts von der Tüftelei des Scotus. Gottes Sohn ist um der Sünde willen, um die Welt von der Sünde zu erlösen, Mensch geworden, nicht hat Gott die Sünde geschehen lassen zur Verherrlichung seiner selbst oder Christi. Christus hat sich durch die Sünde, an der Sünde, die gegen seinen Willen in die Welt gekommen ist, verherrlicht, nicht wollte er sie, um sich durch sie zu verherrlichen. Wenn die Schrift sagt, alle Dinge seien zu Christo — *eis αὐτόν*, auf ihn hin, für ihn — geschaffen, so ist das eine viel weitere und unbestimmtere Beziehung als die des Mittels zum Zweck, es ist die Beziehung des Weges zum Ziel. Sie will sagen, daß Gott alles, was er geschaffen und zugelassen hat, all sein Tun und Walten auf Christum, auf seine Verherrlichung gerichtet und zugespitzt hat.

Freilich, es liegt hier ein Geheimnis vor, das wir nicht lösen können. Wir verstehen nicht, wie Christus das Ziel der Schöpfung, das Ende der Gedanken und Wege Gottes auch ohne das Hinzutreten der Sünde hätte sein können. Wir wissen nicht, wie die Sünde, die Gott doch nicht wollte, entstehen, in Gottes Plan eindringen konnte, wie und warum er sie zugelassen. Davon kann man nur Worte machen, aber nichts erklären. Wir stehen hier vor dem verborgenen Gott, der Demut und Bescheidung, nicht Erkenntnis von uns fordert. Andererseits ist von dem *eis αὐτόν* garnichts abzustreichen. Alle Dinge ohne Ausnahme, alles Tun Gottes und der Menschen, alles Geschehen hat sein Ziel und Ende in dem erhöhten Christus. Er ist der eine große Gedanke Gottes.

Aber nun nicht in seiner bloßen gottmenschlichen Person und für sich allein. Es kam Gott nicht bloß drauf an, das Kunstwerk der persönlichen Vereinigung des ewigen Logos mit der menschlichen Natur in Christo zu realisieren. Das Geheimnis ist ja freilich groß; es ist das Wohlgefallen gewesen, daß in ihm alle Fülle der Gaben und

Weisheit und Kunst Gottes wohnen sollte, er ist das vollkommene Meisterwerk Gottes, nicht nur absolut ohne Tadel, sondern mit allem Reichthum der Herrlichkeit Gottes ausgestattet, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene aller Kreatur; ja, in ihm, dem Menschen Jesus, wohnt die ganze Fülle der Gottheit selbst leibhaftig. Das Wort war nicht Fleisch von Ewigkeit, es ward Fleisch in der Zeit; aber um ewig Fleisch zu sein und zu bleiben. Dennoch kommen mit der Verwirklichung dieses Geheimnisses die Gedanken Gottes nicht zu Ende. Christus ist das Lamm Gottes, das erwürgt ist, und darum würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob; aber er ist nicht um feinetwillen erwürgt und lebendig gemacht und erhöht, er ist nicht bloß ein gekrönter Märtyrer. Jesus Christus ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, ist Heiland und Erlöser. Er ist nicht um sein selbst, um seiner Ehre willen Gottmensch, ein Knecht aller Knechte, gehorsam bis zum Tode am Kreuz geworden, sondern um anderer, um der Menschen, der Sünder, um unsertwillen. Das war der große Gedanke Gottes, daß er eine ganze Welt, die ganze gefallene Menschheit vom Teufel und Tode, vom Verderben, ja alle Kreatur vom Dienst des vergänglichen Wesens erlöse zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, daß er Himmel und Erde und alles, was darinnen ist, durch sich selbst, durch sein Blut, durch sein Kreuz zu ihm selbst versöhnte und zum Frieden brächte. Das ist der ewige Gedanke Gottes, den er in der Zeit hinausführt: Christus der Gottmensch der Erlöser der Welt, die erlöste Welt und ihr Erlöser der Gottmensch Christus, diese zwei zusammen als eins. Das ist die *ἀποκατάστασις πάντων* von der Petrus, und der *παλιγγενεσία* von der unser Herr redet, der vollendeten Theokratie, von der alle Propheten geweißsagt haben, und der *ἀνακεφαλαίωσις τῶν πάντων ἐν τῷ χριστῷ* die Paulus im Epheserbrief als das Ziel aller Wege Gottes hinstellt. Es ist der Gedanke des Reichs Christi, das alles umfaßt, allen Heil und Frieden bringt, in der gesamten *κτίσις* das tob meohd wiederherstellt und alles himmlisch verklärt. — Aber die Inauguration, sagten wir, die Inswerksetzung, nicht die vollendete Verwirklichung. Denn das geplante Friedensreich des Friedefürsten realisiert sich nicht in dem Umfang, in welchem es von Gott gedacht und beabsichtigt war, — ein Gedanke, den wir mit dem Wesen und Willen Gottes nicht zu vereinigen vermögen. Das Reich Christi kommt in seiner vollen Herr-

sichkeit, aber viele werden von demselben ausgeschlossen um ihres Unglaubens willen. Es gibt ewiglich keine Befehrung und Rettung für die Teufel und die Gottlosen. Sie sind und bleiben endgültig von der Gnade und von der Herrlichkeit ausgeschlossen. So sagt der Mund Gottes, und wir haben es stehen zu lassen.

Aber damit fällt die obenerwähnte ἀνακεφαλαίωσις als das Ziel aller Gedanken Gottes nicht hin. Sie ist wirklich eine Vereinigung zu einem Ganzen, sie umfaßt wirklich τὰ πάντα, alle Dinge, und geschieht in Christo, sie ist Vereinigung in ihm und unter ihn. Alle Erklärungen, die irgend eins dieser Momente weglassen, tun den klaren Worten Gewalt an. Christus ist nicht nur das Haupt der Gemeinde, sondern auch, freilich in einem viel weiteren Sinne, das Haupt aller Fürstentümer und Obrigkeit, das Haupt über alles. Und es steht gleich dabei, wie das gemeint ist. Gott hat ihn gesetzt zu seiner Rechten im Himmel über alle Fürstentümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, und hat alle Dinge unter seine Füße getan. Er ist Herr und Herrscher aller Kreaturen, auch der Verlorenen und der höllischen Mächte. Aber Haupt ist mehr als bloßer Herr und Gebieter. Gott ist Schöpfer und Herr aller Kreaturen, aber nirgends nennt die Schrift ihn das Haupt derselben. Er ist es auch nicht, weil er in keinem Sinne etwas von ihrer Natur und Art an sich hat. Das liegt in dem Begriff Haupt, im Unterschiede von dem Begriff Herr. Das Haupt einer Familie, einer Schar, einer Nation ist Oberhaupt derselben, ist primus inter pares, ist der erste, aber hat auch etwas mit den übrigen gemein. Christus ist Haupt aller Kreatur, weil er eben dies mit ihr gemein hat, daß er — nicht als logos natürlich, sondern als Jesus Christus, als Gesandter und Amtmann Gottes, als Fleischgewordener und Heiland — eine Kreatur Gottes ist. Er ist der Erstgeborene, nicht v o r, wie Luther übersetzt hat, sondern v o n aller Kreatur; und als solche kann und soll er vor allen andern Kreaturen den Vorgesang haben, ihr Haupt sein und unter ihn alles, was im Himmel und auf Erden ist, zusammengefaßt und zu einem Ganzen vereinigt werden. Als Haupt unter Gleichen hält und trägt, regiert und beherrscht er alle Kreatur, und sie soll ihm, muß ihm auch unfreinwillig, als ihrem Haupt und Herrn die Ehre geben und bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Aber diese Zusammenfassung und Vereinigung Christi und aller Kreatur zu einem ewigen Reich ist dennoch nicht der letzte Gedanke Gottes. Sie ist nur gleichsam das Gerüst zu dem Tempel, den er zu bauen letztlich im Sinn hat, die Bühne zu dem Schauspiel, das er aufführen will, die Landschaft zu dem Paradies, das er dreinsetzen will, der Tempel, der das Allerheiligste bergen soll, das er aufrichten will, das Wolkenmeer um den Himmelsglanz her, der in Ewigkeit erstrahlen soll, das Geheimnis aller Geheimnisse: **C h r i s t u s u n d s e i n e G e m e i n d e**. Das ist der eine große, der letzte Gedanke Gottes. Er umfaßt eine Herrlichkeit, die kein Mund aussagen kann.

Die Schrift stellt uns dies Geheimnis unter verschiedenen Bildern dar. Christus ist das Haupt der Gemeinde, und sie ist sein Leib. Der Herr und seine Gemeinde bilden einen lebendigen Organismus. Der Sinn des Bildes ist zunächst dieser, daß zwischen Christo und der Gemeinde nicht bloß eine äußerliche, sondern eine innerliche *ἀνακεφαλαίωσις* der Gemeinde unter Christum und in ihm statthat, eine Verbindung von **g l e i c h a r t i g e n** Elementen zu einem Ganzen. Welcherlei das Haupt ist, solcherlei ist auch der Leib. Versteht sich, daß sich diese Gleichartigkeit nicht auf das ursprüngliche, elementare Wesen Christi bezieht. Die Gemeinde wird ja nicht des göttlichen Wesens Christi teilhaftig. Auch nicht sowohl auf die menschliche Natur beider; denn die besitzen ja auch die verworfenen Menschen, die nicht zur Gemeinde Christi gehören, obwohl auch dies Element der Gleichartigkeit hier nicht auszuschalten ist, selbst nicht das der Reaktürlichkeit beider. Aber im eigensten und letzten Sinne ist nach der Schrift das Element der Gleichartigkeit zwischen Christo und der Gemeinde der Geist und das geistliche, himmlische Leben, das beide bekommen haben. Gott hat auf Christum seinen Geist ausgegossen, weil er des Menschen Sohn, Erlöser, Heiland ist. Er hat ihn gesalbt mit dem Heiligen Geist und Kraft, ohne Maß. Der Herr hat sich zuerst die Gemeinde, wie die ganze Menschheit, erworben in seiner Erniedrigung und Hinabfahrt; und in seiner Aufahrt hat er den Heiligen Geist und des Geistes Gaben empfangen für die Menschen, auch für die Abtrünnigen. Diesen Geist hat er auf die erlöste Menschheit ausgegossen und sich dadurch eine ihm gleichgesinnte, geistliche Gemeinde geschaffen durch den Glauben, hat durchs Evangelium, durch die Taufe den Heiligen Geist **r e i c h l i c h** über uns ausgegossen, damit uns sich gleichartig gemacht und mit sich, dem Haupt,

das ganz und gar Geist und geistlich ist, organisch verbunden, angegliedert zu einem vollkommenen geistlichen Körper. So ist es ein und derselbe Geist, der in beiden, in Christo und der Gemeinde, wohnt, ein und dasselbe geistliche Leben, das beide durchströmt und sie organisch mit einander verbindet. Wir sind Glieder seines Leibes, von seinem geistlichen Fleisch und von seinem geistlichen Gebein. Ein Leib und Ein Geist, Geist von seinem Geist. Aber nun so, daß er das Haupt und wir die Glieder, der Leib sind. Er hat in allem den Vorgang; er hat den Geist ursprünglich, zuerst bekommen, er hat ihn ohne Maß; wir, die Gemeinde, haben ihn von ihm und in bestimmtem Maß, aber dennoch so, daß wir die Fülle des sind, der alles in allen erfüllt. Aus seiner, des Hauptes, Fülle strömt nun das geistliche Leben durch den ganzen Leib in alle Glieder gleichermaßen, sie alle mit sich und unter einander verbindend; und doch auch wieder ungleich im einzelnen, dies Glied mit jenen und das andre mit andern besonderen Geistesgaben zierend und zu besonderem Werk für den ganzen Leib bereitend. Welcher Art dies geistliche Leben ist, weiß niemand, der es nicht in sich hat. Hier hilft keine Beschreibung, es will erlebt sein. Es ist göttliches Leben, Leben aus Gott. Aber es ist nicht das wesentliche Leben, das Wesen Gottes selbst. Wir werden dadurch nicht Götter, wir bleiben Kreaturen. Es ist ein von Gott geschaffenes Leben, das Christum und seine Gemeinde durchlebt, von Christo erworben, vom Heiligen Geist ausströmend, ihn selbst als den Bewohner unsres Herzens mit sich bringend, ein Leben vom Geist und im Geist. Und dies Leben ist göttliche Reinigkeit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, das alle Sünden, alle Unreinigkeit verzehrt hat und uns ohne Flecken und Runzel heilig und untadelig vor Gott darstellt, ein Leben in vollendeter Herrlichkeit, *εὐδοξος*. Es ist ein Leben in vollkommener Liebe zwischen Haupt und Gliedern und zwischen den Gliedern unter einander; dies Leben ist vollkommenes Glück, vollkommene Seligkeit, denn es ist Leben in der vollkommensten und innigsten Gemeinschaft mit Christo, mit dem Heiligen Geist, mit Gott. — Aber es sind noch zwei andre Momente in der Vereinigung Christi mit der Gemeinde. Das Haupt regiert, lenkt, leitet den Leib und seine Glieder, ihr Denken, Sinnen, Dichten, Trachten. Es sorgt für sie, versorgt, schützt, bewahrt sie. Sie haben volle Genüge in ihm. Und endlich, sein Los ist ihr Los. Es ist eine unzer-

trennliche Verbindung auf ewiges Wohl und Wehe. „Lasset auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht?“

Das zweite, in der Schrift sehr häufige Bild der Vereinigung Christi mit der Gemeinde ist das der geistlichen Ehe oder des Brautstandes. Christus der Mann, sie sein Weib; er der Bräutigam, sie seine Braut. So im Alten Testament besonders Hosea, der 45. Psalm und das Hohelied, im Neuen Paulus, Johannes der Täufer und die Offenbarung. Das ist vor allem auf das geistliche Einfleischsein Christi und der Gemeinde abgesehen, die Innigkeit der Verbindung, in welcher hier insonderheit auf die Innigkeit der gegenseitigen Liebe und auf die Glückseligkeit dieses Verhältnisses Nachdruck gelegt ist. Das andre Große in diesem Bilde ist die Schönheit und Herrlichkeit beider Teile. Alle Pracht dieser Welt wird auf ein Brautpaar gehäuft. Und Er ist der schönste unter den Menschenkindern, und die Braut steht zu seiner Rechten in eitel köstlichem Golde; des Königs Tochter ist ganz herrlich inwendig, sie ist mit güldenen Stücken gekleidet, mit reiner und schöner Seide, mit der Gerechtigkeit der Heiligen; und das alles von dem Bräutigam ihr erworben und angezogen. Ja, das Geheimnis ist groß, ich sage aber von Christo und der Gemeine, — die Hochzeit des Lammes.

Und das Bild, das wir im Alten Testament am häufigsten, im Neuen ganz zu Ende, in der Offenbarung finden, ist das vom Neuen Jerusalem, von der vollkommenen und über alles herrlichen Stadt, deren König, Sonne und Leuchte Gott und das Lamm ist, — ein Bild, in dem alle Seiten der Herrlichkeit des Geheimnisses Christus und seiner Gemeinde zusammengefaßt sind in dem allumfassenden Begriff: Eine Hütte Gottes bei den Menschen. Da wird er bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein. Und Gott wird abwischen alle Tränen usw.; usw. —

Die Verwirklichung dieses Geheimnisses, das ist der eine große Gedanke Gottes. Wenn das erfüllt ist, dann ist die Weltgeschichte, dann sind die großen Thaten Gottes, all seine Pläne und Gedanken zu ihrem Ziel und Ende gekommen.

Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, die Herrlichkeit dieses Geheimnisses auszumalen. Die Schrift selbst tut das reichlich; und wo immer die heiligen Menschen Gottes von diesem höchsten aller Dinge reden, da wird ihre Rede zu einem ekstatischen Hymnus, der das Kleid

der menschlichen Sprache hin- und herzerrt und schier zerreißen will. So bei Paulus im Epheserbrief, bei Johannes in der Offenbarung. Das Herz will ihnen vor Freude zerspringen, und sie wissen nicht, wie sie das alles in menschliche Worte fassen sollen, was der Geist vor ihr Auge stellt. Es ist dies das Geheimnis, das der Kirche ihre begeistertsten Hymnen, ihre gewaltigsten Predigten gegeben hat und noch gibt. Hierin liegt der übermächtige Trost, der über alle Anfechtungen eines wunden Gewissens, über alles Leid und alle Not dieser Zeit hinweghebt, — als das nicht wert ist der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. Und wahrlich wir Prediger und Lehrer des göttlichen Worts haben diesen Trost, diese Freude, diese Begeisterung hochnötig für unser eignes Leben vor Gott, in der Gemeinde und in der Welt, wo die eigne Sünde und Schwäche, der Widerstand und die Undankbarkeit innerhalb unsers Arbeitsfeldes, die tägliche Arbeitslast, die Verweltlichung unsers Kirchenwesens, die Zerrüttung aller menschlichen Verhältnisse in der Welt den Geist in uns dämpfen und uns verzagt machen wollen. Wir haben die Freude, die uns aus diesem Geheimnis entgegenlacht, doppelt nötig für unsre Predigt und Seelsorge. Das mutlose, verzagte, pessimistische Wort wirkt weder auf der Kanzel noch unter derselben. Es sei denn daß der Ton des jubelnden Lobpreises, des triumphierenden Siegesliedes all unser Predigen und Reden durchflingt, so werden wir dem Teufel und der Welt den Sieg über die Seelen, die uns hören, nicht abgewinnen. Und welche Seite des christlichen Lebens, auch des Amtslebens, gibt es, die nicht aus der Freude an diesem Geheimnis Kraft und Stärkung gewönne!

Aber das führte uns für diesmal zu weit. Es liegt uns daran, das erörterte Thema einmal auf eine formale Seite unsers amtlichen Lebens besonders anzuwenden, auf den Grad der Intensivität, mit welcher wir unser Amt treiben. Wir klagen über den Rückgang des geistlichen Lebens unter unserm Volk. Der ist Tatsache. Aber wir haben schon in einem Aufsatz in unserm diesjährigen Seminar-katalog darauf hingewiesen, daß uns doch diese Tatsache veranlassen müsse, uns zu prüfen, ob wir selbst schuld an diesem Rückgange sind. Sind wir doch die Kanäle, durch welche Gott den Geistesstrom in unsere Gemeinden hauptsächlich leiten will. Es ist doch neun mal aus zehn wahr: Wie der Hirt, so die Herde. Wenn das Evangelium uns selbst nicht begeistert und bemeistert und alle unsre Seelen- und Lei-

beschränkte zur Tätigkeit bewegt, wie soll es das durch uns bei unsern Pflegebefohlenen ausrichten? Luthers Wort in der Vorrede zum Kleinen Katechismus ist doch so wahr: „Wie sollten sie nicht faul sein, wenn du schläfst und schweigst?“ — Und nun, ohne uns herauszunehmen, dies Wort in seinem vollen oder auch nur halben Sinne auf jeden unter uns anzuwenden, — wer unter uns, und wäre er der begeistertste und fleißigste, wollte nicht an seine Brust schlagen und sich vor Gott der Trägheit schuldig geben? Der große Fehler der Welt heutigen Tags ist die Zerstreuung, das ungebührliche Interesse an jedem — Quark. Das ist als Regel die Eigentümlichkeit der Kinder und unreifen Jugend, die das Große und Wichtige im Leben aus seiner tausendfachen Mannigfaltigkeit noch nicht herausgefunden haben und von allerlei Auffälligem hierhin und dorthin gezerrt werden, ohne irgendwo Befriedigung und Ruhe zu finden. Das ist die Signatur der Kinder dieser Welt, die noch nicht Anker geworfen haben in dem Grunde, der ewig hält, und darum rasilos von einer Blume dieses Lebens wie Schmetterlinge auf die andre fliegen und sich einbilden, in der Vielheit und Mannigfaltigkeit des Erkennens und Empfindens der Dinge dieser Welt liege das wahre Glück, und die darum dieser Erde nicht satt werden können. Aber so steht es doch mit uns Christen nicht. Wir haben doch den Grund gefunden, der unsern Anker ewig hält. Wir haben doch das eine Große und allein Wichtige im Leben erkannt und Ruhe darin gefunden und wissen, daß alles, alles andre eitel, ganz eitel und nur so viel wert ist, als es zu diesem Einen, Christo und seiner Gemeinde, in Beziehung steht. Aber wir vergessen das und richten unsere Augen wieder auf alle das, was sich doch unter Händen verzehrt, als hinge das Glück unsers Lebens dran. Ja, das ist auch gerade unser Stempel, ein Charakteristikum des heutigen Pastoren-, Professoren- und Lehrrergeschlechts: der Mangel an Konzentration auf dies eine Große, das Geheimnis der Ewigkeit: Christus und seine Gemeinde in ihrer Verherrlichung. Wir haben uns wieder zuweit in die Welt verloren, an den Gütern, Ehren und Genüssen dieses vergänglichen Lebens zuviel Interesse gewonnen, ein eignes, persönliches, irdisches Interesse, das sich mit dem Interesse des einen großen Gedankens Gottes nicht mehr deckt, sondern dasselbe beiseite setzt. Hic, hic haeret aqua. Da, da liegt der Krebschaden, der zu unsrer Zeit am Leibe der Kirche frißt.

Und ehe wir den nicht heben, wird es nicht besser mit der Kir-

che, wir mögen äußerliche Maßnahmen und neue Einrichtungen treffen, welche wir wollen. Synodale Vereinigungen, Schaffung neuer oder Veränderung alter Ämter, Revisionen und Finanzkontrolle, Vermehrung der Lehrkräfte, Einführung neuer Sammelmethoden, Bilden von allerlei Vereinen und aids, Beschaffung von Vergnügungs- und Unterhaltungsmitteln, Systematisierung des ganzen Gemeinde- und Synodalhaushalts, ja auch allerlei gelegentliches Predigen, Strafen und Schelten gegen den Mangel an geistlichem Interesse und das überhandnehmende Weltwesen — sind an und für sich ganz gute Dinge; aber es sind lauter Kurpfuschereien, solange unser Interesse zwischen Christo und der Welt geteilt ist, solange wir mit einem Auge nach Kanaan, und mit dem andern nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurück schauen. Wir müssen wieder lernen, uns zu konzentrieren auf den einen großen Gedanken Gottes: Christus und seine Gemeinde, und die Augen abwenden vom Völkerkrieg in Europa und von der mörderischen Munitionslieferung unsers Volks an die Feinde Deutschlands, von der Niedrigkeit unsers Gehalts und von dem Schwanken unsers Leibesgewichts, von der Politik und von der Armut unsrer Hauseinrichtung, von allem Irdischen, von Haus und Hof, von Bruder und Schwester, von Vater und Mutter, von Weib und Kind. Das wird jeder so wenig mißverstehen wie die bekannnten stärkeren Worte unsers Meisters: Wer nicht absagt allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein. Es gilt diese Dinge in ihrem wahren Wert erkennen und sie hinter das eine große Wichtige in der Welt: Christus und seine Gemeinde, zurückstellen. Ich habe, sagte Zinzendorf, nur eine Passion: Christus. So müssen wir alle wieder sprechen lernen.

Denn Gott selbst hat nie eine andre gehabt. Wahr ist's, er hat eine Welt geschaffen von milliardenfachem Sein und Leben, so schön, so kunstvoll, so wunderbar großartig, daß die besten Werke der Menschen dagegen nur Stümperei, ja geradezu lächerlich sind. Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte. Aber das alles freut ihn nicht außer Christo und seiner Gemeinde. Denn nur durch ihn und in ihm und zu ihm rief er sie ins Dasein, erhält er und regiert er sie. Was soll es alles, so es Christo und seiner Gemeinde nicht dient? Sie sind nicht um ihrer selbst willen geschaffen, haben keine selbstän-

dige Bedeutung. Gott wollte und will nicht tausenderlei selbständige Gedanken realisieren, sondern nur einen großen Gedanken in tausend- und millionenfacher Verbrämung und Ausschmückung. Darum wird er zer schlagen und vernichten, verfluchen und verdammen alle Werke seiner Hände, die Christo und seiner Gemeinde nicht dienen, und eine neue Welt schaffen, in der jedes Blatt und jeder Wurm den himmlischen Bräutigam und seine Braut verherrlicht. Die Weltgeschichte hat keine Bedeutung außer in Christo und seiner Gemeinde. Alle Kulturarbeit der Ägypter, Assyrer, Babylonier, Perser, Griechen, Römer, Spanier, Franzosen, Engländer, Deutschen, all ihr Lieben und Leiden, all ihr Ringen und Kriegen und endloses Blutvergießen ist vergeblich gewesen, sofern es nicht im Dienst des einen großen Gedankens Gottes gestanden hat, sondern nur Menschenwerk und -ringen gewesen ist. Die Völker haben keine andre Aufgabe, als der Verwirklichung des Geheimnisses Christus und seine Gemeinde zu dienen. Was außerhalb dieser Aufgabe von Menschen unternommen und vollbracht worden ist, fällt alles dem Verderben und der Verdammnis anheim. Das gegenwärtige Völkerringen mitsamt der amerikanischen Munitionslieferung und der alliierten Millionenanleihe, ja mit all dem Verröckeln der Hunderttausende auf schauerlichen Schlachtfeldern, mit all dem Heroismus und der Selbstaufopferung der Krieger, mit all dem unnenmbaren Weh und den Tränen ihrer Angehörigen, hat absolut keinen Sinn, wenn nicht eine Saat drauß sproßt für den Bau und die Verherrlichung der neuen Gottesstadt, die eine Hütte Gottes bei den Menschen sein wird. Nur insofern die Kreatur und die Weltgeschichte das zukünftige Reich Christi und Gottes fördern, haben sie einen Wert. Außerhalb Christo sind sie eitel und verdammt. Das ist es, was wir wieder lebendig inne werden müssen. Gott hat nur einen großen Gedanken, den er in der Zeit verwirklichen will: Christus und seine Gemeinde! Alles andre Denken, Sinnen, Wollen, Tun Gottes steht nur im Dienst der Ausführung dieser Idee. Er hat nicht vielerlei verschiedener, selbständig neben diesem stehende Gedanken, er hat nur einen großen Gedanken, mit dem alle andern in einheitlicher und gegliederter Verbindung stehen.

So müssen auch wir, insonderheit wir Diener am Wort, gesinnt werden. Nur ein einziges Ziel im Auge: Christus und seine Gemeinde! Nur dies eine denken, sinnen, dichten, planen, tun Tag und

Nacht und alles andre Denken und Tun diesem Einen unterordnen und dienstbar machen! Dazu sind wir berufen. Was soll denn unser Amt? Wir sind Diener Christi und seiner Gemeinde. Wir sind Gottes Mithelfer, Mitarbeiter an der Verwirklichung dieser seiner einen großen Idee. Wir sind wahrlich nicht Diener Christi und Pastoren oder Lehrer seiner Gemeinde, um unser eignes Paradies neben das seinige zu pflanzen, oder unser Reich zugleich mit dem seinigen zu bauen. Wir sind Arbeiter nicht in unserm, sondern in seinem Weinberg und stehen nicht in eignem, sondern in seinem Sold.

Eine solche Sinnesänderung ist ja freilich keine leichte Aufgabe. Es heißt im Herzen alles verlassen und ihm nachfolgen; und dazu will und kann das Fleisch nicht heran. Aber es ist doch möglich durch seinen Geist, den er reichlich verheißen hat denen, die da glauben und um denselben bitten. Es gilt unverwandt auf ihn und seine Herrlichkeit schauen, die auch unsre Herrlichkeit werden soll. Ja, wir müssen unsre steifen Kniee beugen lernen im Gebet und nicht aufhören zu bitten, daß der Gott unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Herrlichkeit, uns den Geist der Weisheit und der Offenbarung zu seiner selbst Erkenntnis gebe, und erleuchtete Augen unsers Verständnisses, daß wir erkennen mögen, welches da sei die Hoffnung unsers Berufes und welcher sei der Reichtum seines herrlichen Erbes an seinen Heiligen. Das will und wird Gott tun im Übermaß. Wenn unter uns kein Vater seinem bittenden Sohn einen Stein für Brot und einen Skorpion für einen Fisch gibt, wieviel weniger wird der Vater im Himmel seinen Heiligen Geist weigern denen, die ihn bitten! Und vor dem Heiligen Geist fällt das Bleigewicht der eignen Interessen, das uns träge macht, von unsern Füßen, und wir werden an den Beinen gestiefelt als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens, damit wir bereitet sind.

Schwer ist die Aufgabe, ja! Und die Aussichten auf Erfüllung derselben sind nach menschlichem Ermessen gering. Wir haben zur Verwirklichung des Geheimnisses Gottes kein andres Mittel als das Wort, und das will die Welt nicht hören. Aber verzagen und die Flinte ins Korn werfen wollen wir dennoch nicht. Es ist Gott selbst reichlich schwer geworden, seinen großen Gedanken durchzuführen. Den Wunderbau der Welt ins Dasein zu rufen, war ihm ein Kinderpiel. Er sprach, so geschah's, er gebot, so stand es da. Aber seinen großen Gedanken von Christo und seiner Gemeinde auszuführen, das

ist ihm reichlich sauer geworden. Es hat ihn Schweiß, den Blutschweiß, ja den Tod und die Höllequal seines Sohnes gekostet. Sollten wir nicht auch ein wenig Arbeit und Schweiß dransetzen wollen? Die Sünder zu bekehren, das ging nicht durch ein gewöhnliches Machtwort. Paulus redet von der überschwänglichen Größe seiner Kraftwirkung an uns Gläubigen, die wir glauben vermöge der Wirksamkeit seiner Stärke, welche er wirksam gemacht hat an uns in Christo, nachdem er ihn aus den Toten auferweckt und ihn zu seiner Rechten im Himmel über alle Fürstentümer gesetzt und als solchen der Gemeinde zum Haupt gegeben hat. Die Kraftwirkung, damit er uns zur Gemeinde Christi, zu seinem Leib und seiner Braut gemacht hat, mußte erst durch den erniedrigten und erhöhten Christus gehen, ehe sie unsre widerspenstigen Herzen zu brechen und zu gewinnen vermochte. Aber sie hat ihr Werk vollbracht und führt es durch bis zum Ende. Sie ist heute noch wirksam und mächtig zu zerstören alle Höhe, die sich wider das Erkenntnis Christi erhebt. Ja, das Evangelium ist wahrhaftig Gotteskraft, eben zur Vollendung seines Geheimnisses: Christus und seine Gemeinde. Es richtet aus, wozu er es sendet, auch heute noch, auch in unserm schwachen Munde, durch unsre armfelige Predigt.

O, daß wir doch brünstig und ohne Unterlaß bitten und betteln möchten um den Heiligen Geist, daß er den einen großen Gedanken Gottes, das Geheimnis: Christus und seine Gemeinde, in uns kräftig mache zu überschwänglicher Freude und zu unermüdllicher Arbeit an der Vollendung des neuen Jerusalems, der Hütte Gottes bei den Menschen!

M u g . P i e p e r .

Joh. 5, 17—47.

(Fortsetzung.)

Doch Christus nennt in den folgenden Versen noch andre Werke, wie das Gericht, und die Auferweckung der leiblich Toten. Auch davon merken die Gottlosen schon in der Zeit etwas, daß Gott dem Sohne das Gericht gegeben hat, wie sie aus den Toterweckungen Christi vor seiner Kreuzigung, sonderlich aber auch aus seiner Auferstehung den Schluß ziehen können, daß er auch Macht und Gewalt überkommen hat, die Toten am jüngsten Tage aus ihren Gräbern hervorzurufen. Die zeitlichen Gerichte, welche über die Verächter des Wortes gehen, sind ein Vorspiel des großen Gerichtes des jüngsten Tages. So hat Christus nicht bloß des Öfteren von seinem Kommen zum Gericht, vom jüngsten Tage geredet, sondern hat auch die Zerstörung Jerusalems, das besondere Gericht über das verstockte Judentum vorausgesagt und damit auch bestätigt, was schon Moses und Jesaias vorprophzeit haben. Wie genau hat sich aber das alles erfüllt! Wie erfüllten sich diese Weissagungen heutzutage! Die Gläubigen sehen in diesem Gericht über das Volk der Juden einen Beweis für die Wahrheit des göttlichen Wortes; die Ungläubigen, vor allem aber die Juden selbst stauen und wissen nicht recht, was sie daraus machen sollen. Das will den Juden nicht in den Sinn, darüber können sie nicht hinweg kommen, daß sie, das auserwählte Volk Gottes, heute noch zerstreut sind in aller Welt, nachdem ihre heilige Stadt und der prächtige Tempel schon vor beinahe 2000 Jahren zerstört worden sind und Gott sich seines Volkes noch immer nicht angenommen habe. Auch die übrigen Ungläubigen können es sich nicht erklären, daß die Juden, obwohl sie nun schon so viele Jahrhunderte unter den Völkern der Erde zerstreut wohnen und auch in vielen Stücken deren Kultur und Gebräuche angenommen haben, dennoch nicht in ihnen aufgegangen sind, wie es andern Völkern, die ein ähnliches Schicksal erlitten haben, ergangen ist. Friedrich der Große, ein Ungläubiger und Spötter, forderte einmal bei der Tafel seinen Hofprediger auf, ihm einen kurzen, blühdigen Beweis für das Christentum zu geben. Dieser antwortete bloß: Majestät, die Juden, und der König konnte kein Wort darauf erwidern, obgleich er augenscheinlich eine Gelegenheit gesucht hatte, seinen Witz zu erproben. Woher kommt der offenbare

Daß so vieler Ungläubiger gegen die Befenner der Wahrheit, gegen die Bibel, gegen den Herrn Christus, obwohl die wahren Jünger Christi niemand etwas zu leide tun und der Welt nur Gutes erweisen, obwohl niemand die Ungläubigen zwingt, die Bibel zu lesen, obgleich sie den Herrn Christum für einen bloßen Menschen oder sogar für eine sagenhafte Persönlichkeit erklären? Der Grund ist gewiß auch darin zu finden, daß sie insgeheim im Grunde ihres Herzens sich doch wundern, ob nicht doch am Ende der ihnen verhaßte Nazarenus der Richter der Welt sei und wie alle seine Worte, so auch seine Drohungen wahr machen werde. Diese Verwunderung, jenes Staunen und Entsetzen über die „größeren Werke“ Christi wird natürlich ihren Höhepunkt erreichen, wenn der Tag des Zorns endlich hereinbrechen wird, verbunden mit der Auferstehung aller Toten und dem allgemeinen Weltgericht. Dann müssen alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, die Gläubigen mit Freuden und Jauchzen, die Ungläubigen unter Zeter- und Wehegeschrei.

Der Herr Christus fährt in den Versen 21—30 nun fort, die „größeren Werke“, auf welche er soeben hingewiesen hatte, zu nennen und zu beschreiben. Sie liefern ins einzeln gehende Beweise in der Verteidigung des Herrn Christus gegen die Anklagen der Juden. Jeder einzelne Beweis ist aber so gewaltig, daß die Ankläger hätten erschrecken und vor Bestürzung fliehen sollen.

Aber das Verhängnisvolle am Unglauben ist jene gottlose Blindheit, welche die Menschen dazu bringt, gegen einen gnädigen und allmächtigen Gott Krieg zu führen bis zuletzt. „Größere Werke“ hatte der Herr Christus gesagt und gibt nun den Grund für diese Benennung; deshalb das „denn“ in Vers 21 und 22. Diese Werke sind nichts Geringeres, als **d a s L e b e n d i g m a c h e n** und **d a s R i c h t e n**.

Vers 21 lautet: Denn wie der Vater die Toten auferwecket und machet sie lebendig; also auch der Sohn machet lebendig, welche er will. Der Hauptgedanke in diesem Verse ist offenbar: „Der Sohn macht lebendig.“ Über den Umfang dieses Lebendigmachens gehen die Meinungen der Ausleger auseinander. Etliche der älteren Ausleger haben Alles, was in diesem und den folgenden Versen bis 30 vom Lebendigmachen und vom Richten gesagt ist, von der physischen Totenerweckung und vom jüngsten Gerichte am Ende der Welt verstanden und wohl auch noch die Totenerweckungen, die Christus an

den Jüngling zu Nain, Jairi Töchterlein und Lazarus, sowie die Totenerweckungen, welche die Apostel verrichtet haben, hineingezogen. Aber angesichts der Verse 24 und 25 ist dies offenbar eine verkehrte Auffassung. Doch wenn wir auch kurzerhand diese Auslegung als eine gänzlich unbegründete abweisen können, so bleibt doch noch die Frage, ob der Herr Christus, wenn er im 21. Verse sagt, der Sohn macht lebendig, welche er will, bloß auf die Wiedergeburt und Neubelebung der geistlich Toten ziele oder auch zugleich die leibliche Auferweckung am jüngsten Tage im Auge habe. Daß er zunächst in diesem Verse nur die erstere Neubelebung meine, dafür scheinen hauptsächlich zwei Gründe zu sprechen. Vor allem sagt der Herr Christus, er mache lebendig, welche er will, und es ist hervorgehoben worden, daß er meine: nicht alle — am jüngsten Tage aber werden alle aus den Gräbern hervorgehen. Sodann macht er einen klaren Unterschied zwischen dem, was er im Laufe der Zeit tue (angezeigt durch den Gebrauch der Gegenwart in den Versen 21—24 und den Ausdruck: Es kommt die Stunde und ist jetzt), und dem, was er am jüngsten Tage tun werde (beachte den Ausdruck: Es kommt die Stunde in Vers 28.). In Beziehung auf den Ausdruck „welche er will“, wird aber wohl nicht ganz mit Unrecht eingewendet, daß der Herr hier nicht auf ein absolutes Dekret, auch nicht auf eine Auswahl hinweise, sondern auf seine Machtvollkommenheit, das Leben zu verleihen. Redete er hier von einer Auswahl, so dürfte man eher erwarten, daß er gesagt hätte: welche er nur will. Außerdem betont er auch bald nachher wieder diese seine Machtvollkommenheit. Vers 26. Gegen den zweiten angeführten Grund kann man darauf hinweisen, daß auch in Vers 17 die Gegenwart zeitlos gebraucht wird, und daß in demselben Gebrauche auch „lebendig machen“ sich auf zukünftige Ereignisse erstrecken kann. Ziehen wir das alles in Betracht, so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir sagen, daß der Herr Christus mit diesem Ausdruck beides, die geistliche Auferweckung und die leibliche Auferweckung meine und natürlich bei der letzteren die Auferstehung der Gerechten besonders im Auge habe, wie er auch im folgenden Verse nicht bloß auf das jüngste Gericht, sondern auch auf das Gericht, wie es sich schon in der Zeit vollzieht, hindeutet. Er gibt demnach in diesen beiden Versen die Punkte an, über die er sich nachher weiter verbreiten will.

Christus geht also hier von dem Satze aus: Der Vater erweckt

die Toten und macht sie lebendig. Das war ein Glaubenssatz, dessen Wahrheit kein Jude in Zweifel zog. Es war dies bei ihnen eine geläufige Vorstellung, die sich sowohl auf solche Stellen des Alten Testaments gründete, welche von der leiblichen Auferstehung, als auch auf solche, die von der sittlichen Neubelebung des Volkes handelten. So heißt es 5. Mose 32, 39: Der Herr tötet und machet lebendig, führet in die Hölle und wieder heraus. 1. Sam. 2, 6 lesen wir dieselben Worte. Theils typische, theils direkte Weissagungen von der Neubelebung des Volkes und der Auferweckung der Toten finden sich in folgenden Stellen, Hosea 21, 6, 2; 13, 14; Jes. 25, 8; 26, 19; Hes. 37, 4 ff; Dan. 12, 1 ff. Gott ist das Leben selbst und daher auch die Quelle alles Lebens. Er allein kann Leben geben und mittheilen. Der Gott, welcher den leiblichen Tod verhängt, kann ihn wieder aufheben, die dem Totenreiche bereits Verfallenen kann er wieder aus demselben herausführen; gleicherweise vermag er auch die, welche entfremdet sind von dem Leben, das aus Gott ist, und ihre eigenen Wege gehen, wieder durch seinen Geist auf den Weg des Friedens zurückbringen. Es werden hier zwei Ausdrücke vom Werke des Vaters gebraucht, die Toten aufwecken und Lebendigmachen. Aber es ist kein wirklicher Unterschied zwischen beiden. Der Ausdruck *Toten erwecken* malt den Zustand des Todes ab, welchen der Vater auf wunderbare Weise bei Seite schafft. *Lebendig machen* bezeichnet die Gabe, das Geschenk des Lebens, welches er in gnadenvoller Weise gibt. Es verhält sich nicht so, daß das Lebendigmachen größer ist, als das Aufwecken. Die beiden Ausdrücke beziehen sich auf zwei Seiten eines und desselben Werkes, und eine Vergleichung dieser Art ist deshalb außer Frage. Lebendigmachen bezieht sich ohne Zweifel auch auf die Toten, da ja diese allein das Leben nötig haben. *Wie der Vater also auch der Sohn macht lebendig.* Was der Vater tut, eben das vermag und tut auch der Sohn. Diese Tätigkeit des Vaters und des Sohnes sind in jeder Hinsicht gleich. Es könnte auf den ersten Anblick hier befremdend erscheinen, daß nicht auch vom Sohn mit ebensovieleen Worten ausgesagt ist, daß er die Toten auferweckt, aber nach dem, was wir vorher gesagt haben, ist klar, daß das Lebendigmachen, vom Sohn ausgesagt, auch das Aufwecken in sich schließt.

Der Sohn macht lebendig, welche er will. Zu dem, was wir schon vorher über diesen Ausdruck gesagt haben,

wäre noch zu bemerken: Indem der Herr hier seine Machtvollkommenheit betont, will er uns auch gewiß noch nahe legen, daß er bei der Neubelebung der geistlich und physisch Toten nicht als ein bloßes Werkzeug seines Vaters handle, wie etwa ein Sekretär das niederschreibt, was ihm sein Vorgesetzter in die Feder diktiert, ob er für seine Person damit einverstanden ist oder nicht. Seines Vaters Wille ist auch sein Wille und umgekehrt; auch sein menschlicher Wille steht in freiem, ungezwungenem Einklang mit dem göttlichen Willen, und so ist natürlich auch dieses Werk in vollständigem Sinne eigenes Werk und der Ausdruck seines Willens, der durch keine Schranken von außen eingengt ist. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß der Herr hier, wie etliche Ausleger meinen, zugleich dem jüdischen Partikularismus entgegenzutreten will und den Juden mit diesen Worten zu verstehen gibt, daß er, wenn sie auch sein Zeugnis nicht annehmen und sein Heil verwerfen, sich anderswo, unter den Heiden, ein Volk, eine Kirche sammeln könne und werde. So sagt der Herr Christus auch Matth. 8, 11—12 zu den Juden: Aber ich sage euch: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen, aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappen.

Vers 22. Denn der Vater richtet niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohn gegeben, damit sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren usw. Denn der Vater, oder: Denn nicht einmal der Vater richtet, sondern alles Gericht hat er dem Sohn gegeben. Dieser Satz enthält eine weitere Begründung, nicht zu „welche er will“, sondern zu Vers 20, und läuft parallel mit Vers 21. Ein anderes größeres Werk des Sohnes soll namhaft gemacht werden, nämlich das Gericht. Richten und Gericht ist hier das Gericht des Zornes und der Verdammnis, wie Joh. 3, 17—19. Manche Ausleger haben gemeint, Christus gebrauche diese Ausdrücke im Sinn von „scheiden“ und „Scheidung“. Dies hieße aber das Resultat der Handlung für die Handlung selbst setzen, und es würde auch keinen rechten Sinn geben, wenn wir etwa sagen würden: Der Vater scheidet niemand. Wie kann aber der Herr Christus sagen: der Vater richtet niemand? Wird er doch Heb. 12, 23 der Richter über Alle genannt, und Petrus spricht 1. Petr. 1, 17: Ihr rufet den zum Vater an, der ohne

Ansehen der Person richtet?“ Der Vater richtet wohl, aber nicht unmittelbar und in eigener Person, sondern durch Christum. So heißt es auch Röm. 2, 16: Auf den Tag, da Gott das Verborgene der Menschen durch Jesum Christum richten wird. Freilich das Gericht, das ursprünglich von dem Vater ist, ist und bleibt auch ewig sein Gericht. Nach Vers 30 richtet auch der Sohn nur, wie er den Vater richten hört. Aber die Offenbarung des Gerichtes in dem messianischen Werke, dessen Ausübung und Darstellung hat der Vater dem Sohn übergeben. Dieser hat das Gericht schlecht hin und hat es ganz. Manche Ausleger behaupten, daß der Herr hier nur vom Gerichte am jüngsten Tage rede; aber es ist schwer einzusehen, warum er bei einer solch allgemeinen Aussage bloß den großen Schlußakt seines Wirkens auf Erden im Auge haben sollte, auf den er freilich Vers 28 noch näher eingeht. Der Vater hat ja a l l e s Gericht dem Sohne übergeben und zwar auch mit der Absicht, daß alle den Sohn ehren sollen, wie sie den Vater ehren. Dieses Ziel will der Vater gewiß auch schon in der Zeit erreichen, und erreicht es bei vielen. Dazu soll eben auch das beitragen, daß der Vater dem Sohne die Ausübung des Gerichtes übergeben hat. Es sagt ja auch Christus selbst Joh. 9, 39: Ich bin zum Gericht in die Welt gekommen, auf daß die nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden. Zwar ist das nicht der ursprüngliche Zweck seiner Sendung; Joh. 3, 17: Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Die eigentliche Aufgabe seines Wirkens war Lebendigmachen und Retten, und bleibt es bis zum jüngsten Tage. Aber der geschichtliche Verlauf dieses seines großen Rettungswerkes zeigt, daß viele, weitaus die größte Zahl sich schlechterdings nicht retten lassen will. Christus zwingt auch niemand mit physischer Gewalt, seine Rettung, sein Heil anzunehmen. Der aber das Heil des Gottessohnes nicht annimmt, bleibt in seinem natürlichen Zustand des Verderbens und der Verdammnis, und seine Schuld und Verdammnis wird durch seinen beharrlichen Unglauben nur noch gemehrt und verschärft. Es gibt keine größere Sünde und kann keine größere geben, als das teuer erworbene Heil in schnöder Verachtung von sich zu stoßen. Allen diesen wird der Retter zum Richter. Der Sohn sitzt über sie jetzt schon zu Gericht. Das Urtheil ist jetzt schon vom Sohne über sie ausgesprochen. Wer nicht an ihn glaubt, der ist schon gerichtet, sagt er Joh. 3, 18. Über dem Ungläubigen, der nicht

Buße tut, bleibt der Zorn Gottes, und zwar um ihres Unglaubens willen. Das Gericht vollzieht sich schon in der Zeit, findet aber seinen endgültigen Abschluß am jüngsten Tage: Das Evangelium ist den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern aber ein Geruch des Todes zum Tode, 2. Kor. 1, 16. Der Zorn des Sohnes Gottes ist jetzt schon entbrannt über alle die, welche ihm nicht die schuldige Ehre erwiesen und ihm nicht huldigen wollen, trotz aller Aufforderung von Seiten des Sohnes, sich von ihm züchtigen und weisen zu lassen. Schon der zweite Psalm deutet darauf (Vers 12): Küßet den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege; denn sein Zorn wird bald anbrennen. Dieser sein Zorn offenbart sich auch schon in der Zeit durch allerlei große und schwere Gerichte an Einzelnen und an ganzen Völkern. Eine Offenbarung und Ausübung seiner richterlichen Gewalt war das schreckliche Gericht über das Volk der Juden. Deshalb läßt der Herr Christus auch die Beschreibung der Zerstörung Jerusalems und der letzten Zeit mit dem Endgerichte ineinanderfließen. Eben deshalb bezeugt er auch vor dem hohen Räte, Matth. 26, 64: Doch sage ich euch: Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels. Der Gemeinde zu Laodicea, die weder kalt noch warm war, droht der treue und wahrhaftige Zeuge: Ich werde dich ausspeien aus meinem Munde. Falls sie nicht Buße tut, wird der Herr sein Wort und Gnade ihr ganz entziehen. Luther weist des öftern auch hin auf das Gericht, welches über die morgenländischen Kirchen und über Welschland (Stalien) ergangen ist, weil sie ihre Gnadenzeit nicht ausgekauft haben, und stellt ähnliche Gerichte für Deutschland in Aussicht, weil es den großen Schatz nicht achtet, welchen ihm der Herr im Evangelium geschenkt hat. Die Reformation selbst war ein Gericht des Herrn über den Antichrist 2. Thess. 2, 8, das allerdings erst am jüngsten Tage gänzlich zum Abschluß kommen wird. Daß der Herr Christus Richter ist, wurde so recht offenbar auch an einzelnen Personen, wie Ananias und Sapphira, Arius, Julian dem Abtrünnigen, an Franz Spiera, an Karl IX. von Frankreich, der seine Zustimmung zu den Greueln der Bartholomäusnacht gegeben hat und selbst mithalf, die Protestanten zu morden. Diese Beispiele könnten leicht vermehrt werden. Alle Gerichte sind schließlich Gerichte, die der Herr Christus über die Menschen um ihrer Unbußfertigkeit willen kommen läßt, wenn sie

auch nicht immer vor den Augen der Welt und der Kirche offenbar werden. Die Konfordinformel legt mit Recht besonders Gewicht auf die Tatsache, daß die Macht, das Gericht zu halten und auch „lebendig zu machen“, dem Herrn Christo gegeben ist, darum weil er des Menschen Sohn ist Vers 27. In der Konfordinformel (Müller, S. 686) lesen wir: „Denn Lebendigmachen, alles Gericht und alle Gewalt haben im Himmel und auf Erden, alles in seinen Händen haben, alles unter seinen Füßen unterworfen haben, von Sünden reinigen usw. sind nicht erschaffene Gaben, sondern göttliche, unendliche Eigenschaften, welche doch nach der Aussage der Schrift dem Menschen Christo mitgegeben und mitgeteilt sind, Joh. 5 und 6. Matth. 28. Dan. 7. Joh. 3 und 13 usw. Solche Mitteilung ist aber nicht per phrasin aut modum loquendi, das ist, allein mit Worten von der Person, allein nach der göttlichen Natur, sondern nach der angenommenen menschlichen Natur zu verstehen.“

Hier wird also klar und deutlich gelehrt, daß der menschlichen Natur Christi die göttliche Majestät und Herrlichkeit mitgeteilt worden ist. Der Herr Christus macht nun lebendig und richtet auch nach der menschlichen Natur, wie ihm nach dieser Natur auch das Regiment der Kirche und der ganzen Welt übergeben ist. Mit dieser Mitteilung der göttlichen Majestät und Herrlichkeit hat sich ja auch schon die Weissagung beschäftigt. Im 8. Psalm heißt es von dem einzigartigen Menschenkinde, das eine kleine Zeit von Gott verlassen ist: Du wirst ihn zum Herrn machen über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan. Ferner Ps. 72, 1: Gott, gib dein Gericht dem Könige und deine Gerechtigkeit des Königs Sohne. Vor seiner Auffahrt gen Himmel versichert Christus seinen Jüngern: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Matth. 28, 18. In ihm, in Christo wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig. Kol. 2, 9; dieses zweite Genus der Mitteilung der Eigenschaften ist es, welches die Calvinisten ganz besonders verneinen, und zwar im Interesse ihrer falschen Abendmahlslehre. Sätze, wie die: Das Fleisch Christi macht lebendig, des Menschen Sohn ist allmächtig, hat alle Gewalt usw. erklären sie nach der Moiosis des Zwingli so: Der Sohn Gottes, welcher das Fleisch angenommen hat, macht lebendig; der Sohn Gottes, welcher auch des Menschen Sohn ist, ist allmächtig. Natürlich konnten es auch neuere lutherische Theologen wie Luthardt und Rahnis nicht übers Herz bringen, bei dem klaren Schriftworte und

dem Bekenntnis der lutherischen Väter zu bleiben, und haben behauptet, daß die göttliche Natur in Christo, welche unendlich ist, sich in der menschlichen Natur die Schranke der Endlichkeit auferlegt habe. (Baier III, Seite 56). Es ist ja wahr, im Stande seiner Erniedrigung hat Christus nach seiner menschlichen Natur die derselben mitgeteilte göttliche Majestät nicht immer und nicht vollständig gebraucht, sonst hätte er nicht leiden und sterben können; aber er war dennoch im völligen Besitze derselben; der Vater hat in Wahrheit der menschlichen Natur Christi durch die persönliche Vereinigung den beiden Naturen göttliche Gewalt und Macht mitgeteilt, und im Stande der Erhöhung gebraucht nun Christus diese göttliche Macht und Majestät beständig und völlig. Deshalb heißt es auch in der Konkordienformel des Western (Sol. Decl. S. 688): „So halten und lehren wir nun mit der alten, rechtgläubigen Kirche, wie dieselbige diese Lehre aus der Schrift erklärt hat, daß die menschliche Natur in Christo solche Majestät empfangen habe nach der Art der persönlichen Vereinigung, nämlich weil die ganze Fülle der Gottheit in Christo wohnt, nicht wie in anderen heiligen Menschen oder Engeln, sondern leibhaftig, als in *i h r e m e i g e n e n* Leibe, daß sie mit aller ihrer Majestät, Kraft, Herrlichkeit und Wirkung in der angenommenen menschlichen Natur freiwillig, wann und wie er will, leuchtet, in, mit und durch dieselbige seine göttliche Kraft, Herrlichkeit und Wirkung beweiset, erzeiget und verrichtet, wie die Seele im Leibe und das Feuer in einem glühenden Eisen tut (denn durch solches Gleichnis, wie droben auch vermeldet, hat die ganze alte Kirche diese Lehre erklärt). Solches ist zur Zeit der Niedrigkeit verborgen und hinterhalten worden, aber jezund nach abgelegter knechtischer Gestalt geschieht solches völlig, gewaltig und öffentlich vor allen Heiligen im Himmel und auf Erden, und werden auch wir in jenem Leben solche seine Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht schauen.“

Vers 23: Auf daß (oder damit) sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. In allem dem, daß der Vater dem Sohne solche große Macht und Herrlichkeit gegeben hat, ist eine göttliche Absicht; nämlich, daß alle den Sohn ehren sollen, wie sie den Vater ehren. Das „wie“ drückt die Gleichheit des „Ehrens“ aus, nicht bloß, daß sie den Sohn ebensowohl, wie den Vater ehren sollen. Auch dem Sohne soll göttliche Ehre erwiesen werden, ebendieselbe, eben so große Ehre, wie dem Vater, der Sohn ist

dem Vater nicht untergeordnet, nicht etwa weniger Gott, als der Vater. Die Gleichheit der beiden in ihren Werken wird in dieser Stelle zur Grundlage der Gleichheit der Verehrung gemacht. Beides die lebendigmachende, wie auch die richtende Tätigkeit des Sohnes soll zu diesem Resultate führen.

Daß das Werk des Lebendigmachens jedesmal zur Anbetung Christi als des Sohnes Gottes führt, bedarf keiner weiteren Erklärung. Aber wie kann die richtende Tätigkeit des Sohnes zur Verehrung seiner hohen göttlichen Person führen? Am jüngsten Tage werden ja auch die Ungläubigen bekennen müssen, daß er der Herr ist, jedoch mit Wut und Feindschaft in ihren Herzen. Das ist keine Verehrung und Anbetung, wie sie Gott haben will, und wie sie Christus in dieser Stelle beansprucht. Die Antwort hierauf ist, daß der Herr durch sein richterliches Walten in der Zeit auch seine Feinde dazu bringen will, daß sie vor seinem Zorn und vor seinen Gerichten erschrecken und so ihre Herzen für den lebenden und unbergänglichen Samen des Evangeliums vorbereitet werden. Dies ist der Hauptzweck aller Gesetzespredigten, so auch die Androhung der Verdammnis, die ja den Ungläubigen vermeint ist. Das ist auch ein Zweck der Strafen und Gerichte, die über die Ungläubigen, die Abtrümmigen und Unbußfertigen ergehen. Wenn der Herr Ungläubige im Zorne heim sucht, so möchte er sie und andere, die es sehen, falls sie noch nicht ganz dem Gerichte der Verstockung anheimgefallen sind, doch vor allem zur Buße leiten, zur Erkenntnis ihres Verderbens bringen, um ihnen sodann durch das Evangelium Rettung angedeihen zu lassen. Diese Gerichte sollen Bußglocken sein, die Menschen aus dem Sündenschlafe aufzuwecken. Zu diesem Zweck hielt der Herr Christus einst den Juden das Gericht vor. Zu diesem Zwecke führt der Apostel Paulus den Lesern des Römerbriefes die Verwerfung der Juden vor Augen. Kap. 11, 22, 23. schreibt er: Darum schaue die Güte und den Ernst Gottes, den Ernst an denen, die gefallen sind; die Güte aber an dir, so fern du an der Güte bleibest; sonst wirst du auch abgehauen werden; und jene, so sie nicht bleiben in dem Unglauben, werden sie wieder eingepropft werden. Er will diejenigen, welche im Glauben standen, zu täglicher Reue und Buße reizen, die andern Leser seines Briefes aber durch den Hinweis auf das schreckliche Gericht über die Juden mit Furcht und Schrecken erfüllen und zur Umkehr veranlassen. So ruft auch der Engel in der Offenbarung, der mitten durch den Himmel flog und

ein ewig Evangelium hatte, zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen: Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre; denn die Zeit seines Gerichtes ist kommen. Off. 14, 7.

Eine andere Frage, die sich bei dieser Stelle aufdrängt ist die, ob auch das Fleisch Christi ein Gegenstand göttlicher Verehrung sei, oder mit anderen Worten: ob Christus auch nach seiner menschlichen Natur angebetet werden sollte. Die Calvinisten vereinen dies und nennen diese Anbetung eine abscheuliche Abgötterei, während sie dennoch sich dazu verstehen wollen, Christo als dem Mittler nach beiden Naturen gewisse göttliche Ehre einzuräumen. Worin dieser besondere Kult aber bestehen müsse, darüber sind sie sich selbst nicht einig. Die Römischen wollen der Menschheit Christi die sogenannte Hyperdulia zugestehen, die Verehrung, die nach ihrer Lehre auch der Jungfrau Maria zukomme. Die Heilige Schrift weiß nichts von solchen Unterschieden. Ist die Gottheit der Menschheit in Christo ganz und völlig mitgeteilt worden, hat Christus auch nach seiner menschlichen Natur die Macht lebendig zu machen, welche er will, hat ihm der Vater das Gericht insgesamt übergeben, so ist klar, daß ihm auch nach seiner menschlichen Natur die ganze und völlige göttliche Verehrung gebührt. Diese Anbetung fordert auch die Stelle Hebr. 1, 6: Da er einführet den Erstgeborenen in die Welt, spricht er: Es sollen ihn alle Engel Gottes anbeten.

Alle sollen sie den Sohn ehren usw. Wie es Gottes Wille ist, daß alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, und daß keiner verloren gehe, so ist es vor allem auch sein Wille und seine Absicht, daß alle Menschen ohne Ausnahme dem Sohne die Ehre geben, die ihm gebührt. Außer und ohne Christum gibt es keine rechte Gottesverehrung, außer Christo gibt es auch kein Heil für das sterbliche Geblüt. Diese wichtige Wahrheit hält Christus den Juden dann auch im zweiten Teile des 23. Verses recht eindrucksvoll vor. *Wer den Sohn nicht ehret, der ehret auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat.* Die Juden waren in dem Wahn befangen, daß sie den Vater ehrten, und zwar besonders auch durch ihre Feindschaft und ihre Anklagen gegen den Sohn. Aber das gerade Gegenteil war bei ihnen der Fall. Wenn ein König einen Boten in ein Land schickt; und dieser Gesandte wird trotz seines Beglaubigungsschreibens nicht anerkannt, vielleicht sogar noch mit Beleidigungen überhäuft, so ist das eine Beleidigung für den König

selbst und sein Land, und diese Beleidigung wird um so ernster genommen, je höher im Range der Gesandte steht und je wichtiger seine Botschaft ist. Hier ist der Gesandte der Sohn Gottes selbst, dem Vater in keiner Weise untergeordnet, mit ihm gleichen Wesens und gleicher Majestät; seine Botschaft ist die allerwichtigste, die je auf Erden gehört wurde, eine Botschaft, welche beides die rechte Gottesverehrung und das ewige Wohl der Menschen betrifft. Im ganzen weiten Weltall gibt es kein größeres Vergehen, keine größere Beleidigung für den Vater, keine Sünde, die für die Menschen so verhängnisvoll ist, als die Verwerfung dieses einzigartigen Gesandten. Der Vater selbst ist es, der göttliche Ehre für den Sohn fordert, wie Christus Joh. 8, 51 sagt: Ich suche nicht meine Ehre, es ist aber einer, der sie sucht und richtet. Der Vater will überhaupt nicht ohne den Sohn geehrt werden. Wer den Sohn leugnet, der hat auch den Vater nicht, 1. Joh. 2, 23 (vergleiche auch 1. Joh. 5, 10—12). Solche Menschen sind in Wahrheit ohne Gott in der Welt, sie sind Götzendiener, wenn sie auch sagen, sie ehren den Vater, sie verehren einen Gott, ein göttliches Wesen. Das müssen wir uns und Andern immer wieder vorhalten in unserer gegenwärtigen Zeit der religiösen Gleichgültigkeit. Wie viele gibt es unter denen, die sich sogar in der äußeren Christenheit befinden, welche jede Religion für gut erklären, wenn dieselbe nur ein göttliches, unsichtbares, allmächtiges Wesen anerkennt und nicht etwa viele Götter lehrt und dieselben in allerhand Bildern verehrt. Wie dem Dichter Herder, der Nathan den Weisen geschrieben hat, gilt solchen Leuten jede Religion, Christentum, Judentum und Muhammedanismus gleich gut. Universalisten und Unitarier und verwandte Religionsgesellschaften machen noch Anspruch auf den Christenamen, und doch leugnen sie die ewige Gottheit Christi, leugnen sein Erlösungswerk, um dessetwillen er in die Welt gekommen ist. Dasselbe gilt auch von dem Orden der Freimaurer und den anderen Logen, die ja fast alle, auch in diesem Punkte, wie ihre Konstitutionen und Rituale ausweisen, nach dem Vorbild und Muster der Freimaurerloger eingerichtet sind. Es wird ja wohl in den Versammlungen der Logen bei ihren Zeremonien die Bibel verwendet, es werden religiöse Lieder gesungen, es wird gebetet. Aber diese Gebete werden nicht an den dreieinigen Gott gerichtet, sonst könnten die Nichtchristen, die Juden, die Mohammedaner und andere Ungläubige beleidigt werden. Man redet zwar auch von Christo, man will ihm wohl auch

Ehre erweisen, aber nur als einem großen Gesetzgeber, einem großen Weisen, vielleicht auch als dem Weisesten von allen. Christus ist nach der Logenreligion nicht der Gesandte Gottes, der Messias, der das Geil erworben hat. Die Religion der Logen ist bloße Naturreligion, d. h. nichts weiter als modernes Heidentum; daher ist es überaus traurig, daß so viele, die den Christennamen tragen, sich verführen lassen, diesen Logen beizutreten, und sich nicht einmal die Mühe geben zu untersuchen, ob ihre Lehren mit den wichtigsten, den fundamentalsten Wahrheiten des Christentums übereinstimmen oder nicht.

Es ist nicht an dem, daß das Freimaurertum und das Logentum überhaupt mit der Religion gar nichts zu tun haben. Mackey's Encyclopaedia, herausgegeben von der Masonic History Company von New York und London (neueste Ausgabe 1909) gilt als die höchste Autorität des Freimaurertums hierzulande. Dort lesen wir (S. 640 f.): „Das Freimaurertum ist eine durchaus religiöse Einrichtung (an eminently religious institution). In diesem religiösen Element, das es enthält, verdankt das Freimaurertum seinen Ursprung und Fortbestand.“ Religion ist also nicht Nebensache, sondern Hauptsache im Freimaurertum. In Chase's Digest of Masonic Law heißt es: „Der Jude, der Chinese, der Türke, sie alle verwerfen das Alte oder das Neue Testament oder beide Testamente; aber es ist kein Grund ersichtlich, weshalb sie nicht Freimaurer werden sollen“ (S. 207.).

Alle Gebete der Freimaurer sind solcherart, daß sie von einem Juden und von einem Freimaurer gebetet werden können. Sie sind gerichtet an den Grand Architect of the Universe — an den großen Baumeister des Weltalls. Das ist aber nicht der dreieinige Gott, den wir Christen verehren, ohne dessen Erkenntnis kein Mensch selig werden kann, sondern das ist ein Göze, den sich die Loge selbst gemacht hat. Von Christo, als dem Sohne Gottes, weiß die Loge nichts — auch nicht in den höheren Graden. Der 26. Grad im schottischen Ritus, der Grad Prince of Merg, heißt allerdings der Trinitarian Degree, der Dreieinigkeitsgrad. Mackey nennt ihn in seiner Encyclopaedia a Christian degree in its construction und sagt dann, das Ritual handle von dem dreifachen Bunde, den Gott mit dem menschlichen Geschlechte gemacht habe, einmal mit Abraham, dann durch Moses und endlich durch Christus. Tatsächlich findet sich in diesem

26. Grade der Name Jesu im Ritual, aber nicht mit einem Worte wird seines Erlöserwerkes darin gedacht, sondern als die drei Bündnisse werden angeführt der Bund Gottes mit Noach, der Bund mit Abraham und der Bund mit den Propheten (drei Bündnisse, die auch der Türke anerkennt), und dann wird an dem Kandidaten eine Art Taufe vollzogen, indem ihm Wasser über das Haupt gegossen wird mit den Worten: Ich gieße dieses Wasser aus als ein Zeichen der Reinigung der Seele durch Leiden und Trübsal, wodurch sie von den Flecken der Sünde und des Lasters gereinigt und zubereitet wird für die Rückkehr in den Busen des Vaters, der alle Kinder liebt, die er gemacht hat.“ Dann wird dem also Getauften das Zeichen des Kreuzes mit Öl an der Stirne gemacht. Auch in diesem sogenannten christlichen Grad also kein Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott, nicht einmal zum Neuen Testamente, wohl aber ein lästerliches Narrenspiel mit der Taufe. (Zitiert aus Luth. No. 7. Jgg. 70, 1914.)

Warnend fügt der Herr Christus Vers 23 noch hinzu: Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat. Es steht nicht etwa so, daß jemand sagen könnte: Ich will den Vater ehren, die Verehrung aber Christi als des Sohnes überlasse ich anderen, und wenn ich also den Vater verehere, so wird Gott doch meinen Dienst und Ehre annehmen und mich auch nicht verwerfen. Mit solchen Gedanken trösten sich in der Tat Unzählige und geben sich noch dem Wahne hin, als ob sie eine höhere und bessere Religion denn die Christen besitzen. Aber es ist dies ein verderbenbringender Glaube. Ohne Christus, den der himmlische Vater in die Welt gesandt hat, um sich und seinen gnädigen Willen zu offenbaren, gibt es überhaupt keine rechte Gottesverehrung und ebensowenig Rettung und Heil. Ja der scheinbare Eifer für die Ehre Gottes, welchen die Juden in der Verfolgung Jesu als eines vermeintlichen Gotteslästerers an den Tag legten, ist in Wahrheit Lästerung Gottes des Vaters selbst. Vielfach wird auch in unsern Tagen von Seiten solcher, die noch Christum als Sohn Gottes bekennen, rührend hervorgehoben, wenn man auf die Logen oder auf Kirchengemeinschaften und auch einzelne Personen zu sprechen kommt, welche von Christo nicht wissen wollen, aber doch noch ein höheres Wesen anzuerkennen vorgeben, daß dieselben ja auch noch an einen Gott glauben, daß sie auch noch religiös seien, und daß es daher keineswegs so schlimm mit ihnen stehe, wie etwa mit den Heiden oder den Gottes-

leugnern. Aber mögen auch in der Gottlosigkeit und dem Gögendienst gewisse Gradunterschiede sein, so wandeln doch alle, welche dem Sohne die göttliche Ehre verweigern, in geistlicher Nacht und Finsternis dahin, deren Ende nichts anderes sein kann, als der ewige Tod und die ewige Verdammnis. Und die Strafe dieser Feinde Christi wird um so größer und schrecklicher sein, je mehr sie mit der Wahrheit und dem Lichte in Berührung gekommen sind.

Vers 24. Mit diesem Verse beginnt ein neuer Abschnitt, in welchem das, was Vers 21—23 kurz zusammengefaßt ist, noch weiter ausgeführt wird. Der Herr Christus spricht weiter: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern ist aus dem Tode zum Leben hindurchgedrungen. Auch hier haben wir, wie Vers 19, wieder ein doppeltes „Wahrlich“ und in den Worten: „Ich sage euch“ eine Berufung auf seine Autorität. Seine Worte werden um so feierlicher und nachdrücklicher, je mehr er auf die „größeren Werke“ des Sohnes eingeht und sie seinen Zuhörern vor Augen führt. Gerade auch das, was er jetzt sagen wird, ist von der größten Tragweite, für die Juden sowohl wie für alle, und das will er uns dann auch gleich am Anfang dieser Worte recht zu Gemüte führen, damit niemand leichten Herzens sich darüber hinwegsetze. Zunächst spricht er sich über das „Lebendigmachen“ (Vers 21) weiter aus. Der Herr Christus macht lebendig, teilt Leben mit, durch sein Wort. Das Wort, das er redet und aussendet, kommt zu den Menschen als der Träger des Lebens, als die Kraft Gottes zur Seligkeit. Aus diesem Grunde sagt nachher Paulus Röm. 1, 16: Ich schäme mich des Evangeliums von Christo Jesu nicht, denn es ist die Kraft Gottes zur Seligkeit. So sagt der Herr Christus ja auch selbst Joh. 6, 63: Die Worte, die ich rede, die sind Geist und Leben. Und zwar ist unter diesem Wort das Evangelium zu verstehen, von dem es Röm. 8, 2 heißt: Dies Gesetz des Geistes, das da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes. Das Evangelium ist die Kraft, die die geistlich Toten lebendig macht, sie in ein neues geistliches Wesen und Leben versetzt. Alle anderen Wege, wie die äußerliche Beobachtung des Gesetzes, menschliche Weisheit und Studium, Kultur und Wissenschaft, sensationelle Predigten und die in

unsern Zeiten so beliebte Erregung der Gefühle vermögen es nicht zu vollbringen. Es könnte hier der Einwand erhoben werden: Christus hat nicht bloß Evangelium, sondern auch das Gesetz gepredigt; auch das Gesetz ist demnach zu dem Worte zu rechnen, dem er diese Kraft zuschreibt, lebendig zu machen. Und das Gesetz wird von dem Herrn Christus in den Dienst genommen, wenn er geistliche Toten lebendig macht, auch das Gesetz muß jetzt noch fort und fort verkündigt werden, sollen geistlich tote Menschen zur lebendigen Erkenntnis Christi kommen. Aber das Gesetz selbst hat nicht die Kraft lebendig zu machen, den Menschen den seligmachenden Glauben zu schenken. Deshalb heißt es 2. Kor. 3, 6 f: Der Buchstabe (das Gesetz) tötet, aber der Geist (Evangelium) machet lebendig; und Röm. 4, 15: Das Gesetz richtet nur Zorn an. Das Hauptamt des Gesetzes ist ja, die Sünder zur Erkenntnis ihrer Sünden, ihres verlorenen Zustandes zu führen und ihnen den Zorn Gottes über alle Sünde und Ungerechtigkeit zu offenbaren, Röm. 3, 20. 7, 7. So sollen ihre Herzen für die Predigt des Wortes Christi im eigentlichsten Sinn, für die Predigt des Evangeliums vorbereitet werden, wie ein rauher Acker zuerst durch die scharfe Schaufel des Pfluges gebrochen werden muß, ehe der Same hineingestreut wird, um darin zu keimen, zu sprossen und emporzuwachsen. Aber weder der Pflug selbst noch der Boden ist es, der Leben erzeugt und hervorbringt, sondern das Weizenkorn, das in die Erde gesenkt wird. Der gute Same aber, der aus den geistlich Toten geistlich Lebendige macht, ist das Evangelium, und so zielt der Herr Christus hier, wenn er von seinem Worte redet, vor allem auf seine wunderbare Botschaft, die er Joh. 3, 16 in die Worte zusammenfaßt: Also, so sehr, hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Wen aber macht dieses Wort Christi lebendig? Darauf antwortet Christus in dem vorliegenden Verse: Den, der mein Wort hört und glaubet dem, der mich gesandt hat. Soll das Wort seine hohe und herrliche Aufgabe an einem Menschen vollführen, so muß es vor allem gehört und gelesen werden. Allerdings kann es äußerlich mit dem Ohre gehört werden und das auch mit einer gewissen Aufmerksamkeit, ohne daß es in dem Hörer zur geistlichen Neubelebung, zur Wiedergeburt kommt. Auf ein solches äußerliches Hören oder wenigstens Verlangen, das Wort Got-

tes zu hören, bezieht Kromeyer (zit. Baier—Walther, III, S. 209) die Stelle Amos 8, 11: Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde; nicht einen Hunger nach Brot, oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn zu hören, daß sie hin und her, von einem Meere zum andern, von Mitternacht gen Morgen umlaufen, und des Herrn Wort suchen und nicht finden werden. Der gottlose Herodes hörte Johannes den Täufer gern, und doch wurde er immer ärger mit ihm. Hebr. 4, 2: Es ist uns auch verkündigt gleichwie jenen; aber das Wort der Predigt half jenen nichts, da nicht glaubeten die, so es hörten. So hört auch in unsern Tagen Mancher Gottes Wort jahraus jahrein und bleibt doch im geistlichen Tode liegen. Zu dem äußerlichen Hören muß das rechte, innere Hören, d. i. die gläubige Annahme des Wortes kommen; das zeigen gleich die folgenden Worte: Und glaubet usw.

Dasjenige Hören ist also gemeint, zu dem das Wort Christi selbst treibt, mit seiner Einladung, seiner Botschaft und den Gütern, die es anbietet. Wie das Wort anzieht, daß man es höre, so treibt es auch dazu, demselben zu trauen, sich auf dasselbe zu verlassen oder demselben zu glauben. Die natürliche, eigentliche Wirkung dieses Wortes ist der Glaube. Das Wort Christi ist nicht bloß in sich selbst gänzlich zuverlässig und glaubwürdig, sondern es ist auch allein ganz und gar kräftig, Glauben und Vertrauen in das Menschenherz zu pflanzen. Solcher Glaube, solches Vertrauen ist jederzeit eine Wirkung des Wortes, und zwar des Wortes allein und niemals, auch nicht einmal zum teil, des Menschen eigener Bereitung und Tüchtigkeit zuzuschreiben. Freilich kann der Mensch eins tun. Wie die Macht der Gnade Gottes, so ist auch die Macht des Wortes nicht unwiderstehlich. Der Mensch kann, wenn er seinen verkehrten Willen zur Anwendung bringt, all der glaubenwirkenden Macht des Wortes beharrlichen Widerstand leisten, so daß er trotz des Wortes, das auch ihm verkündigt wird und an seinem Herzen arbeiten will, ja auch Eindrücke auf sein Herz macht, dennoch eine Beute des geistlichen Todes bleibt. Beispiele hierzu sind Felix und Agrippa Apost. 24 und 25.

Christus sagt übrigens hier nicht: wer meinem Worte glaubet, wie wir erwarten könnten, und was ja auch ganz richtig wäre, sondern „dem, der mich gesandt hat.“ Er gibt uns da-

mit ein ganz gedrängtes Summarium seines Wortes oder des Evangeliums. Dieses zeigt uns immer wieder, daß der Vater den Sohn in die Welt gesandt hat als unsern Erlöser. Ihm glauben heißt dem Worte glauben, das seine väterliche Gesinnung gegen uns offenbart; das heißt aber auch an den Sohn glauben, den Gesandten des Vaters. Jesus gebraucht hier ohne Zweifel diese kurze Inhaltsangabe des Wortes wegen der Anklage der Juden, die er widerlegt. Er weist auch hier wieder auf sein Verhältnis zum Vater hin, welches die Juden nicht zugeben wollten. Das ist ein inhaltsreiches Wort: „Der mich gesandt hat.“ Es schließt die ganze Menschwerdung und die Erlösung in sich. Auch heute noch verkündigt Christus durch Wort und Sakrament, daß ihn der Vater gesandt hat, und darauf muß unser Glaube ruhen, daß Gott den Sohn in die Welt gesandt zu einer Erlösung für viele, und daß der Sohn dem Vater gehorsam war und das ihm aufgetragene Werk wohl vollendet hat.

Von dem, der nun das Wort hört und glaubt, sagt der Herr: **E r h a t d a s e w i g e L e b e n .** Das ewige Leben ist das Leben, das ewig währt. Es ist das wahre Leben, das von Gott stammt, in Gott seinen Grund hat, und uns, nachdem wir durch die Sünde entfremdet waren von dem Leben, das aus Gott ist, wieder mit Gott verbindet und zu ihm führt. Dieses Leben wird uns in der Wiedergeburt mitgeteilt, wohnt in uns hier schon durch den Glauben, und wir halten es mehr und mehr, je mehr wir im Glauben wachsen und zunehmen. Der zeitliche Tod hebt es nicht nur nicht auf oder hindert es, sondern hilft dazu, es zu unserm unverlierbaren Besitz zu machen. Das Leben selbst, das natürliche wie das ewige, kann nicht gesehen werden. Zerschneide eine Pflanze — du kannst das Ding, das man Leben nennt, nicht sehen. So ist es auch mit dem animalischen Leben. Aber die Äußerungen des Lebens können leicht wahrgenommen werden, das grüne Laubwerk, das Wachstum, die Blüte und Frucht an der Pflanze; das Atmen, die Bewegung, die Befriedigung des Hungers und des Durstes am Tiere. So hat auch das ewige oder geistliche Leben der Gläubigen seine Äußerungen: Hunger und Durst nach Christus, nach Wort und Sakrament; ein herzliches Verlangen nach seiner Hilfe und seinem Segen, welches sich im Gebet äußert; Reue und Leid über die Sünde, die uns noch anklebt, und ein beständiges Sichverlassen auf Vergebung und Errettung; Willigkeit seinen Willen zu tun und ihm zu dienen; Liebe zu ihm, die sich in der Liebe zu An-

deren erzeugt; Bereitschaft das Kreuz um feinetwillen zu tragen und Hoffnung auf die Krone des Lebens durch Christum allein. Diese Äußerungen bezeichnen das Vorhandensein des ewigen Lebens, wie es jetzt unser Besitztum ist in einer Welt des Todes. Wenn aber der Tag der Herrlichkeit kommt, dann werden auch die Äußerungen dieses Lebens ganz und gar herrlich werden.

Dieses Leben hat also der, der das Wort hört und glaubt, jetzt schon; es wird sein Besitz nicht erst nach seinem Tode oder mit dem Anbruch des jüngsten Tages. Das Wort, welches mit der Kraft, den Glauben zu wirken, auch die Kraft verbindet, das Leben zu geben, trägt dieses geistliche, ewige Leben in die Seele hinein und macht es zu ihrem Besitztum. Wie der Gläubige das Wort festhält, so hält er auch das fest, was das Wort mit sich bringt, nämlich das ewige Leben. Freilich auch da, wo das Wort keinen Glauben wirkt, ist das Leben in dem Wort vorhanden, aber der Unglaube weist es zurück. So kommt also alles auf die gläubige Annahme des Wortes an, und diese selbst bewirkt der Herr Christus durch sein Wort; auf diese Weise macht er lebendig.

Christus sagt ferner von dem, der durch den Glauben ein neues Leben empfangen hat: „Er kommt nicht ins Gericht.“ Durch die geistliche Neubebung ist der Gläubige allem Gericht entnommen, das dieses sein Leben bedrohen könnte. Zunächst gilt das von dem Gerichte, das der Ungläubige an sich selbst vollzieht Joh. 3, 18 sagt der Herr: Wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes. Wer dem Evangelium die gläubige Annahme verweigert, erklärt damit, er wolle keinen Anteil haben an Christo und seinem Heile, sondern in seinem natürlichen Zustande verbleiben. Von Natur aber liegen wir alle unter dem Gerichte, von Natur sind wir alle Kinder des Zornes Eph. 2, 3, und kein Mensch kann durch eigene Kraft und durch eigene Werke und Bemühungen diesem Zustande enttrinnen.

Wie aber der Gläubige jetzt schon dem Gerichte entnommen ist, so hat für ihn auch das zukünftige Gericht, das am jüngsten Tage stattfinden wird, die Bedeutung verloren, die es für die Ungläubigen hat. Auch der leibliche Tod ist für den Gläubigen nicht mehr im Gerichtsaft, eine Vollziehung jenes Urteils 1. Mose 3: Welches Tages du davon issest, sollst du sterben, sondern der Eingang in die Woh-

nungen der selig Vollendeten. Es gilt von ihm allewege, was der Herr Christus Joh. 8, 51 sagt: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.

Es heißt weiter in dem vorliegenden Verse: Sondern er ist von dem Tode zum Leben hindurchgedrungen. Man könnte auch mit engerem Anschluß an die Worte des Urtextes übersetzen: Sondern er ist aus dem Gebiet des Todes in das Gebiet des Lebens hinübergeschritten. Der Unwiedergeborene, der natürliche Mensch ist jetzt schon in der Zeit ein Untertan des Reiches der Finsternis, er wohnt und sitzt in Finsternis und Schatten des Todes. Der Teufel, der Fürst der Finsternis, ist sein Herr und Gebieter. Ihm dient er mit Leib und Seele, mag er auch vor den Augen der Menschen noch so fromm zu sein scheinen. In seiner Seele ist kein Licht, kein Funken der wahren Gotteserkenntnis, kein wahrer Trost, kein rechter Hoffungsstrahl, keine wahre göttliche Freude. Leib und Seele ist jetzt schon geistlich tot, geschieden von Gott, der Wille des Menschen zu allem Bösen geneigt. Wo aber das Heil in Christo verschmährt wird, ist keine Besserung dieses schrecklichen Zustandes zu erwarten, sondern nur Verschlimmerung bis die Seele des Ungläubigen mit dem Tode in den Ort der ewigen Qual eilt, wo alle Möglichkeit der Errettung und Befreiung aus diesem grauenvollen Lose verschwindet. Der Leib des Ungläubigen nimmt an demselben Schicksal teil. Hier schon beginnt für ihn die Abzahlung des Soldes der Sünde, der Tod. Die Übel und Widerwärtigkeiten dieses Lebens, die Gebrechen und Krankheiten sind für ihn nicht heilsame Züchtigungen, wie für den Gläubigen, sondern wirkliche Strafen, Anfang der Ausführung des Todesurteils, das auf ihm lastet. Wenn der Leib eines Solchen ins Grab gesenkt wird, so ist er kein köstlicher Same der Unverweslichkeit, sondern der Tod ist für ihn eine weitere Stufe des göttlichen Gerichtes, dessen volles Maß und volle Bitterkeit auch des Leibes vom jüngsten Tage an kosten wird.

Wer aber das Wort Christi gläubig angenommen hat, ist eben dadurch in das Gebiet, in das Bereich des Lebens hinübergeschritten. Ein solcher Mensch lebt wirklich vor Gott. Er ist nicht mehr des Teufels, sondern Christi Eigentum. Er genießt jetzt schon im Fleische die Schätze der göttlichen Gnade, Liebe und Barmherzigkeit, die ihm im Worte angeboten und mitgeteilt werden. Er hat Friede und

Freude in dem Heiligen Geiste. Die gewisse Hoffnung des Vollgenusses des ewigen Lebens hält ihn aufrecht in aller Mühsal und allen Widerwärtigkeiten dieses Lebens, (Röm. 8, 24: Denn wir sind wohl selig, doch in Hoffnung.). Schon hier fängt er an, seinem Gott und Heiland mit den Kräften des Leibes und der Seele zu dienen und kämpft unentwegt, in der Kraft und Stärke seines Gottes gegen die geistlichen Feinde, die ihn wieder in das Reich des Todes und der Finsternis hineinziehen wollen. Ob er auch noch oft strauchelt und fällt, so steht er durch die Kraft der Gnade, an die er sich im Glauben festhält immer wieder auf. Auch das Böse, das solche glückliche Menschen hier noch trifft, ist heilsam für sie; es muß ihnen zum Besten dienen. Röm. 8, 28. Die wahren Gläubigen kann weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes, noch Tiefes scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist. Der leibliche Tod aber bringt ihnen Freiheit von allem Übel und den Vollgenuß der ewigen Seligkeit. 2. Tim. 4, 18. Sinkt auch der Leib zunächst noch in das Grab, so ist das eigentlich kein Sterben und kein Tod, sondern eine Vorstufe der seligen Ruhe des Volkes Gottes, in welche auch der Leib nach kurzem Grabeschlummer eingehen wird. Auch das Fleisch, der Leib der geistlich Wedergeborenen lebt allezeit vor Gott. Das ist wahrlich ein großes, herrliches Werk, das der Herr an denen tut, die er geistlich lebendig macht durch sein Wort, viel größer noch und herrlicher als seine Krankenheilungen. Dieses Werk möchte er an allen, auch an seinen Feinden vollbringen. So gibt es auch keine größere Torheit, als seinem Wort und Willen zu widerstreben; und keine größere Weisheit und Klugheit, als seinem Worte Raum zu geben.

In dem folgenden Verse wiederholt der Herr im Wesentlichen die vorhin gemachte Aussage, natürlich mit etwas andern Worten, und kehrt dabei ganz besonders einen Gedanken hervor, der namentlich für seine damaligen Zuhörer überraschend war, aber gewiß auch für uns allen Beachtung wert ist. Vers 26. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es kommt die Stunde und ist schon jetzt, da die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden und die sie hören werden leben. Die Juden mochten denken, daß die Zeit der Lebendigmachung, von der Jesus redete, wenn sie überhaupt je komme, noch in weiter Zukunft liege. Aber der Herr Christus sagt (und

das ist das Überraschende in dieser Aussage, angedeutet durch die feierliche Formel: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch), diese Zeit kommt, sie ist im Anzug begriffen, ja sie ist schon jetzt. Was er da sagt, geschieht jetzt schon und wird allerdings in der Zukunft noch in größerem Maßstabe geschehen. Seine Worte werden in diesem Satze lebendiger und anschaulicher. Vorher hat er mehr abstrakt geredet. Nun gebraucht er für den abstrakten Begriff „tot“ die konkrete Form, „die Toten“. Das sind die Toten, die um der Sünde willen dem zeitlichen und ewigen Tod verfallen sind und bis jetzt noch in diesem Zustande stehen, geistlich Tote, deren Zahl auch heute noch viel größer ist, als die der geistlich Lebendigen. Von diesen Toten sagt er nun, daß sie die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Er gebraucht hier die Zukunftsform (sie werden hören), weil er sie zuerst in ihrem Todeszustand abmalt und in Hinsicht auf diesen die Lebendigmachung etwas zukünftiges ist, wenn auch die Stunde solcher Lebendigmachung jetzt schon herbeigekommen ist. Die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören. Dieser Ausdruck könnte uns auf den ersten Anblick den Gedanken nahe legen, daß der Herr Christus in diesem Verse ganz besonders von der großen Auferstehung am jüngsten Tage rede oder auch die Totenerweckungen in den Tagen seines Fleisches im Auge habe. Aber hätte er besonders die Auferstehung am jüngsten Tage im Auge, dann könnte er nicht sagen: *d i e S t u n d e i s t j e t z t s c h o n*. Wiese er aber bloß auf die Auferweckung des Jünglings zu Nain, des Töchterleins Jairi und des Lazarus und etwa noch auf etliche Totenerweckungen, welche die Apostel in seinem Namen vollbracht haben, so dürften wir kaum eine solche allgemeine Aussage, wie sie sich hier vorfindet, erwarten. Freilich da wir oben gesehen haben, daß die geistliche Neubebung oder Wiedergeburt überhaupt eine Versetzung aus dem Reiche des Todes in das Reich des Lebens ist und diese Totenerweckungen bloß an gläubigen Kindern Gottes geschehen sind, so dürfte nichts im Wege sein, auch sie in diese Aussage einzuschließen. Aber bei dem Ausdruck: „die Stimme des Sohnes Gottes“ haben wir jedenfalls nicht an jene einzelnen Weckerufe zu denken, die jene leiblich Toten ins irdische Leben zurück riefen. Diese Stimme ist vielmehr, wie Joh. 10, 27. 18, 37. Off. 3, 20 u. a. St. die *S t i m m e d e s E v a n g e l i u m s*. Diese Stimme erscholl in jenen Tagen im ganzen jüdischen Lande und auch in Samaria, und nicht lange sollte es mehr dauern, bis der Schall

dieser Stimme in der ganzen Welt gehört werden sollte. Vgl. Pf. 19, 5, Röm. 10, 18, Kol. 1, 23 (welches gepredigt ist unter aller Kreatur, die im Himmel ist). Christus sagt hier nicht, wie im vorigen Verse: sie werden das Wort hören; sondern die Stimme des Sohnes Gottes. Auch diese Redewendung dient dazu, seine Aussage lebendiger und eindrucksvoller zu machen. Im Worte ist der Sohn selbst gegenwärtig, im Evangelium hört die Welt seine Stimme bis an das Ende der Tage, die Stimme, die Leben geben kann und gibt. Nicht ohne Grund nennt er sich hier wieder den Sohn Gottes. Die Juden und alle Menschen sollen es wissen, daß die Lebendigmachung nicht weniger als die Totenerweckung ein göttliches Werk ist, ein Werk, das alle menschliche Kraft und Macht weit übersteigt. Eben dieses größte aller Werke soll die Juden, die in ihrer Feindschaft und Lästerung verharren, beschämen und widerlegen. Am jüngsten Tage wird die ungezählte Schar derer, welche die Stimme Christi zum geistlichen Leben erweckt hat, gegen sie aufstehen und sie verdammen. Dessen haben sich auch alle nachherigen Feinde und Lästerer Christi zu versehen.

Und die sie hören werden (oder wörtlich übersetzt: „gehört haben werden“), werden leben. „Die sie hören werden“ ist nicht ganz im gleichen Sinne zu fassen, wie das vorhergehende: „Die Toten werden hören.“ Schon die Wiederholung desselben Wortes macht es prägnanter oder, wie wir auch sagen könnten, inhaltsschwerer. Es ist an dieser zweiten Stelle von einem wirkungsvollen Hören, vom rechten Hören des Wortes gemeint. Das Evangelium ist für alle Toten, d. h. zunächst für alle geistlich Toten bestimmt. Seine Weckstimme erschallt auch in aller Welt. Aber nur die, welche ihr Gehör geschenkt, und die, welche das Evangelium im Glauben angenommen haben, werden leben. Dieselbe Wahrheit, die Christus hier ausspricht, bezeugt er der Martha mit den Worten: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Joh. 11, 25. Alle nun, welche recht hören werden leben; sie haben und genießen das Leben, das von Gott kommt und das auch der zeitliche Tod nicht aufheben und vernichten kann, und das allerdings die Auferweckung des Leibes zum ewigen Leben, die am jüngsten Tage erfolgt, zur höchsten Vollendung führen wird. So schließt dieser Ausdruck auch jenes große, festige

Ereignis, auf das der Herr Christus nachher noch besonders zu sprechen kommt, mit ein. Welch gewaltige Aufforderung für die Juden und für alle Menschen, doch bei Zeiten auf die Stimme des Sohnes Gottes genau Acht zu geben, alles hoshafte und mutwillige Widerstreben fahren zu lassen, um ja ein solches Heil nicht zu verscherzen!

(Fortsetzung folgt.)

S. S ö n e ß.

Homiletisches.

Skizzen zu Adventspredigten.

1.

Gen 3, 15.

In unsern Adventsgottesdiensten legen wir der Predigt nach altem Gebrauche alttestamentliche Weissagungen zu grunde, um aus den großen Predigten jener Wartezeit selbst die rechte Vorbereitung auf das Fest der Geburt Jesu Christi zu bekommen. Zugleich aber bringen uns unsre Erwägungen immer wieder deutlich zum Bewußtsein, daß die Predigt des Evangeliums, deren wir uns erfreuen, auch in der Zeit vor Christo Freude und Trost aller Kinder Gottes war. Unser Text: das Protevangelium. So wenig es auf die Einzelheiten des Heilsplanes Gottes einzugehen scheint, so umfassend ist doch sein Gedankeninhalt. Und das mußte wohl so sein, denn dies ist das eine Wort, der eine Text, an den sich alle Heilspredigt unter den Menschen bis auf Abrahams Zeit anschließen sollte.

Die großen Gottesgedanken im ersten Evangelium.

1. Was Gott für die Sünder zu tun verheißt.

Versehung in den Zusammenhang — die Worte sind an den Satan gerichtet, ihm zu einem Urteil — aber vor den Ohren der ersten Sünder, die zitternd auf ihr Urteil warteten, eine neue Offenbarung Gottes!

1) Er wills tun — sonst wäre auch Rettung unmöglich gewesen; ratlos standen die Menschen da, hatten schon zur Lüge und zur Anklage gegen Gott vergeblich ihre Zuflucht genommen. Nun verheißt Gott, daß er retten will aus dem Verderben, das sie sich bereitet; er will ihre Sache in die Hand nehmen: Ich bin dein Arzt, dein Retter, dein Helfer! Welch eine Liebe Joh. 3, 16! Gott ist die Liebe!

2) Ich will Feindschaft setzen. Das klingt auf den ersten Schlag nicht sehr verheißungsvoll — aber doch! — es war also nicht Feindschaft zwischen den Menschen und dem Satan — Adam und Eva hatten mit ihm Freundschaft geschlossen; ja mehr als das: sie hatten sich unter des Teufels Oberherrschaft begeben! Und alles das durch eine Sünde?

frägt die gottlose Welt, die so gerne den Apfelbiß ins lächerliche zieht! Wie wenig versteht der Sünder doch die Sünde! Das wollen wir hier wieder klar sehen lernen, daß die Sünde nie die äußerliche Handlung ist, die ja freilich unscheinbar, belanglos ausseh'n kann. Sünde ist **U m k e h r v o n G o t t**, und diese Umkehr war der Fall unsrer ersten Eltern, wie sie heute noch der Zustand des natürlichen Menschen ist. Und das bedeutet **F e i n d s c h a f t** zwischen Gott und dem Menschen, wie sich das an Adam zeigt, der sich fürchtete und vor Gott floh. — Das will Gott **u m k e h r e n**, ins Gegenteil verwandeln; Feindschaft zwischen den Menschen und dem Teufel will er sehn; das heißt Befreiung von der Gewalt Satans, Rettung aus dem Sünden Verderben selbst. Denn einen neutralen Zustand gibts nicht: Feindschaft gegen Satan ist Freundschaft mit Gott. Also: Gott will die Abgefallenen wieder zu seinen lieben Kindern machen!

3) Kein Wort davon, daß er auf Umkehr, Besserung, Frommwerden der Menschen warten wolle oder sie als Bedingung voraussetze — Adam und Eva hatten ja nichts derartiges versprochen, nicht einmal an die Möglichkeit eines solchen Versprechens gedacht. Er **w i l l s t u n** — will sie zu sich ziehen und so beglücken!

II. Wie er es zuwege bringen will.

1) Hier das geheimnisvolle Wort vom **W e i b e s s a m e n**. Eine ganz außerordentliche Rede. Sonst ist es Gebrauch, die Abstammung eines Menschen nach seinem Vater zu bezeichnen, wie denn auch die Geschlechtsregister der Schrift nur der Väter in der Reihe, nie der Mütter gedenken. Hier nur die Mutter! Der, durch den Gott die Feindschaft setzen, die Rettung zuwege bringen will, soll ein **W e i b e s s o h n** sein, und die Betonung, mit der Gott das sagt, gibt zu erkennen, daß er **n u r** eines Weibes Sohn sein werde — also: **ü b e r n a t ü r l i c h e** Geburt! Ja, ein Mensch, von einem Weibe geboren, aber nicht nach gewöhnlicher Menschenweise, nicht nach dem Laufe der Natur, ein besonderes Gotteswerk! Denken wir nun daran, daß Gott sagt, er **s e l b s t** will die Feindschaft setzen, und dann den Weibesamen als den Vollbringer nennt, so haben wir hier klar vor Augen, daß nach der allerersten Predigt des Evangeliums der Retter der Menschen ein Mensch, aber zugleich Gott selbst sein werde. So hats Eva gleich verstanden, wenn sie auch teilweise mißverstanden: Ich habe den **M a n n**, den **J e h o v a h**! — So tritt uns an der Schwelle der menschlichen Geschichte, in der ersten Predigt des Heils das Wunder der **J u n g f r a u e n g e b u r t** entgegen. Das ist dem Unglauben von jeher ein großer Anstoß in der Schriftlehre vom Heilande gewesen, und die sog. christliche Theologie der Neuzeit hat mit diesem Wunder aufgeräumt. Was im Neuen Testament von der Empfängnis und Geburt Jesu erzählt wird, soll zu den Sagen und Mythen gehören, die die wunderthätige Kirche der ersten Jahrzehnte nach dem Verschwinden Jesu erfunden habe. Aber das ist **v o n A n f a n g** die Predigt gewesen. Satan hat sie wohl verstanden — er mußte sich von da an vor jedem gebärenden Weibe fürchten — das schwächere Werkzeug, das er verführt,

wurde ihm fürchtbar! Aber auch die Kinder Gottes! Jesajas nimmt grade dies Stück der großen Gottespredigt besonders auf: Siehe eine Jungfrau ist schwanger usw., und Paulus schreibt gleichsam die Auslegung zu unserm Text: Da die Zeit erfüllet ward usw. Das ist also der Retter, wie ihn Gott gedacht und gepredigt: der Weibesame!

2) Sein Werk: Er soll dir den Kopf usw. — Satan wehrt sich — will seine Beute nicht fahren lassen — nach Schlangenart kämpft er mit verschlagener List (Fersel) — scheinbar auch mit Erfolg — Schlangengiß ist tödlich, ein solcher Tod schmerzhaft. — Aber der Sieg ist bei dem Weibesamen: Kopf zertreten, d. i. überwinden und unschädlich machen. — Hier haben wir den Gnadenrat Gottes über die abgefallenen Menschen klar vor Augen: Das Feindschaftsetzen konnte nicht ohne Kampf vor sich gehen. Zwischen dem Verführer und dem Retter entspinnt sich Kampf auf Leben und Tod. Und der für die Menschen kommen sollte, sollte den Tod erleiden, den die Menschen verdient, den die Sünde über die Menschen gebracht hatte. Wer da genau zusieht, findet klar die Lehre von der Erniedrigung des göttlichen Helfers, und von der Stellvertretung, ohne die er nicht hätte sterben können; dann auch von seinem ewigen, tödtlichen Siege, an dem die Menschen teilhaben sollen, ja der ihnen ganz gehört. So wird der Retter, der Weibesame, zum Schlagentreter!

2.

Gen 12, 3.

Die zweite große Evangeliumsverkündigung in der Geschichte der Welt. Wer freilich klare Augen hat, die das Licht sehen können, sieht es schimmern in der Verheißung, die dem Noah nach der Sintflut zuteil wurde, obchon sie ihrem Wortlaut nach den äußeren Bestand der Menschheit betraf; sieht es schimmern in dem Spruch Noahs über seine Söhne: Gelobet sei Gott, der Jehovah Sems — Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen usw. Aber diese Predigten von der Gnade Gottes ruhten auf dem Urevangeliem, das im Paradies verkündigt und von Mund zu Mund überliefert worden war. — Hier bei Abraham fängt ein neues Stück der Geschichte an; das Evangelium geht auf ein bestimmtes Volk über, dessen Stammvater Abraham werden sollte. Abraham ist der große Glaubensmann des Alten Testaments, der immer und immer wieder als Muster hingestellt wird. Das kam von dem Evangelium, das ihm gegeben worden war, das er glaubte!

Das Evangelium, das Abraham glaubte.

1. Es redet von dem, der den Segen bringen sollte.

1) In dir, aber nicht: du! Gott macht genauen Unterschied. Eben vorher hieß es: Du sollst ein Segen sein usw. Das bezog sich mehr auf äußerliche Dinge und verhiess dem Abraham allen Schuß in dem Lande, dahin er ziehen sollte. Er konnte auch gar wohl ausrechnen, daß er nicht persönlich der große Segensbringer sein sollte: Alle Geschlech-

ter, nicht nur in die Breite, sondern auch in die Länge. So hieß auch später statt dessen: Alle Völker! Das wurde nicht einmal für Abrahams kurze Lebenszeit wahr, geschweige denn für die ganze Weltzeit.

2) Später genauer gesagt: durch deinen Samen, durch deinen Nachkommen. Nicht vom Volke Israel gesagt, wie die moderne Theologie das durchaus haben will. Das ist schon durch die Geschichte widerlegt, und Gott irrt sich nicht, daß ihm etwa der Verlauf der Weltereignisse einen Strich durch vorherige Rechnung machen könnte. Es handelt sich um den Segen über alle Völker — also ein göttlicher Segenbringer, der zugleich Nachkomme Abrahams sein sollte, dessen Kraftwirkung aber allen Wechsel der Zeiten überdauert und alle Entfernungen auf Erden nach Raum und Zeit für nichts achtet. Hier also wiederum, wie in der ersten Verheißung klares Wort vom göttlichen Erlöser. Gerade dies Wort hat der h. Geist durch Paulus herausgehoben: Nicht durch viele, sondern durch Einen usw.

II. Es deutet den Inhalt des Segens unmißverständlich an.

1) Gottes Segen besteht nie in bloßen Worten, sondern immer im Tun, immer in Dingen.

2) Gott segnet auch im Irdischen. Das hat Abraham reichlich erfahren, daß Gott gibt, gibt, gibt. Nicht Allen gleich, aber Allen nach Bedürfnis, jedenfalls Allen Alles, was sie an irdischem Gut haben.

3) Aber hier handelt es sich um einen Segen, der allen Völkern, allen Geschlechtern zu allen Zeiten, so lange es Zeit gibt, gelten soll und nötig ist — dem Abraham wie der Sarah, den Patriarchen wie später dem Moses und allen Israeliten, den Juden wie den Heiden, den Frommen wie den Gottlosen, ein Segen bei dessen Verteilung es heißen kann: Hier ist nicht Jude noch Grieche usw. Dieser Segen muß also einem allgemeinen Bedürfnisse der Menschheit aller Zeiten entsprechen; von der Art gibt's nur eines: Vergebung der Sünden! So hat's Abraham verstanden: Abraham glaubte, und das . . . Gerechtigkeit. Es ist ein Segen, der nur durch den Glauben ergriffen werden kann, der aber wirklich ein Werk Gottes ist.

III. Es predigt von der Zurechnung des Segens.

1) Alle Völker. So beim Anfang der Geschichte des alttestamentlichen Gottesvolkes. Der Partikularismus der Juden war durch nichts gerechtfertigt, wurde auch von den Frommen nicht geteilt. Ein Echo dieses Spruches ist der 117. Psalm nebst vielen andern Stellen, wie denn die Prophetenpredigt von Universalismus der Gnade erfüllt ist. Gott predigt hier also, daß er das Heil, das er Abraham verheißt, allen Völkern, allen Menschen ohne Ausnahme bestimmt habe. So legt Paulus aus: Christus hat uns erlöst. . . auf daß der Segen Abraham käme usw.

2) Also schon hier die Verkündigung, daß Gott nicht warten wolle, bis die Völker und die Einzelnen sich bekehren, etwa sich dem Judenvolke anschließen, sondern er will den Segen der Vergebung der Sünden für

alle Menschen ohne Ausnahme stiften, daß jeder ihn haben kann, der ihn nur begehrt.

3) Wie hat sich dies Wort erfüllt! Abraham hat geglaubt . . . „er sahe meinen Tag und freute sich.“ Aber nun weiter Röm. 3, 12. 16—25. — Ist's nicht wunderbar, daß du in dieser uralten Predigt des Evangeliums dich gemeint findest? Da ist von dir gesprochen worden wie von mir, und der allwissende Gott hat dich damals in Gnaden gekannt und gemeint! Darum nimm den Segen Abrahams hin, er ist dein. Wenn du zu Weihnachten ans Kripplein trittst, dann ergreife im Glauben das Kindelein als den großen göttlichen Segenbringer. So bist du dann gesegnet mit dem Segen Abrahams, hast den Tag deines Heilands gesehen im Glauben, hast rechte Freude!

3.

Gen. 49, 10.

Die dritte große Evangeliumspredigt in der Geschichte der Menschheit. Umstände, unter denen sie erfolgt ist. Also: die Verheißung geht auf den Stamm Juda über. Der Weibessame, Schlangentreter, Segenbringer soll aus diesem Stamme hervorgehen. — So hat die Kirche des Alten Testaments diese Predigt verstanden, wie wir bis in die älteste Zeit hinein verfolgen können, und hat darum aus diesem Text für den künftigen Messias den Namen *Schiloh* genommen! Und der Gedanke ist lebendig geblieben; noch in der Offenbarung Joh. hören wir von dem Löwen aus dem Stamme Juda.

Das Evangelium, das Jakob durch den hl. Geist verkündigte.

1. Er redet von der Zeit, da der Messias kommen sollte.

1) Beachte, daß dies ein Stück der ganzen Verheißung für Juda ist, die zum Teil auf das Äußerliche ging. So die vorhergehenden Worte. Aber auch die Worte des Textes enthalten manches, was sich äußerlich am Stamme Juda verwirklichen sollte. *Szepter* ist politische Führerschaft; *Meister* bezeichnet die geistige und geistliche Führerschaft, denn Meister sein heißt das Wort Gottes kennen und imstande sein, es zu lehren. Diese Herrlichkeit sollte dem Stamme Juda vor den andern Stämmen zuteil werden. Beachte die Erfüllung: Mit David tritt der Stamm Juda an die Spitze des ganzen Volks; seine Nachkommen herrschen bis zur babylonischen Gefangenschaft; nach der Rückkehr ist's dieser Stamm, der dem ganzen Volke den Namen gibt. Während das Nordreich sich mehr und mehr von Gott entfernte und so das Evangelium schließlich verlor, blieb dem Stamme Juda unter allen Schickungen der Besitz der Offenbarung Gottes; bei ihm konnten Meister sein, die das Evangelium verstanden und dem Volke darlegten.

2) Die große Hauptsache aber ist, daß diese Worte zugleich die Zeitbestimmung enthalten: bis daß der Held komme. Hier also Wiederholung der großen Verheißung mit der Auskunft, daß der Retter nicht kommen werde, so lange die äußerliche Herrlichkeit Judas dauere, daß man aber

dann nach ihm ausschauen solle, wenn äußerlich die trüben Tage gekommen seien.

II. Er gibt dem Messias einen neuen, inhaltsreichen Namen.

1) Dann kommt **Schiloh**. In der englischen Bibel ist dieser Name unverändert beibehalten. Luther hat den Sinn des Wortes in das deutsche „Held“ gefaßt. Die Frommen der alten Zeit haben sofort ihre Messiashoffnungen, die auf den früheren Evangeliumspredigten beruhten, mit diesem Namen verbunden. Ein **Held** mußte er sein, denn ein schwerer Kampf stand ihm bevor, ein Kampf auf Leben und Tod mit der alten Schlange; ein **göttlicher Held**, denn er sollte allen Geschlechtern auf Erden den Segen Abrahams bringen.

2) Aber es liegt in dem Wort noch etwas besonderes, ein neuer Name für die alte Hoffnung der bußfertigen Sünder. **Schiloh** ist ein **Held**, der **Frieden**, **Ruhe** bringt. Das war von da an ein beständiger Teil der Messiashoffnung. Darum war **Salomo**, der Friedensmann, Vorbild. Darum singen die Psalmen so viel vom Frieden mit Beziehung auf den Messias: Zu seinen Zeiten wird blühen . . . und großer Friede sein — bis endlich Jesaias in seinem großen Weihnachtsevangelium: **Friedefürst!** Und die Frommen verstanden gar wohl, daß es sich hier um **geistliche** n Frieden, den Frieden mit Gott handelte, denn äußerlichen Frieden hatte Israel grade zur Zeit Jakobs in Ägypten reichlich. Sie verstanden es wie Paulus. Er ist unser Friede — nun wir sind gerechtfertigt vor Gott, haben wir Frieden — und wie **Jesús**: Den Frieden gebe ich euch, usw.

III. Er predigt von dessen Weltherrschaft.

1) So nimmt er zunächst den Gedanken der abrahamischen Verheißung wieder auf: **Alle Geschlechter auf Erden**.

2) Aber nun das Neue dazu, daß der Segen nicht über **Unwillige** ausgegossen wird, sondern daß grade der Segen, der Friede die Völker **willig** macht (anhängen!). Predigt des Evang. **bekehrt**, macht aus **Unwilligen** Willige, wirkt den Glauben, so daß die Völker sich dem **Schiloh** unterwerfen und so zum Frieden kommen.

3) Damit ist die Kirche des Neuen Testaments als **Reich des Messias** gekennzeichnet, das Reich nicht von dieser Welt, in der Welt, aber aus der Welt ermählet, Reich des Herzensfriedens und der Seelenruhe, die da ist in Vergebung der Sünde, ein Reich, in dem die Reichsgüter jedem Reichsmitgliede ohne jeglichen Unterschied zuteil werden. Ja, das Reich des **Schiloh** ist das **Himmelreich auf Erden**, zu dem wir gehören, dessen Glanz uns umleuchtet, wenn wir in der Nacht des Lebens das Evangelium hören, dessen Glanz uns zu Weihnachten besonders aus der Krippe entgegenstrahlt. Gott lasse uns in dem Kindlein zu **Bethlehem** den erkennen, der da ist **Weibesäme**, **Schlagentreter**, **Segenbringer**, **Schiloh!**

J. Schaller.

Sirtengedanken.

Ein kurzes Vademecum für Herz und Amt, einem jungen Amtsbruder beim Abschied. Von Emil Frommel.*)

I.

Nimm, Dir, ja ich möchte sagen: stiehl Dir die Stunden der Stille und Einsamkeit. Ohne Einsamkeit keine Gemeinsamkeit, ohne Stille keine Sammlung für den Kampf, ohne Vertiefung geht's bei aller Verbreitung in die Verfassung.

Die Ursache des Bankrotts so vieler Geistlichen ist die, daß sie mehr ausgeben als einnehmen. Sie sind Spinnen, die aus ihrem Bauche leben, aber nicht Bienen, die aus Gottesblumen sammeln.

Nimm die Morgenstunden für Dich (wie Luther). Der Abend schließt, der Morgen öffnet den Tag; die Morgenstille ist die Stille der Bereitschaft, der Erwartung des Kampfes, es ist die Stunde, da man die Rüstung anlegt. Gedenke beim Anziehen allemal an Kolosser 3: „Zieh'et nun an, als die Auserwählten Gottes, Heilige und Geliebte: Herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld.“

Tauche Dich alle Morgen in den Adel Deiner Berufung, damit Du während des Tages nicht herabfinst, und gedenke des Wortes:

Hochgeborne, Auserkorne!
Standsgemäß man leben muß!
Wenn ihr Christi Braut wollt werden,
Werft den Kindern dieser Erden
Ihren eiteln Tand zu Fuß!

Wohl werden im Tageslauf die Füße bestaubt und beschmutzt und es bedarf alle Tage der Waschung durch Jesu Blut. Aber, wer gar nicht seiner Generalreinigung gedenkt und sich da nicht hineintaucht, wie wird der erst am Tage sinken!

Die Abendstille ist die Stille der Abrechnung, der Einkehr, oft auch der Ermattung und Ermüdung. Drum laß Dir den Morgen nicht rauben. Den ganzen Tag holt sich die eine, stille Morgenstunde nicht wieder ein.

Die Erstgeburt war in Israel heilig; laß die Erstgeburt Deiner Gedanken dem Herrn geheiligt sein!

Sage Dir alle Morgen, womit Du am meisten zu kämpfen, was Deine

*) Diese „Sirtengedanken“ Emil Frommels stammen noch aus der Mappe unsers seligen Pastors Streißguth, der in den letzten Jahren seines Lebens unermüdlich tätig war, Perlen pastoraler Weisheit seinen jüngeren Amtsbrüdern durch die „Quartalschrift“ darzureichen. Wir können gerade diese Sammlung von pastoralen Ratsschlägen Frommels unsern Lesern nicht genug empfehlen. Man sollte sie nicht bloß überlesen, sondern immer wieder lesen und sich einprägen. Es sind wirklich goldene Äpfel in silbernen Schalen.

eigentliche Sünde ist, gegen die Du kämpfen mußt. Das heißt sich wappnen und die Posten gegen den Feind ausstellen.

Jede mutwillige Sünde, jede Verfehlung gegen Gottes Gebot wirst Du bald spüren als eine Verdunkelung Deiner Erkenntnis, als eine Hemmung Deiner Amtsfreudigkeit, Deines freien Zugangs im Gebet. Da wird die Schrift zu einem Buch mit sieben Siegeln verschlossen, und der Himmel ehern über dem Haupte.

Gedenke stets, daß Du als ein scheinlicher Christ und Kind Gottes in erster Linie vor Deinem Gott zu wandeln hast. Was Du als Christ nicht bist, kannst Du auch als Pfarrer nicht sein. Der Talar deckt keine Blöße des inneren Menschen zu. Wir stehen vor einem Herrn, den kein Kleid täuscht. Vor Ihm kann Sünde sein, was vor den Menschen oft als Tugend erscheint.

Weibe immer in der Armut im Geiste, dann wirst Du immer fähig sein, reich zu werden. Sobald man aus der Armut im Geiste fällt, aus dem tiefen Bewußtsein nichts zu sein und Alles dem Erbarmen seines Gottes zu verdanken, dann wird man aus einem Priester ein Pfaffe, der sich über Andere erhebt. Denke an Paulus! Wie hat er sein Lebtag dran gedacht, daß er einst die Gemeinde verfolgt hat! Wie ist der ganze Petrusbrief mit Tränen aus der Donnerstagnacht her betaut!

Wenn mancher Geistliche bedächte, was er in seiner Jugend gewesen und was er durch Betrug der Sünde weiter hätte werden können, und wozu ihn Gottes Gnade noch gesetzt und erhalten hat: mit was für Beugung sollte er seinen Amtsnamen führen oder schreiben oder nennen hören!

Denke an Epheser 3, 8—9: Pauli Lobgesang auf sein Amt ist getragen von Thire Cleison auf seine Person:

„Mir, dem allergeringsten unter allen Heiligen ist gegeben solche Gnade, zu verkündigen den unausforschlichen Reichtum Christi.“

Halte an mit Lesen der heiligen Schrift, zunächst ohne Kommentar; das laß Deine tägliche Nahrung sein, darin laß Dich zu Hause finden.

Denke nur daran, wie allein Du stehst und wie wenig geistliche Anregung Du empfängst, wie Du Dich wappnen mußt gegen so viele Anfechtungen und blendende Dinge; da gilt es doppelt, die rechte Wage und den Prüfstein zu haben!

„Das Lesen des Wortes, 1. Tim. 4, 13, ist eine Arche in kümmerlicher Zeit, wo die Seelen noch erhalten werden, denen es sonst an Anregung und Erbauung fehlt.“

Das Predigtstudieren ad hoc ist ein armselig Ding; es gilt, aus einem Kapital von Schriftgedanken leben.

Viele Geistliche wissen überall mehr Bescheid als in der Schrift. Gehöre Du nicht zu denen. Lies mit dem Stift in der Hand und lerne viel auswendig.

Das ist der Segen meiner Gemeinde am Rhein gewesen, daß sie mich

in die Schrift getrieben. Das war meine Hochschule. Gottes Wort allein gibt freien Blick, große, weite Hoffnungen. Da sieht man Alpenhöhen und hört das unendliche Meer rauschen. Kirchenzeitungen dagegen sind meist Gucklöcher, aus denen man kaum eine Viertelstunde weit sieht.

Laß das **Beten** Dir nicht von der Seele kommen und trage alle Dinge betend vor Gott, vor allem Deine Predigt. Was in ihr **wirksam**, wird nur das sein, was aus dem Ringen mit Gott herausgeboren ist. Der Geburt gehen die Wehen voran.

Das Gebet ist die Weihe, die über Deinem Worte liegt. Bringe Deine Predigt als ein lebendiges **Opfer** erst auf den Altar, ehe Du sie als **Zeugnis** von der **Kanzel** hältst.

Wenn Du vor **Andern** beteßt, dann laß Deine Gedanken zuvor gesammelt und **geordnet** sein, damit es eine **Erbaung** und kein **Gewäsch** wird. Kurz, kräftig, mit **Schriftwort** gewürzt! Lerne am **Psalter** beten.

Laß Dein **Haus** ein **Bethaus** sein und stelle die **Wächter** darum, die sich um die lagern, die **Ihn** fürchten.

Halte mit den **Deinen** des **Morgens** die **Andacht** zur **bestimmten** Stunde und laß Dich darin nicht stören.

Gib **Acht** auf Deinen **Wandel**, der die **Auslegung** Deiner **Predigt** ist.

Die Welt hat **scharfe** Augen und wird Dich von allen Seiten ansehen. Da bewahre Deine Seele besonders wenn Du in **Gesellschaft** gehst. Dort liegen **Fußangeln** für die **Geistlichen**, dort wird ihnen das **Schwert** stumpf gemacht, womit sie schlagen sollen. (Fortsetzung folgt.)

Büchertisch.

Predigten über alttestamentliche Texte, vornehmlich mit Berücksichtigung messianischer Weissagungen, von **R. Pieper**, vormaligem Professor der Theologie und Präses des Concordiasem. zu Springfield Ill. St. Louis, Concordia Pub. House. VIII und 448 S. Gebunden, portofrei \$2.00.

Diese Sammlung von 64 nach dem Kirchenjahr eingerichteter Predigten möchten wir unsern Lesern recht zur Beachtung empfehlen, zunächst schon wegen des äußerlichen Grundes, daß der Verfasser eine klare, schöne Sprache führt und durchsichtig disponiert; sodann aber auch, weil diesen Predigten alttestamentliche Texte zu grunde gelegt werden, die der Verfasser aus innerster Überzeugung heraus im Lichte des Neuen Testaments erklärt und anwendet. Wir lassen hier einen Teil der Vorrede folgen: „Ist nicht zu unsrer Zeit den Allermeisten das Alte Testament ein ziemlich unbekanntes Land? Kennt ein großer Teil unsres lutherischen Volkes

aufser dem, was es im Katechismus davon gelernt hat, viel mehr davon als den Namen? Und wie steht es hinsichtlich einer eingehenderen Kenntnis desselben selbst bei den Lehrern? In dieses einzuführen, dazu sind die in diesem Bande erscheinenden Predigten über alttestamentliche und größtentheils messianische Texte vor meinen Gemeinden mit wenigen Ausnahmen in zwei aufeinanderfolgenden Jahren gehalten worden. . . . Sie sind fast durchweg analytisch, so daß, wo irgend möglich, der ganze Text nach seinen Hauptgedanken zur Geltung und Anwendung kommt. Sodann ist der im Grundtext vom h. Geist niedergelegte Sinn in der Auslegung, so weit es mir möglich war, hervorgekehrt, dabei aber alle Rücksicht auf unsre unübertreffliche Lutherische Übersehung, wie das bei Predigten vor der Gemeinde selbstverständlich sein sollte, hervorgehoben worden."

J. Schaller.

Sermons On The Catechism, by C. Abbetmeyer, J. Huchthausen, and J. Plocher. St. Louis, Concordia Pub. House. 1915. VIII and 378 pp. Bound in cloth, postpaid, \$1.25.

This book of sermons on the Catechism has been prepared with great care, by the publishing house no less than by the joint authors. To the publishing house is due the very pleasing outward appearance of the volume; the clear print, the excellent paper, the fine binding with its rich yet tasteful ornamentation make an immediate appeal to the eye. The contents are altogether worthy of the fine dress which has been given them. There are fifty-one sermons, each having for its subject a definite catechetical or dogmatic truth. It would be easy to assemble quite a number of strictures upon the treatment accorded to each subject, or theme; but taking into account the limitations set by the very purpose of the sermons, we refrain from uttering criticisms which, after all, would be based more or less upon personal preferences. All readers of the book will find these sermons instructive; the pastors will welcome them as being pleasantly suggestive and useful in various ways. The three authors, all located in the Twin Cities of Minnesota, have unequal shares in the production of the book. Rev. Huchthausen, of Minneapolis, has furnished six sermons on the second article of the Creed. Rev. Plocher, of St. Paul, is represented by nine sermons on the Lord's Prayer. In the remaining thirty-six sermons, Dr. Abbetmeyer, of Concordia College, St. Paul, treats the Ten Commandments, the first and third articles of the Creed, and the Sacraments.

J. Schaller.

Religion and Drink, by the Rev. E. A. Wasson, Ph. D., Rector of St. Stephen's Episcopal Church, Newark, N. J. New York, Burr Printing House, 1914. 301 pp. Cloth, \$1 25. Order from the author.

The question of prohibition, meaning the complete suppression not only of the abuse of spirituous liquors, but their manufacture and sale, has assumed an importance in our social and political life quite out of keeping with its real value for the welfare of the nation, or of mankind in general. It may have roused our anger to notice how diligently the self-appointed reformers have been trying to curtail a perfectly legitimate business, and to restrict opportunities for procuring and using certain gifts of the creator which the Word of God definitely classes among the things a Christian may enjoy. But as a rule our anger takes too little account of the sinister aspects of the agitation which is endeavoring to enmesh the entire country in the net of its untenable argumentations. We submit with little remonstrance to the scourge that chastizes us, because we fail to notice the greater danger involved. In one way, the prohibition movement is a symptom of the fact that our country is almost completely under the control of feministic ideas and tendencies. Virile common sense should tell us that the only way to abolish an abuse is to employ the strong arm of government against it, without at the same time destroying the opportunity for legitimate use. The feminist mind, being swayed by emotion and not controlled by common sense, ignores the right of the individual in the premises, crushes out all rightful use in order to reach and control the abuse, and fails to see that such a procedure betrays lack of real power. But this is the least of the weighty exceptions to be taken against the prohibition movement. It is far more unbearable, because subversive of all ideas underlying democratic government, that the machinery of the state should be employed to force upon all citizens a standard of morality set up by a fanatical and misled minority. The Church set into this world to fight against sin with spiritual weapons, by leading men to Christ and making them believers of the gospel, has largely and shamefully abdicated her right to give children a thorough Christian education and thus to endow them with the true moral armor. She has left the education of youth to the state, and the state school, which has no means of training boys and girls to be good citizens, has become the fetish of many who profess Christianity. The immorality of our people which has resulted naturally from this process, affrights those good church people, but being blind against their own shortcomings, and continuing in their disregard of a God-given opportunity, they seek for moral help from the state which has none to give. This is the reason why many clear-sighted Lutherans recognize the prohibition movement as one of the many attempts at breaking down the barriers between Church and State—an attempt betraying the same spirit that fathered the blue laws of old puritanic days. And if these church people who are the prime

movers of prohibition, are right in using the power of the state for establishing their ideas of morality in one respect, why not in other—why not in all respects?

But the worst aspect of prohibition lies in the fact that it owes its origin and certainly the greater part of its vigor to a false foundation in morality. It set out with the proposition that all use of intoxicating liquor is an immorality, a sin, and to this day the foremost preachers of prohibition do not fear to harp continuously upon this string. They have succeeded in debauching the consciences of many good Christian men and women, so that thousands really believe teetotalism to be a part of the biblical code of morals. To invoke God as a sponsor for an ethical tenet of which He is not the originator is a profanation of His holy name; but such misrepresentation and falsification of the Word of God is to this day the backbone of prohibitionism. Put the question into the category of social and economic problems where it has a rightful place. Knock away its mendacious moral and religious props—and the entire movement will collapse. Convince Christian men and women that prohibitionists have preached a lie in stating that to drink a glass of beer or wine is an offense to God, and they will at once lose interest in the movement and even refuse to aid it in any way.

Rev. Wasson, a clergyman of the Episcopal church, has made a special study of this latter aspect of prohibitionism. It becomes plain to every reader of this book, that he entered upon his investigations without prejudice. He simply asked the Bible what it had to say on the question of strong drink. Now he marshals before our eyes all references to wine and strong drink which are to be found in the Word of God, and makes us see, as he saw, that far from prohibiting the use of alcoholic beverages, God not only calls wine a good thing, but even ordered it to be used in sacrifice where only choice and valuable objects might be offered. He shows that there is not one warning against a temperate use of alcoholic beverages, but that all warnings written in the Bible refer to shameless abuse of a gift of God. Then he proceeds to assemble what the Christian church of all ages had to say on the question, and the result is that for eighteen centuries Christian conscience agreed perfectly with the Bible. It will astonish many to learn from indisputable evidence offered in this book that even the founders Methodism, "the Wesleys, Whitefield, Coke, and Asbury, all justified drink. . . Whitefield and Coke, the mighty preacher and premier bishop, drank wine, ale, rum." Finally, Dr. Wasson raises the query whether prohibition, where introduced, has brought such fruits as might characterize it as a step in moral advance. It is highly interesting to note that the unassailable proofs here presented show the moral results of prohibition to have been entirely

negative. On the whole, I think there is no better or saner book on the subject in the English language. It may be too much to hope that it will stay the march of fanaticism; but it will go far in that direction if our ministers recognize its value and recommend its perusal to their people.

J. Schaller.

Register zum Magazin für ev.-luth. Homiletik und Pastoraltheologie.

Jahrg. 1—38. Bearbeitet von H. Schmidt, Pastor in Appleton City, Mo. St. Louis, Concordia Pub. House 1915. VII und 205 S. Gebunden \$1.00, portofrei.

Dies Register wird zwar in erster Linie denen willkommen sein, die eine annähernd vollständige Reihe Jahrgänge des Homiletischen Magazins besitzen, aber doch nicht nur ihnen. Der erste Teil führt auf 155 Seiten die Themata aller Predigten und Dispositionen an, die in den 38 Jahrgängen (1876—1914) erschienen sind, und zwar so, daß alle Dispositionen für jeden bestimmten Sonntag und jede bestimmte Gelegenheit zusammengestellt sind. Zwar geben viele dieser Themata nur den Hauptgedanken oder Hauptbegriff des Texts wieder, ohne den Dispositionsrichtpunkt klar anzudeuten; aber selbst in dieser Form können sie vielfach anregend wirken. Wo dann die Fassung des Themas etwas klarer auf die Absicht des Predigers hinweist, findet man, wenn man den Text vergleicht, die Hauptgedanken der Disposition ohne große Mühe heraus. Nach der langen Themenreihe folgt die Liste der im Magazin veröffentlichten Predigtstudien, ferner ein Verzeichnis aller in den 38 Jahren behandelten Bibelstellen (beinahe dreißig Seiten mit Doppelspalten), eine Übersicht der besonderen, meist pastoralen Abhandlungen, und zum Schluß ein Sachregister, vornehmlich über homiletische und pastorale Belehrung und Ratschläge. Der Verlag macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Preis, zu dem das Buch angeboten wird, im Hinblick auf die nicht unbedeutenden Kosten der Herstellung eines solchen Verzeichnisses als sehr mäßig bezeichnet werden muß.

J. Schaller.

Kleinere Neuerscheinungen aus dem Concordia-Verlag:

Sunday School Manual, by Alfred Doerfler, Past. of Pilgrim Ev. Luth. Church, St. Louis. 54 pp. Paper cover, 20c.

First Things First. Talks on the Catechism, by Louis Birk. 102 pp. Paper covers.

Berea Bible Class Lessons 1915-1916. Publ. in the interests of the Lutheran Berea Bible Class Association. Edited by Pastors L. Sieck, W. F. Wilk, and A. Doerfler. 24 pp. Paper covers, 10 cents.

Three handy booklets for the use of those who do their church work partly or entirely in English. The **Manual** will furnish good suggestions on organization, teachers and officers, teaching, the scholar, contributions, etc. Among these suggestions, the one which

certainly cannot be slighted without serious consequences, refers to the education of the Sunday school teachers: All work of the S. S. should previously be discussed in a teachers' meeting at which the pastor presides as instructor. One desperate weakness of the usual S. S. lies in the doctrinal and technical ignorance of those who are called upon to teach. Hence we would amplify the suggestion of the booklet on this point by adding that the training of the teachers should embrace not only a study of the subject matter of each lesson in its turn, but also a gradual education in **sound methods**. — The **Talks on the Catechism** propose to show parents how they may discuss the great truths of the Christian faith with their children in an attractive and concrete way by employing as illustrations and points of departure the occurrences of daily life. The book may be found interesting for young readers, and probably pastors and teachers will not disdain to adopt some of the material here offered for use in their own work. — There is an Association of Lutheran Berea Bible Classes at St. Louis, for the work of which special Bible lessons have been selected. The pamphlet herewith announced aims to show how each of these lessons may be advantageously discussed at the meeting of the Bible class. A brief introduction suggests a mode of procedure which aims to elicit, from every member of the class, active participation in the discussion.

Essay on Revelation, Chapter 20, by Rev. F. C. G. Schumm, Past. of the Engl. Luth. Ch. of the Redeemer, New York. Publ. by resolution of the Engl. Luth. Conference of New York City. 39 pp. Paper covers, 10c postpaid; \$7.00 per hundred, transp. extra.

The publishing house announces this tract as a presentation "of the Lutheran view of a millennium," and thereby characterizes the book sufficiently. It offers a sane and convincing exposition of the fallacy of millenarianism, and a satisfying answer to the questions which are suggested by the symbolical language of Rev. 20. In our days when all denominations labor more or less under chiliastic error, a wide circulation of this book should bring some pleasing results.

J. Schaller.

Reformationskatechese, auf Verlangen der gemischten Chicago Heights Konferenz dem Druck überlassen von Past. E. S...r. sen. 3c; Dußend 30c; 100 \$2.00.

Enchiridion. Der Kleine Katechismus Luthers. 1c.

Synodalberichte der Missourisynode für 1915: Östlicher Distrikt: Die Reformation durch Luther ein Werk Gottes; Ref., Past. F. C. Verwiebe. 15c. No. 2. Nord-Illinois Distrikt: Die Erhaltung und Regierung

Gottes (drei Thesen über den Satz: Gott erhält und regiert Alles); Ref., Prof. G. Eifrig. 15c. No. 2a. **Michigan** Distrikt: Den Knechten, Mägden, Tagelöhnern und Arbeitern, und den Hausherrn und Hausfrauen in der Haustafel; Ref., Past. D. Lübke. Vortrag über das Wesen des rechtfertigenden Glaubens von Past. G. Speckhardt. 12c. No. 3. **South Dakota** Distrikt: Geschichte und Sonderlehren der Siebentags-Adventisten; Ref., Prof. Geo. Weller. 15c. No. 3a: **Atlantischer** Distrikt: Die Wunder der christlichen Religion (Schluß-Glaubwürdigkeit, Zweck, Dauer der Wunder; praktische Anwendung der Lehre von den Wundern); Ref., Past. P. Köfener.

Verlag des **Schriftenvereins** der sächs. Freikirche (Zwickau):

Die Schuld der Kirche am Kriege und im Kriege. Von D. Willkomm, Past. 24 S. 15 Pf.

Kriegsbetrachtungen, in Anlehnung an den Kleinen Katechismus, von Past. M. Willkomm. 63 S. 50 Pf.

Weltkrieg und Wiedergeburt. Ist nach der Schrift durch den Krieg eine Wiedergeburt unserz deutschen Volkes und demgemäß ein Gelingen der Welt am deutschen Wesen zu erwarten? Von Past. W. Wöhling in Hannover. 26 S. 25 Pf.

Halte an am Gebet. Betrachtung über Lk. 18, 1—8, gehalten in einer Kriegsbibelstunde von Past. A. R. Kern (Chemnitz). 12 S. 10 Pf.

Unser Missionswerk in Kriegszeiten. Predigt über 2. Tim. 4, 2, gehalten am Missionsfest und auf Beschluß der Gemeinde dem Druck übergeben von Past. S. G. Amling (Berlin). 10 Pf.

Kriegsflugblätter: No. 5. Durch seine Wunden sind wir geheilt (Jes. 53, 5), ein Wort an die verwundeten und franken Soldaten. No. 6: Von falschem und rechtem Trost (für die Soldaten, für die Hinterbliebenen). No. 7: Was sagt der Herr Jesus vom Krieg? No. 8: Aushalten—Haushalten! (Eine Fastenmahnung). (Diese Flugblätter kosten 100 Stück Mk. 1.50; 500, Mk. 5.

Northwestern Publishing House zeigt an:

Why the Congregational Meeting? Wm. Dallmann. Second Edition.
Luther And Our Fourth of July. Wm. Dallmann.

Zwei Traktate, in der geschickten, knappen Weise gehalten, die man von dem Verfasser gewohnt ist. In dem ersten führt er alle Gründe an, die das stimmberechtigte Gemeindeglied bewegen sollen, die Gemeindeversammlung zu besuchen. In dem zweiten hat er eine Menge Aussprüche über Luther und dessen Einfluß auf die Weltgeschichte zusammengestellt, durch die er die Erkenntnis verbreiten will, daß alle wirklichen politischen Güter, die wir in den Vereinigten Staaten genießen, auf dem Werke Luthers beruhen. Er hebt dabei hervor, daß die auffallendsten Zeugnisse von Personen stammen, die weder Lutheraner noch Deutsche sind.

J. Schaller.

Predigten, gehalten bei der Eröffnung der Wisconsinynode und der Jubelfeier des Northwestern College zu Watertown, Wis., 1915 von Past. **G. F. Bergemann**, Präses der Wisconsinynode, und Past. **Carl Gausewih**, Präses der Synodalkonferenz. Northwestern Pub. House, Milwaukee. Preis 5c.

Das sind drei Predigten; zwei deutsche, von Präses Bergemann, und eine englische, von Präses Gausewih bei den genannten Gelegenheiten gehalten. Wer sie gehört hat, wird dankbar sein, daß er sie im Druck haben, wieder lesen, aufbewahren und auch weiter verbreiten kann. Sie sind alle drei typisch für das Evangelium, das bei uns gepredigt wird, und dazu reife und geistvolle Zeugnisse der seligmachenden Wahrheit. Die Herren Pastoren sollten sich angelegen sein lassen, dies Heftchen von 26 Seiten Duodez in großen Massen unter ihrem Volk zu verbreiten, sie tun nicht nur den Leuten, sondern auch der Anstalt in Watertown, ja dem ganzen Synodalwerk einen Dienst daran. U. P.

Aus dem A. Deichert'schen Verlage.

Meyer, Prof. Lic. R., Magdeburg: **Kirche, Volk und Staat vom Standpunkt der evangelischen Kirche aus betrachtet**. 1915. 58 S. M. 1.20.

Inhalt: I. Grundsätzliches über das Verhältnis von Kirche, Volk und Staat. II. Die Entstehung ihres gegenwärtigen Verhältnisses. III. Die Bedeutung ihres gegenwärtigen Verhältnisses. IV. Die künftige Gestaltung ihres Verhältnisses zueinander.

Einem knappen, klaren geschichtlichen Überblick folgt eine sorgfältig abwägende und genaue Kenntnis verratende Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland, ihrer Vorteile und Schwierigkeiten, und eine Erörterung der künftig einzuschlagenden Wege. Hier tritt der Verf. energisch für die Erhaltung der Volkskirche ein, empfiehlt eine allmähliche Stärkung der Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat und ruft zur vollen Entfaltung aller kirchlichen Kräfte auf.

Der Verfasser hält das Bekenntnis hoch, aber für unser amerikanisches Urteil macht er zu viel aus den tatsächlich vorliegenden Verhältnissen und kennt nicht die Kraft eines treuen Bekenntnisses, das fröhlich alle menschlichen Krieken beiseite wirft. Es ist nicht die Aufgabe der Kirche, irgend eine äußere Form, wie z. B. die Volkskirche aufrecht zu erhalten, wenngleich ein konservativer Sinn immer zum guten Bekenntnis tritt. Sondern die Aufgabe der Kirche ist, getreu zu sein bis in den Tod, dann wird der Sieg von selber kommen. — Wenn man solch eine deutsche bekennnistreue Schrift aus der Landeskirche liest, dann möchte man hinüber, um zu helfen, besonders jetzt, da auch auf kirchlichem Gebiet eine rege Verzezeit bevorsteht. Wer hier das Evangelium verstanden hat, bekommt einen freieren Blick für dessen Kraft in der äußeren Gestaltung der Verhältnisse, als man ihn in Europa bekommen kann. Ich bin mir freilich auch darüber klar, daß wir drüben in mancher Hinsicht umlernen müßten. Wir Amerikaner haben sicherlich nicht ein Monopol auf kirchenregimentliche Weisheit. Darum ist es für

uns von großem Wert, die vorliegende Schrift zu studieren. Der Krieg bringt auch auf kirchlichem Gebiet manchen Wandel hervor, nicht nur in der äußeren Gestaltung der Verhältnisse, sondern auch in den Anschauungen.

R.

Leitfaden für den Konfirmandenunterricht. Kurze Sätze zur Erklärung des Kleinen Katechismus D. Martin Luthers von Pastor Otto Gardeland. Vierundvierzigste bis siebenundvierzigste Auflage (87.—91. Tausend). 1915. 40 S. Preis pro Exemplar 25 Pf., 10 Ex. pro 20 Pf., 20 Ex. pro 18 Pf., 40 Ex. pro 16 Pf., 80 Ex. pro 15 Pf., 100 Ex. pro 14 Pf.

Die Höhe der Auflage spricht schon genügend für die Güte und Brauchbarkeit des trefflichen Büchleins als praktischer Leitfaden. In der Einleitung behandelt der Verfasser die Bedeutung der Konfirmation und des Konfirmandenunterrichts, dann setzt er mit dem Sakrament der heiligen Taufe ein, wie das bereits mehrfach geschieht. Es hat dies seine große Berechtigung, zumal die Taufe in ihrem hohen Werte mitunter heruntergesetzt und den Kindern nicht zum Bewußtsein gebracht wird, welche große Gottesgnade ihnen in der heiligen Taufe geschenkt, und welch Pfand ihnen damit anvertraut ist. Dann folgen die weiteren Hauptstücke der Reihe nach mit kurzen Bemerkungen. In den Fragen vom Sonntag, dem Niedergesahren zur Hölle, der Erleuchtung, wird nicht ganz so präzis geredet, wie wir hier es gewohnt sind. Zum Schluß die Beichte und das Amt der Schlüssel, alles im Anschluß an Luthers Kl. Katechismus und unter Berücksichtigung der bekanntesten Sprüche und Lieder.

R.

Caspari, Pfarrer Karl Heinrich, Geistliches und Weltliches zu einer volkstümlichen Auslegung des Kleinen Katechismus Lutheri in Kirche, Schule und Haus. 23. Auflage. Original-Volksausgabe mit des Verfassers Bild und Lebensbeschreibung. 1915. XXX, 402 S. M. 1.40, eleg. geb. M. 1.80.

Es ist dankbar zu begrüßen, daß der Verleger zum 100jährigen Geburtstag Karl Heinrich Casparis von dem Volks- und Hausbuch eine Original-Volksausgabe zu einem besonders billigen Preise herausbringt. — Caspari hat in diesem Buch für Pfarrer, Lehrer und christlich gebildete Hausväter Beiträge zu einer christlich-volkstümlichen Auslegung des ganzen Katechismus gegeben. „Volkstümlich“ ist ihm, was, wahr, tief, sinnig, schlagend, verständlich und behaltbar, in einer Form ausgedrückt ist, die ihres Eindrucks auf das christlich-deutsche Volksgemüt nicht verfehlt. Das „Geistliche“, was der Verfasser gibt, sind kurze, treffende Worterklärungen des Katechismus- oder Schriftwortes, lebhaft, sentenziöse Aussprüche hervorragender Kirchenlehrer, erbauliche Zeugnisse der Wahrheit, wie sie übereinstimmend mit Schrift und Bekenntnis, aus der Erfahrung des christlichen Gemütes hervorgehen. Das „Weltliche“ sind Sprichwörter, Volksprüche, Denkprüche, Gleichnisse und eine große Anzahl volkstümlicher Geschichten

und Erzählungen, die, auf einen vom Christentum genährten und verklärten Volksgeist hinweisend, Eigentum des ganzen Volkes entweder sind oder werden können. Was der Prediger, Lehrer oder Hausvater neben dem Wort Gottes als ein Satz seiner Unterweisung so gerne beizugeben pflegt, ist in dem Buch in Ordnung und möglichster Vollständigkeit zur Auswahl zusammengestellt. Gerade in seiner jetzigen Gestalt wird uns das Buch wertvoll bleiben und mithelfen, das Andenken eines bewährten Jugendlehrers und treuen Freundes unseres evangelischen Volkes lebendig zu erhalten. — Also ein Buch, das auch ferner die weiteste Verbreitung verdient und dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Shmels, Geh.-Nat Professor D. L., Leipzig: Der Krieg im Lichte der christlichen Ethik. 1915. 32 S. Preis M. —.60.

Inhalt: I. Das Problem. II. Der Krieg im Lichte der Bergpredigt. III. Die sittliche Notwendigkeit des Krieges. IV. Die Führung des Krieges im Sinne Jesu. V. Praktische Konsequenzen für die Jünger Jesu.

Der vorliegende Vortrag des allgemein geschätzten Leipziger Universitätsprofessors möchte zu einem rechten Durchleben der gegenwärtigen großen Zeit des deutschen Volkes anleiten. Er setzt sich daher mit den Bedenken auseinander, die ernstern Christen im Blick auf den gegenwärtigen Krieg aus der Bergpredigt erwachsen können. Es genügen ihm nicht die bisherigen Rechtfertigungen des Krieges aus dem Beruf der Obrigkeit, aus der Liebe zu den Volksgenossen, aus der Liebe zum Feinde, wenngleich er auf das Korn Wahrheit aufmerksam macht. Er weist demgegenüber die sittliche Notwendigkeit des Krieges nach: Sie liegt in der Verpflichtung, für den sittlichen Beruf, den Gott dem deutschen Volk gegeben hat, mit allen Mitteln einzutreten. Daher kann hier nur von einem Verteidigungskrieg die Rede sein, selbst wenn der Verteidiger zuerst mit der Waffe bei der Hand ist. Zugleich aber betont der Vortrag ernstlich die Notwendigkeit, auch den Krieg im Geiste Jesu zu führen. Es gilt das Gebot der Feindesliebe, nicht nur der Liebe für den Einzelnen sondern auch für das Volk. Dem fremden Volke muß auch ein Dienst durch den Krieg geschehen. Der Haß gegen den Feind, der etwas anderes ist als sittlicher Zorn, wird verworfen. Ein solches Durchleben des Krieges muß es sein, daß man selber nicht nur die äußeren weltlichen Vorteile gewinnt, um die es unmittelbar im Streit mit dem Gegner gilt, sondern auch die sittliche Förderung, die Gott mit der Heimführung meint. Die Sprache und Argumentation ist uns etwas fremd, aber es läßt sich nichts dagegen einwenden.

Die Psalmen Israels nach dem Vermaß der Urschrift verdeutscht von Prof. D. Rudolf Kittel. — 1915. VIII, 217 S. M. 2.50, geb. M. 3.00.

Der weithin bekannte Ezeget, Geschichtschreiber des Volkes Israel und Herausgeber der hebräischen Bibel bietet hier eine neue und eigenartige, dem Vermaß der Urschrift in geschmackvoller Weise angepaßte Übersetzung der

Psalmen mit einer größeren Zahl von dem Altertum entnommenen den Text erläuternden Abbildungen.

Die Überetzung ist dem Theologen wertvoll als exegetisches Hilfsbuch. Er hat nicht nur ein anschauliches Bild von dem äußeren Bau der hebräischen Dichtung, sondern gewinnt auch manche Einsicht in Kittels lexikalische, grammatische und kritische Auffassungen. Für erbaulichen Zweck kann das Buch aber kaum dienen. Es ist nicht mehr deutsche Poesie wie Luthers Überetzung. Es mag sein, daß Luthers Sprache uns durch den kirchlichen Gebrauch noch erhabener gilt, als es sonst der Fall wäre. Aber es ist ganz offenbar bei Kittels Überetzung, daß sowohl Satzbau wie Versbau oft undeutsch klingen.

Man hat sowohl in deutscher wie in englischer Poesie in neuerer Zeit mit einigem Erfolg die hebräische Strophe nachgeahmt. Aber da war man frei von einem Urtext, den man überetzen wollte. Die Sprache konnte frei fließen, und es kam nur auf die Nachahmung des Versbaues hinaus. Das klingt dann wie die englische oder deutsche Psalmenüberetzung in der Bibel. Das ist echt englische und echt deutsche Poesie. Kittels Überetzung dagegen mutet oft an wie die Sprache des Juden Maximilian Harden im „Tag“ oder auch wie die von Gerhardt Hauptmann in seinen ersten Dichtungen. Der Dichter hat seinen Stil neuerdings gebessert, der politische Agitator hat die alte Art mit Erfolg beibehalten. Aber das ist auch nicht auf Erbauung sondern auf Effekthascherei berechnet. Das letztere darf man freilich nicht von Kittels Überetzung sagen. R.

Seeberg, Geh.-Rat Prof. D. Dr. Dr. Reinhold, Berlin: Ewiges Leben?
1915. VIII, 107 S. M. 2.25, geb. M. 2.75.

Inhalt: 1. Die Leidtragenden. 2. Leben, altern, sterben, totsein. 3. Das geistige Ich und die materialistische Seelenlehre. 4. Fortexistenz und Fortleben. Die Religionsgeschichte. 5. Die verstandesmäßige Betrachtung der Welt. 6. Die Welt als Leben und Wille. 7. Die Erfassung des Lebens. Empfindung, Wille, Denken. 8. Das geistige Leben. 9. Der Geist und die Geister. 10. Ewiges geistiges Leben, Seligkeit. 11. Die Zerstörung des ewigen seligen Lebens durch das Böse. 12. Die Erlösung zum Leben durch den Geist Christi. 13. „Auferstehung des Fleisches“. 14. Das jüngste Gericht im Neuen Testament. 15. Das doppelte Ende. 16. Unsere Furcht vor dem Tode. Das persönliche Fortleben. 17. Christus die Höhe des Geistes und das ewige Leben. 18. Das ewige Leben im deutschen Kirchenlied. 19. Die Unreifen, Ungläubigen und das ewige Leben. 20. Das Wiedersehen. 21. Die ewige Seligkeit. 22. Weltgericht und Weltgeschichte. 23. Die Hölle. 24. Zwei Bilder. — Anhang: Das Rätsel des Spiegels.

Seeberg ist Professor der Theologie in Berlin und steht an der Spitze der Positiven in der preussischen Landeskirche. In jüngster Zeit wurde ihm freilich in verschiedenen kirchlichen Blättern Vorhalt getan über einige Auslassungen, die eine Fundamentallehre der Kirche verflüchtigten; wenn ich mich recht besinne, handelte es sich um Christi Person oder um die Göttlich-

keit der Schrift oder beides. Aber es nahmen ihn auch andere wieder in Schutz, weil er mißverstanden sei.

Seeberg wendet sich in der vorliegenden Schrift an Gebildete, die über den Verlust von ihren Toten, die der Krieg weggrafft, trauern und dabei angefochten sind von den Zweifeln, wie sie durch die herrschende Geistesrichtung erzeugt werden.

Wahrscheinlich deswegen ist die Sprache Seebergs und sein Gedankengang überaus abstrakt, so daß die Schrift weniger wie eine Botschaft als vielmehr wie ein philosophisches System anmutet, das sich weniger an das Gemüt als vielmehr an den räumnerenden Verstand wendet.

Die Gedanken, die der Autor verarbeitet, bleiben im biblischen Rahmen und umfassen alle Lehren der Schrift, wie aus der Inhaltsangabe zu ersehen ist. Nur zwischen 11 und 12 fehlt das Hauptstück der Schrift, die Rettung aus der Sündennot durch den stellvertretenden Tod Christi. Daraus geht hervor, daß Seeberg ein Schüler Ritschls ist. Damit stehen seine verwässerten Auffassungen von Zorn Gottes, Gericht und Verdammnis in Verbindung, und ebenso erhellt daraus, daß jede Aussage über die andern Lehren in antibiblischem Sinn beeinträchtigt sein muß. Er trägt nicht Evangelium vor, um die Trauernden zu trösten, sondern er zeigt, wie durch die Heiligung, die freilich durch den Geist Christi bewirkt wird, der Mensch gottähnlich wird. Das nennt er Erlösung, und es hört sich so an, als ob der Blick der Verzagenden auf die Hilfe von Gott gerichtet werde. Aber bei genauem Zusehen ergibt sich, daß des Menschen Hoffnung immer nur in ihm selber gesucht wird. Damit steht in Verbindung, daß der Zweifel in Bezug auf die leichtlebige Jugend, die jetzt plötzlich vor dem Tode steht, sich damit löst, daß unser Urteil über ihre Sünde und deren von Gott trennende Kraft stark abgemildert wird. Es ist eine interessante Beobachtung, daß man mit Seeberg mitgehen kann in den ersten elf Kapiteln, solange er sich bei der Anthropologie aufhält; und das trotz der philosophierenden Weise. Von dem Moment an, da er es versäumt, zu rechter Zeit auf den Kern des Evangeliums von Christo zu kommen, wird alles falsch, was er über Schriftlehren sagt. Man muß sich bei diesem Urteil freilich gegenwärtig halten, daß Seeberg nicht „Schriftlehren“ in unserm Sinne bringen will. Dazu kritisiert er die heiligen Schreiber wegen ihrer beschränkten Auffassungen viel zu viel und „weist nach“, wie Jesus und Paulus die alttestamentlichen Auffassungen verlassen haben. Seebergs Trostlehre ist die Idee des Christentums, wie sie sich am Ende des XIX. Jahrhunderts herausgebildet hat unter dem Einfluß des Rationalismus. Denn Ritschls Gedanken sind der alte Rationalismus pure and simple, mit einem lutherischen pastoralem Mantel angehan. Diese Gedanken haben hier nun noch ein ganz besonderes Gewand von Seeberg bekommen.

Eben deshalb ist aber nicht einzusehen, wie Seeberg dem Leser zuzumuten kann, sich durch die vorliegende Schrift trösten zu lassen, da diese tatsächlich nichts anderes beansprucht als Meinungen vom Autor selbst zu sein, also Meinungen ohne alle Autorität.

Das führt eine zweite interessante Beobachtung herbei, die ich zum Be-

ften mancher unserer Kritiker unter uns hierher setzen will, die aber auch einem außerhalb unserer Kreise, wenn er sie zufällig lesen sollte, nicht schaden werden.

Man hat unserer Theologie oft den Vorwurf gemacht, daß sie nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehe mit der Wissenschaft Europas, speziell Deutschlands, und insofgedessen rückständig sei. Der Vorwurf, so wie er dasteht, und wie er meistens gemeint ist, ist falsch; denn er geht nicht aus einem tieferen Verständnis dessen, was allein not ist, hervor. Das sieht man an den Versuchen, daraufhin Besserung zu schaffen.

Es ist aber ein Körnlein Wahrheit in dem Vorwurf. Wir sind bei den vorliegenden Verhältnissen auf Inzucht angewiesen, und das hat seine Gefahren. Der Geist wird dadurch eng und starr. Wenn er dann doch mit der Welt aneinandergerät auf irgendwelchem Gebiete, dann zerbricht er leicht. Das hat sich in den letzten dreißig Jahren verschiedentlich erwiesen. Die Sätze, die man unter uns gelernt und festgehalten hat, werden zu Formeln, die des Geistes entbehren. Darum erweisen sie sich nicht als fruchtbringende Kräfte, wenn sie auf anderen Boden verpflanzt werden; sondern es entsteht ein Zwitterwesen, da man in der Theologie auf der Kanzel die alten Sätze festhält, im Leben aber, in der Wissenschaft, in der Erziehung, in der Kunst, im Staatsleben usw., ja im kirchlichen Leben, mit den andern mit schwimmt, oder sich widersetzt ohne einen entsprechenden geistigen Einfluß auszuüben. Das widerspricht jeder verständigen Auffassung von Geschichte und im letzten Grunde dem Evangelium.

Gott waltet in der Geschichte seiner Kirche nun einmal so, daß er die gesammte Geistesarbeit der Welt in seinen Dienst nimmt, um dem Evangelium immer wieder einen Boden zu bereiten, auf dem es mit neuer Anregung neues Leben schafft. Wie man unter unsern Verhältnissen dieser Auffassung gerecht werden soll, da bei den ausschlaggebenden Faktoren das rechte Verständnis dafür noch mangelt, ist mir gegenwärtig nicht klar. Mit Fixen und Machen ist der Sache nicht gedient. Es wird bei uns wohl auch so kommen, wie immer im Verlauf der Geschichte, daß Gott uns durch schweren Schaden zeigt, daß all unsere Luftgespinnste und vielen Künste uns nur weiter von dem Ziel bringen, und daß er dann die Hülfe bringt, wo wir es nicht erwartet haben.

Wir können darum vorläufig nur auf die Gefahr aufmerksam machen und inzwischen dadurch, daß wir das eine, was not tut, mit Beziehung zu dem gesamten Geistesleben, wie es uns berührt, fleißig treiben, den Boden in kleinem Kreise bereiten helfen, damit, wenn große Umwälzungen an uns oder unsern Nachkommen herantreten, sie einigermaßen vorbereitet sind.

Diese Digression hat uns von unserer eigentlichen Sache abgebracht. Sie war aber notwendig, weil der Gedanke von der Gefahr der Inzucht wie schon manches andere etwas neu anmutet und wir bei der allgemeinen Sicherheit dem Vorwurf der Neuerungen begegnen mußten.

Die obige Bemerkung von dem Vorwurf der Rückständigkeit unserer höheren Schulen sollte aber bei der Betrachtung von Seebergs Schrift auf einen Vergleich der gebildeten Deutschen und unserer ungebildeten „dilet-

tantischen“ Verhältnisse aufmerksam machen. Achten wir drauf wie Seebergs Meisterchrift unwirksam ist, weil sie jeder gebildeten Kulturforderung in solcher Lage nicht entspricht, während bei uns jeder halbwegs tüchtige Pastor auf die rechten Sprünge kommt.

Seeberg will trösten. Er will gebildete Leute trösten. Es ist eine große ergreifende Lage, da er trösten will; in dem allgemeinen Sterben des gegenwärtigen Krieges, das die Gemüter des deutschen Volkes bei der allgemeinen tüchtigen Anspannung auf allen andern Gebieten mehr ergreifen und für das rechte Wort mehr empfänglich machen muß als sonst. Selten hat jemand für das rechte Wort eine solche Gelegenheit gehabt.

Gebildete Leute tröstet man nicht anders als den „gemeinen Mann“. Wenn Seeberg das nicht wußte aus einem von der Schrift geschärften Verständnis für Sünde, Gericht und Verdammnis, für die Qual eines bösen Gewissens, für die Sehnsucht nach Rettung, für Glaube und Hoffnung, dann mußte er das wissen aus allgemeiner Menschenkenntnis, die durch Geschichts-, Literatur- und Kunststudium geschärft ist und durch die beiden letztern auch Anleitung hat, nach den rechten Mitteln zu greifen. Und wenn das nicht langte, dann mußte die gegenwärtige große Bewegung in dem deutschen Volke diesen Gedanken oben an stellen, daß man den gemeinen Mann in dieser gemeinsamen Not nicht mit anderen Gedanken kommt als dem Gebildeten, und umgekehrt. Das Gesetz und das Evangelium Gottes hätten jedenfalls vor diesem Mißgriff bewahrt. Weiter, wie tröstet man? Doch nicht mit verständigem Raisonement sondern mit einer Botschaft; vorab in der Lage, da man es nicht etwa mit geschäftlichen Unternehmungen, auch nicht mit medizinischen Entwicklungen, sondern mit dem Tode zu tun hat, wie er noch nie an die Völker herangetreten ist.

Seebergs Schrift ist, was die gebildete Form anlangt, eine Meisterchrift. Da ist ein feiner Geist, der die schwierigsten abstrakten Probleme des Menschenlebens mit philosophischer Schärfe und zugleich mit einfacher, klarer, präziser Sprache, die auch des poetischen Anflugs nicht entbehrt, darzustellen versteht. Er kommt nicht auf Nebensachen, er läßt auch keinen von seinem Standpunkt wichtigen Gedanken aus; und alles stellt er an seinem Ort und nach Maßgabe seiner Wichtigkeit so fein dar, daß das Ganze ein wohlausgearbeitetes abgerundetes Meisterwerk ist. Aber es läßt kalt. Es ist keine Seele darin.

Gerade Seeberg hat ein paar feine Beobachtungen über Intuition, Empfindung und Wollen, über Gemüt gegenüber dem Verstande. Aber das scheint auch nur Raisonement zu sein; sonst hätte ich erwartet, daß der Autor mit künstlerischer Intuition drauf gekommen wäre, seinen Lesern in der furchtbaren Not nicht mit Theorien, oder gar mit seinen Theorien, sondern mit großen Tatsachen, mit einer Botschaft von allmächtiger Autorität, zu kommen.

Es handelt sich einem übermächtigen Geschick und einer dunkeln Zukunft gegenüber um Trost, der das Geschick überwindet und das Dunkel erhellt. Hilfe und Gewißheit sind die einzigen Dinge, mit denen man da kommen darf. Und das ist beim Gebildeten genau so wie beim Ungebildeten.

Daraus ergibt sich die entsprechende Sprache. Man kann von diesen Dingen reden in dialektischer darlegender erklärender Form. Je mehr diese in den Ton der dogmatisierenden Darstellung verfällt, desto mehr entschwindet der Eindruck der Botschaft und umgekehrt. Je mehr man es mit dem Problem, das gelöst werden soll, zu tun hat; je mehr dem Redner der Eindruck der großen Botschaft verloren geht, desto mehr bekommt die Rede den rätsonnierenden Ton. Und gerade so ist es mit der Gewißheit und ihrem Einfluß auf die Rede. Ist die Sache ungewiß, ist sie bloß Meinung, dann wird die Rede naturgemäß Rätsonnement, das man im Schweiße seines Angesichts dem andern aufreden muß. Ist dagegen der Redner erfüllt von einem großen Gedanken, der nicht nur seinen Verstand sondern sein Herz in Glaube, Liebe und Hoffnung ausfüllt, steht er unter dem Einfluß der großen Botschaft, die er verkündigt, desto mehr wird sich das ausdrücken in zuberstichtlicher erhabener schlichter Rede. Dem einen fließen dabei große Bilder zu, der andere bleibt bei einfacher Darstellung. Wir hier greifen naturgemäß auf die große Ausdrucksweise der deutschen Bibel zurück. Aber immer bleibt die Rede schlicht; denn anders geht es nicht bei großen ersten Dingen. Seebergs Rede zieht nur selten die Schrift an. Es verdirbt dieses auch das Vertrauen der Leser, indem er unnötigerweise und ohne sichere Beweisführung die Zuverlässigkeit des Schriftausdrucks abschwächt, eben wegen der Bildung der Leser. Wo der Autor selber warm wird und seine Rede einen poetischen Anflug gewinnt, bleibt es doch hinter dem überzeugenden konkreten Ausdruck der Schrift zurück. Es ist dies nicht Mangel an literarischem und künstlerischem Verständnis bei Seeberg, sondern Resultat seiner Theologie. Wer nicht an die Schrift einfältig glaubt, kann sie nicht gut zitieren. Wer nicht übermächtige Wahrheiten des Evangeliums annimmt, einfach, wie sie geschrieben stehen, kann nicht anders als vermässerte Meinungen vorbringen, und aller Bilder Schmuck wird die Abschwächung nicht verdecken. Tröstliche Überzeugungskraft kann man nicht machen, sondern die liegt in der Wahrheit selbst, und die überwindet den Redner oder Schreiber so, daß er selbst nicht weiß, wo seine überzeugende Rede auf einmal herkommt.

Wie weit eine falsche Theologie aber auch den guten Geschmack tatsächlich verdirbt, sieht man bei Seebergs Zitaten aus dem Kirchenlied. Das große Lied des XVI. Jahrhunderts kommt bei ihm gar nicht zur Geltung sondern das spätere vom Ausgang des XVII. Jahrhunderts. Ja, das saft- und kraftlose Nearer my God to thee in der noch mehr verblähten deutschen Übersetzung hat hier seine Stelle. Das braucht wieder nicht notwendig ein Mangel an richtigem literarischem Urteil bei Seeberg zu sein, sondern es kann daran liegen, daß er für seine Auffassung keine Beispiele in den besten Kirchenliedern fand. Aber das hätte ihn zurechtweisen sollen. Daß das nicht geschah bei dieser großen ergreifenden Gelegenheit, das läßt mich doch stark zweifeln an dem vielgerühmten guten Geschmack da drüben. Doch wir wollen hier den Mund nicht voll nehmen. Auch bei uns hat es sich in den Äußerungen, die bisher verlauteten, noch nicht ergeben, daß die große Gelegenheit jemand gefunden hat, der wie in den Tagen der Apostel oder Lu-

thers das Evangelium in großer der Situation entsprechender Weise auf die vorliegende Lage angewandt hätte. Man kann das auch nicht machen. Das muß, von Gott gegeben, werden. Wir haben es inzwischen nötig, Fleiß anzuwenden, daß wir Gottes Wort nicht nur dem Buchstaben nach rein behalten, sondern daß auch unser inneres Leben mit seinem ganzen Sinnen und Fühlen dem entspreche, so daß es ein einheitliches wahres Leben sei mit unserm äußern Reden und Handeln zusammen. R.

A Grammar of the Greek new Testament in the light of historical research, by A. T. Robertson.
Hodder and Stoughton, New York. George H. Doran Co.

Was in der Quartalschrift bemerkt wurde, als Moultons Prolegomena zu einer Grammatik des Neuen Testaments heraus kam, hat sich jetzt bewahrheitet. Deißmann und Moulton legten zu viel Gewicht auf einige Beobachtungen, die der erstere in Bezug auf die bisher sogenannten Hebräismen des N. T. in den Texten seiner Papyrus gemacht hatte, nach denen er die hebräischen Einflüsse in der Sprache des N. T. ganz leugnen wollte. Daß die beiden Neuerer darin zu weit gingen, ist jetzt ziemlich allgemein zugestanden. Dabei bleibt ihre Beobachtung, daß das Griechisch des Neuen Testaments die im Osten gebräuchliche Koine ist, zu recht bestehen.

Robertson hatte damals schon die Arbeit begonnen, die das vorliegende Werk schuf. Auf 1400 Großoktseiten führt der Verfasser die Entwicklung des neutestamentlichen Griechisch in jener Übergangszeit vor. Die Arbeit macht etwas den Eindruck der Kompilation, weil R. die Bemerkungen der verschiedensten neutestamentlichen Grammatiker über die gerade vorliegenden Gegenstände aneinanderreicht, ohne daß die Nötigung dazu immer klar ist, und oft so, daß der strenge Zusammenhang unterbrochen wird. Aber das macht die Lektüre des Buches dennoch interessant. Obgleich es äußerlich die gewohnte Form der Grammatik beibehält, so ist es doch eigentlich eine Geschichte der Sprachentwicklung in Bezug auf einen speziellen Fall. Es ist das Buch deshalb keine Sammlung von Regeln. Es stellt die Sache überhaupt so dar, daß die Sprache des Neuen Testaments, weil sie eben fast durchaus nicht eine Schriftsprache jener Zeit sondern die Sprache des ungebildeten Volkes ist, mehr oder weniger regellos ist. Daher ist das Buch nicht für Anfänger, sondern für solche, die in der griechischen Grammatik gegründet sind. Für die wird das Studium des Neuen Testaments dann aber ein geistvolleres Verständnis der Sprache erzeugen, als es geschieht, wenn man wie bisher alles gesprochene Wort unter eine Regel oder eine Ausnahme preßte.

Außerdem liegt eine ziemlich umfangreiche Verarbeitung des gesamten Textes vor, so daß das bloße Lesen der Grammatik einen fleißig durch alle Bücher des Neuen Testaments führt. Wer der Sprache des Neuen Testaments besonderes Interesse entgegen bringt, hat hier alles bisher Ermittelte zusammen und kann kaum ohne das Buch fertig werden, wenn er sich sonst nicht sehr viel Bücher zusammen kaufen will, für deren Studium die Leser des Neuen Testaments gewöhnlich nicht die nötige Zeit haben. R.